Andreas Hunger
bürgl. Buchbinder
IN WIEN
Leopoldstadt, grosse Fährmannsgasse
Eck der Comödiengasse, rück-
wärts des Carl Theaters, zu ebner Erde

Eigenthum
des
Anton Brandler,
Inhaber
der deutsch und französischen
Leihbibliothek,
Landstrasse, Krügelgasse Nr. 327
in Wien.

3096 III

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Siebzehnter Band.

Neue Folge. Fünfter Band.

Erzählungen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

Erzählungen.

Von

Ludwig Rellstab.

VEREIN „BIBLIOTHEK"
WIEN

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1847.

RBR
Jantz
#111
bd.5

Inhalt.

Seite

Die Venetianer. Eine Novelle 1

Die Strandbewohner. Eine Novelle 147

Der Pflegesohn. Frei nach dem Französischen 305

Die Venetianer.

Eine Novelle.

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Erstes Capitel.

Seit zwei Monaten erregte in Venedig ein Mädchen eben so durch ihre unerklärten, ganz eigenthümlichen Lebensverhältnisse, wie durch ihren Geist und ihre Schönheit allgemeines Aufsehen. Sie nannte sich Rosaura, war auf einem griechischen Schiffe aus Constantinopel gekommen und hatte sich Venedig zum Wohnorte gewählt. In ihrer Begleitung befand sich eine Alte, die man, außer in der Frühmesse von San Marco, nirgends zu sehen bekam, und eine artige Zofe, Namens Lucie, welche nicht abgeneigt war, ein Geschenk anzunehmen, um den jungen reichen Nobili von Venedig, die von dem Reize Rosaurens gefesselt waren, den Zutritt zu ihrer Gebieterin zu verschaffen. Dies war Alles, was man in der Stadt wußte; desto mehr aber wollte man wissen, desto seltsamere Gerüchte trugen sich umher. Nach einigen war Rosaura eine griechische Fürstin, die ihrem grausamen Gemahl entflohen sei; Andere behaupteten, sie sei nicht vermählt, sondern habe nur die Flucht ergriffen, um einem verhaßten Ehebande zu entgehen, zu dem ihr Vater sie zwingen wollte. Noch Andere hatten die Vermuthung aufgestellt, sie sei dem Harem des Großherrn entflohen, wohin sie von Corsaren geraubt, verkauft gewe-

sen sei. — Es schien ihr selbst darum zu thun, diese Gerüchte unbestimmt und dunkel zu lassen, denn sie wich jeder noch so entfernten Frage, welche ihre früheren Schicksale berührte, entschieden, doch mit Gewandtheit aus und wollte die auffallende Erscheinung, daß ein so junges, wahrscheinlich unvermähltes weibliches Wesen ganz als eigene Herrin ihres Thuns dastehe und sich eine Freiheit der Lebensverhältnisse gebildet habe, auf die nur der Mann Ansprüche zu haben glaubt — durch Nichts erklären, als durch die Natur ihres Wesens, die oft noch räthselhafter war als ihre äußerliche Lage.

Von dem ersten Tage an, wo sie lustwandelnd auf dem Molo erschien, hatte der ganz eigenthümliche Reiz ihrer Erscheinung unzählige jüngere und ältere Nobili gefesselt. Alle hatten sich ihr zu nähern versucht, sie aber hatte mit ungebundenster Willkür Diesen aufgenommen, Jenen zurückgewiesen, Jenem Freundliches gesagt, Diesen verspottet, mit Einem nur ernst und, wie es schien, tief bewegt, gesprochen, mit dem Andern nie etwas Anderes gethan, als gescherzt und gelacht. Doch hatte ihr Scherz oft etwas Bitteres, nicht gegen einzelne Personen, sondern gegen die Welt überhaupt. Auf jede Weise aber lockte und zog sie unwiderstehlich an, wen sie wollte, und es war weniger ihre Schönheit, durch welche sie so viele Verehrer fesselte, als dieses wunderbar phantastische Wesen, das sich auch in ihrem ganzen äußern Erscheinen, am zartesten aber in den Zügen ihres Antlitzes, in dem wechselnden Strahle ihres Auges aussprach, welches bald lächelnden Glanz der Heiterkeit, bald zarten Schimmer der Wehmuth zurückspiegelte, oft aber auch in dunkler, schwärmerischer Glut, ja im tiefbrennenden Feuer der Leidenschaft aufflammte. So schien es Jedem, der mit ihr umging, als sei Das, was man von

ihr hörte und sah, nur ein einzelner, geringer Theil ihres Selbst und als halte sie noch viel holdere Zauber und wunderbarere Kräfte tief verschleiert und in sich verborgen.

Von den Vielen, die sie umringten, ihr schüchtern oder verwegen nahten, hatte keiner ihre Gunst in dem Maße gewinnen können, daß er sich mehr als einer leichten Höflichkeit oder Freundlichkeit, die stets mit der feinsten Sitte in dem Einklange blieb, hätte rühmen dürfen. Weder die Glut zärtlicher Blicke und überredender Worte, noch die Pracht reicher Geschenke gewannen ihr einen nähern Antheil ab. Auch war sie hierin so willkürlich wie in Allem, denn oft wies sie die reichsten Gaben wie beleidigt zurück; dann nahm sie wieder die geringste Kleinigkeit mit Freundlichkeit auf und wußte reicheren Bewerbern sogar durch eine Art anmuthigen Zwanges große Geschenke abzugewinnen, zumal wenn sie bemerkte, daß der Geber zwar den Schein der Freigebigkeit hatte, aber es nicht wirklich war. Meist pflegte auch ein solcher Ritter, der sich nun durch ein mit schlecht verhehltem Verdruß gebrachtes Opfer einen sichern Platz in ihrer Gunst und ihrem Besuchzimmer erkauft zu haben meinte, von Stunde an schnöde behandelt, verspottet, wol gar vor der Thür abgewiesen zu werden, als sei Rosaura nicht zu Hause, bis er, auf's äußerste gekränkt, ganz wegblieb. Daß die eigenwillige Schöne daher, trotz ihrer Reize und Liebenswürdigkeit, doch nachgerade eine Menge Feinde in Venedig hatte, daß namentlich die Frauen, die auf ihre Siege eifersüchtig waren, solchen Anlaß eifrigst benutzten, um die schmähendsten Gerüchte über sie zu verbreiten, ist begreiflich. Rosaura erfuhr es und auf ihre Weise spottete sie bald darüber, bald fühlte sie sich tief beleidigt und vergoß Thränen; niemals aber kam es ihr in den Sinn, ihre Lebensweise auch nur im mindesten zu ändern. — Dazu

wäre es aber auch zu spät gewesen; denn die stolzen Frauen der Nobili, welche sie schon von Anfang an als eine unbekannte Abenteuerin über die Schulter angesehen und die Sagen von ihrer fürstlichen Geburt und Aehnliches spöttisch belächelt hatten, betrachteten sie jetzt als eine öffentliche, aber schlaue und geistvolle Buhlerin, die ihr unwürdiges Gewerbe mit tausend Künsten zu verschleiern wisse und vielleicht nur aus Klugheit, um die Waare im Preise, die Lust darnach rege zu erhalten, mehr versagte, als sie zu gewähren schien.

Rosaura saß hinter großen Blumenstöcken, die auf dem nach der See hinausgehenden Balcon ihres Saales standen, und Lucie flocht ihr das Haar, weil sie bald zum Abendspaziergange nach dem Molo fortwollte. — Das Meer in tiefster Ruhe glich einem krystallenen See; der dunkle italienische Himmel und am äußersten Rande die Abendröthe spiegelten sich darin ab. Kein Hauch des Windes bewegte die Fläche; nur der plätschernde Ruderschlag von den vorübergleitenden Gondeln brachte hier und da einen leichten Wellenschlag hervor, dessen dunklere Spuren sich in langen Streifen durch die ruhige Flut zogen. — Rosaura hatte einige Male ungeduldig das Haupt bewegt, ein Zeichen, welches Lucie schon kannte, die sich daher beeilte, mit ihrem Geschäfte fertig zu werden. „Der Abend ist schön," begann sie, um ihre Gebieterin zu zerstreuen; „der Molo wird sehr besucht sein. Wol hundert Gondeln sah ich schon hier vorbeikommen. Auch der junge, schöne Offizier," fuhr sie scheinbar gleichgültig fort, „der die Nachricht von dem Siege der Flotte gebracht hat, fuhr eben vorüber. Habt Ihr ihn gesehen, Signora?"

„Nein! Wer kann nach allen den jungen Thoren sehen?" erwiderte Rosaura fast unwillig.

„Er hat auch nicht nach dem Balcon heraufgesehen,“ fuhr Lucie fort; „es ist unhöflich von ihm, denn Ihr warfet ihm doch neulich einen so schönen Lorberkranz in die Gondel hinab, als er vorüberfuhr!“

Rosaura bewegte das Haupt noch ungeduldiger. „Schwätzerei! Spute Dich, statt zu plaudern!“ — Dem Tone dieser Worte gab Lucie eine ganz andere Erklärung, als darin zu liegen schien, beobachtete aber ihre Gebieterin genauer. Da sah sie einen Silbertropfen auf ihren schönen, nachlässig im Schooße liegenden weißen Arm fallen und gleich darauf einen zweiten, die Rosaura beide hastig mit dem Tuche verwischte.

„Gewiß ist Euch eine der unausstehlichen Seemücken ins Auge geflogen,“ sprach Lucie, indem sie die letzte Nadel im Haare befestigte, mit dem angenommenen Tone der Unbefangenheit; „sie verleiden mir den Aufenthalt in Venedig ganz und gar!“

„Du bist unerträglich, Mädchen!“ rief Rosaura und sprang auf. „Du weißt recht gut, wie Du mich quälst, aber Du hast Deine Freude daran.“ — Dabei brach sie in Thränen aus, verhüllte sich das Antlitz und sank wie erschöpft in einen Lehnsessel.

„Signora!“ bat Lucie und näherte sich schüchtern; „wie konnte ich glauben, daß ich Euch so tief verletzen würde? Daß Ihr den schönen, tapfern Jüngling gern gesehen, ließ sich zwar errathen; Eure Thränen erkläre ich mir auch, aber nur aus Verdruß über seine unritterliche Gleichgültigkeit.“ — Rosaura schwieg und seufzte.

Lucie hatte durch den Schmerz ihrer Gebieterin ihre heitere Stimmung noch nicht verloren. — „Ich begreife nicht, was Ihr fürchtet, Signora,“ sprach sie; „wenn der junge Mann Euch auch ein oder zwei Mal unbemerkt

gelassen hat, so ist vielleicht daran nur der Zufall schuld. Ihr habt ihn einige Male im Gedränge auf dem Molo gesehen, ihn angelächelt und er hat Euch nicht begrüßt! Je nun, es ist auch möglich, daß er zerstreut war und Euch zwar zu sehen schien, aber doch nicht sah; denn wie oft heften wir unser Auge starr auf einen Punkt und sehen doch nicht, was daselbst vorgeht."

„Weil unsere Seele und unser Herz nicht bei dem Blicke sind!" seufzte Rosaura.

„Nun freilich, weil sie eben zufällig wo anders weilten, also auch durch das Auge nichts in sie eingehen konnte? Wenn aber —"

„Und vergissest Du den Kranz?"

„Ihr warfet ihn vom Balcon in seine Gondel, tratet aber viel zu rasch hinter die Blumenstöcke zurück. — Ich sah doch, daß er sich oft nach dem Balcon umschaute. Wie nun, wenn er Eure That für einen Zufall gehalten hätte und aus Bescheidenheit nicht hinauf blickte, Euch nicht zu beschämen? — Und wenn auch nicht! Wenn er auch ganz kalt und gleichgültig wäre, doch sollte er mir nicht entgehen, wenn ich Eure Reize besäße. Welcher Mann widerstände dem Reize der Jugend, der Schönheit und vollends seiner Eitelkeit? Ich würde mich getrauen, den Stolzen zu umgarnen, vollends Ihr! So viel wird den Männern nicht geboten, daß sie so schwierig in der Auswahl sein sollten!"

„O ja, wir vermögen Jeden zu fesseln, mit dem wir spielen, der uns gleichgültig ist; nur Den nicht, der uns schon gefesselt hat." — Bei diesen Worten füllten neue Thränen Rosaurens schönes Auge.

„Wenn Ihr mir folgen wollt, Signora," sprach Lucie lebhaft, „so will ich Euch meinen Kopf zum Pfande

setzen, daß der junge Held in wenigen Tagen der Eurige ist."

„Ja, zum flüchtigen Genuß des Augenblicks, um mich dann desto kälter zu verstoßen! Wenn ich mich so preisgeben will, dann freilich auf solche Bedingung ist er mein, wie Jeder in Venedig."

„Führt ihn nur erst so weit, so wird das Uebrige sich leicht finden," fuhr Lucie dringender fort.

„Ja, die Verachtung nach dem Genusse," sprach Rosaura empört und stand auf; „ich will fort ins Freie, in das Gedränge des Molo."

Lucie ließ die Gebieterin nicht so leicht davon. „In Eurer Stelle," sprach sie, „besuchte ich morgen das Fest, welches der Doge auf seiner Villa zur Feier des Sieges über die Türken gibt, denn ich weiß, Signor Ludovico wird dort sein."

„Du bist eine Rasende," entgegnete Rosaura, „ich auf dem Feste des Dogen! Ich, der die stolzen Frauen der Nobili ausweichen wie einer Verpesteten."

„Wer will Euch in der Maske erkennen?" fiel Lucie rasch ein. „In Venedig geht Alles in Larven zum Feste, eine Freiheit, die Euch ebenso gestattet ist. Dort könnt Ihr Ludovico sehen, sprechen, ihn durch Geheimniß reizen, Euch endlich von ihm besiegen lassen, versteht sich, nur so, daß er selbst sich den Besiegten glaubt und den Preis des Kampfes noch in unerreichter Ferne vor sich sieht."

Rosaura hatte nachsinnend mit gesenktem Haupte dagestanden, dann sprach sie schon halb überredet: „Und vergissest Du, daß ich Foscari's Anerbieten, sein kleines Landhaus am Brenta zu beziehen, angenommen habe — daß ich morgen hinaus will?"

„Desto besser, die Villa des Dogen liegt noch über

Mestre hinaus. Um so weiter wird der Weg, auf dem Euch Ludovico in der Gondel begleiten darf, bevor Ihr ihn entlaßt; oder noch besser, Ihr bescheidet ihn zu einem Frühbesuche, wenn Alles sich dem Schlummer übergeben hat, und wandelt im Rosenduftе des Morgens am Ufer des Brenta auf und nieder mit ihm. Vielleicht wählt Ihr auch die dunkle Laube —"

„Schweig!" unterbrach Rosaura sie heftig, „schweig; ich will nichts weiter von Deinen Vorschlägen hören, sie führen alle nur zum Verderben!" — Bei diesen Worten hüllte sie sich in den dunkeln türkischen Shawl, den sie aus Constantinopel mitgebracht, und trat ihren Weg nach dem Molo an.

Kaum erschien sie daselbst, so versammelten sich wie gewöhnlich die jungen Nobili um sie her und umschwärmten sie von allen Seiten. Dieser sagte ihr etwas Schönes, Jener überreichte ihr einen Strauß der seltensten Blumen; Der warf ihr brennende Blicke zu, ein Vierter suchte ihre Gunst durch einen kostbaren Ring zu erwerben, den er ihr an den Finger steckte und es dabei wagte ihr die Hand leise zu drücken. Stolz und unwillig zog Rosaura sie zurück, streifte rasch den Ring wieder ab und sprach, zu Lucie gewandt: „Ich versprach Dir gestern ein Geschenk; hier nimm es." — Glühend vor Unwillen wandte sich der Beleidigte ab und verlor sich in der Menge.

Da trat aus dem Gewühle ein Mann von hohem Wuchse und stolzem Ansehen, doch schon in reiferem Alter, hervor. Es war der reiche, mächtige Marchese Foscari, der ebenfalls zu Denen gehörte, welche die Gunst Rosaurens suchten. Doch that er es nicht demüthig, bittend, schmeichelnd, sondern mit Würde, ja mit einem gewissen Adel; freigebig mit Gold, karg mit süßen Worten, dreist, aber gemessen in Dem, was er that. Er war der Einzige, den Rosaura nicht mit Willkür behandelte, wiewol sie sich sprö-

der gegen ihn zeigte, als gegen viele Andere; das machte, ihn fürchtete sie, denn er kannte sie — halb. Ein Zufall hatte ihn nämlich zu der Entdeckung geführt, daß Rosaura nicht reich war, so daß es ihr, so glänzend der Schein war, der sie umgab, bisweilen an dem Nöthigsten fehlte. Zwar kostbare Gewänder, indische und türkische Tücher, Schmuck besaß sie im Ueberfluß, weil sie dergleichen Dinge als Geschenk erhielt; doch gemünztes Gold fehlte ihr oft. In einer dringenden Verlegenheit dieser Art hatte sie die Alte in ihrer Begleitung zu einem jüdischen Wechsler geschickt und sich von diesem auf ein Stirngeschmeide eine Summe in Zechinen geliehen. Nach Verlauf der Zeit löste sie es nicht ein und der Jude bot es Foscari zum Kauf an, der es einmal in einem rothen Sammetkästchen bei Rosaura gesehen hatte. Er zahlte die Dukaten und brachte es heimlich mit zu Rosauren, wo das Kästchen noch immer, als enthalte es den Schmuck, auf dem Putztische stand. Unbemerkt öffnete er es, fand es leer, that den Schmuck hinein, der genau in die ausgezackten Räume paßte, und war nun seiner Sache völlig gewiß.

Rosaura bemerkte, was geschehen war, und eine dunkle Glut der Scham färbte ihr Angesicht. Foscari war großmüthig genug, nicht eine Sylbe zu sprechen, allein von diesem Augenblicke an suchte er seinem Ziele durch Freigebigkeit näher zu kommen. Rosaura aber fühlte sich durch ihn beängstigt und konnte nicht den freien, stolzen Uebermuth gegen ihn üben, den sie gegen Andere geltend machte, ja sie gewann nicht einmal in seiner Gegenwart den Muth dazu. So erschrak sie auch jetzt, da er so unvermuthet hinzutrat, als sie eben eine jener Handlungen des Uebermuths und der Verschwendung begangen hatte, die ihr Laune und Leichtsinn so oft eingaben. Er hatte jedoch nichts bemerkt oder

wollte nichts bemerkt haben, grüßte mit ritterlicher Feinheit, aber frei und ungezwungen, und nahm eben so den Platz an ihrer Seite ein, als sei er dazu berechtigt. So verloren sie sich im Gedränge des Molo.

Zweites Capitel.

Das Fest, welches der Doge Andrea Cornaro allen Edlen Venedigs zur Feier des Sieges gab, versprach eins der glänzendsten zu werden, die man seit langer Zeit erlebt hatte. Die weitläufigen Gärten, welche die Villa Cornaro umgaben, waren zauberisch beleuchtet. Blumenkränze zogen sich von Baum zu Baum; Musik erscholl aus den Tanzsälen und den Gebüschen. — Bereits waren die Lagunen mit unzähligen geschmückten Gondeln bedeckt, die ihren Weg nach der Villa nahmen, den Fluß hinaufruderten und dann an den Gärten Cornaro's anlegten, um die geschmückten Edlen und Frauen ans Land zu setzen. Wie es die venetianische Sitte jener Zeit gebot, war es im Belieben der Gäste gelassen, ob sie in Masken erscheinen wollten oder nicht, ob sie zu dem venetianischen Mantel eine ganze oder halbe Larve brauchten, oder eine eigenthümliche Tracht wählen mochten. Der allgemeine Sinn für die Maskenfreuden, das Geschick, die Uebung der Venetianer und Venetianerinnen, diese Art der Belustigung geistvoll zu erhöhen; endlich auch die Sicherheit, welche das strenge Gesetz Venedigs gerade den Masken gewährt, bewirkten, daß bei diesem Feste, so wie bei allen ähnlichen,

fast Niemand in seiner gewöhnlichen Tracht erschien, sondern Jeder wenigstens auf kurze Zeit eine Maske wählte, um irgend einen Scherz auszuführen oder ein artiges Abenteuer anzuknüpfen.

Ludovico Terno, der tapfere junge Krieger, den der Befehlshaber der Flotte, Marchese Dandolo, mit der Siegesbotschaft nach Venedig geschickt hatte, um ihn dadurch für seine eigene Tapferkeit in der Schlacht zu ehren und ihn der Quelle der Belohnung näher zu führen, Ludovico war von dem Dogen zu dem Feste geladen worden.

Ludovico hatte indessen die Ehre nicht eben mit großer Freude angenommen; denn erstlich war ihm das Gewühl glänzender Feste an sich zuwider und zweitens fühlte sich der Jüngling, der weder Ahnen noch Gold besaß, sondern als ein früh verwaister und in die Welt verstoß'ner Knabe, was er war, allein seinem wackern Schwerte zu danken hatte, unter den stolzen reichen Nobili von Venedig nicht frei und wohl. Mancher misgönnte ihm auch wol die Auszeichnung, die er so jung erfahren hatte, und ließ es ihn fühlen, zumal da er nicht einmal ein Citadino oder Bürger von Venedig, ja sogar nicht in der Stadt selbst geboren, sondern der Sohn einer armen Gärtnersfrau zu Campo-alto, mithin von der geringgeschätztesten Herkunft war. — Mismuthig und stumm ging er daher zwischen den glänzenden Masken auf und ab und suchte, so oft es möglich war, dem Gedränge zu entkommen, um einen einsamen Platz im Garten zu wählen. Junge Paare, die ebenfalls gern die stilleren Lauben aufsuchten, verscheuchten ihn jedoch oft wieder von einem solchen Zufluchtsorte und er mußte dann wider Willen unter das Drängen und Treiben der Masken zurückkehren, das ihm um so verdrießlicher war, als er elbst keine Larve trug und daher oft seinen

Namen mit scherzenden Anspielungen hören mußte, die er nicht erwidern konnte. Ein ähnliches Unglück dieser Art schien ihm bevorzustehen, denn eine schlanke Schöne, in der Tracht einer Zigeunerin, heftete ihre schwarzen brennenden Augen auf ihn und fragte: „Signor, soll ich Euch wahrsagen? Was gilt's, ich errathe den Grund Eures düstern Aussehens!"

„Leicht möglich, schöne Donna," antwortete Ludovico gezwungen lächend; „er liegt weder so tief, noch ist er so geheim."

„Ich sehe aber auch in die Zukunft; wollt Ihr mir Eure Hand vertrauen?"

Ludovico reichte sie lächelnd dar. „Hm!" sprach sie, indem sie sie aufmerksam betrachtete und hin und wieder befühlte; „eine Hand, die viele Abenteuer weissagt! Die Mitternachtsstunde wird Euch auf die Probe setzen! — An der großen Cypresse dort dürftet Ihr leicht ein Kleinod finden und verlieren! — Sucht nur dort, was Ihr verloren. — Pfeile und Schwerter schneiden vergeblich durch Euren Lebensfaden; wenn ihn nur die Flamme nicht verzehrt! — Haltet fest, was ich Euch in die Hand drücke!"

Ludovico fühlte einen ziemlich starken Druck, als würde ihm eine kleine Münze in die Hand gepreßt, und die artige Prophetin suchte ihm die Finger zur geschlossenen Hand zusammenzubeugen. Er leistete willig Folge, um Das, was er zu halten glaubte, nicht zu verlieren. Sie zog darauf ihre beiden weichen Hände zurück und sprach: „Schließt das Auge, zählt zwölf nicht rascher, als die Uhr auf dem Thurme von San Marco schlägt, und dann betrachtet den Talisman, den ich Euch geschenkt!"

Ludovico that, wie ihm geboten war; als er jedoch das Auge öffnete und zugleich nach der Zigeunerin und seiner

Hand blickte, war jene verschwunden und diese leer. Er war betroffen; eine röthliche Stelle in der Handfläche zeigte ihm, daß ihm zwar wirklich etwas hineingedrückt worden, aber nicht gelassen war. Mit Erstaunen aber erblickte er, daß sein eigner Siegelring ihm fehle. Er sah sich rings nach der Zigeunerin um — vergebens; er drängte sich durch die Masken — eben so vergeblich. An der großen Cypresse, die am entlegensten Theile des Gartens stand, hatte er zuvor, dessen erinnerte er sich ganz deutlich, in Gedanken versunken, mit dem Ringe gespielt. Die Worte der Wahrsagerin: „Sucht nur dort, was ihr verloren," fielen ihm jetzt wieder ein. Er eilte dahin; es war Niemand zu sehen, sein Ring nicht zu finden. „Seltsam!" rief er unwillkürlich aus; solltest Du wirklich hier ein Abenteuer erleben? — „Um Mitternacht!" hauchte eine Stimme neben ihm. Er sah sich um; die dunklen Taxusgebüsche rauschten, ein weißes Gewand schimmerte durch das Laub und verschwand im Dunkel der Nacht. Ludovico eilte nach, doch alle Bemühung, die räthselhafte Schöne zu finden, war umsonst. Der Garten hatte so verschlungene dunkle Irrgänge, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen und durchaus nicht errathen konnte, welchen der sich kreuzenden Pfade ein flüchtiger Fuß genommen hatte.

„Wunderliches Abenteuer!" sprach Ludovico für sich und blieb sinnend stehen. — „Je nun, vielleicht löst die Mitternachtsstunde Dir das Räthsel! — Du mußt Dich bis dahin gedulden!" — Um sich zu zerstreuen, begab er sich jetzt mitten in das Gewühl der Masken, entschlossen, Alles aufzubieten, um die geheimnißvolle Zigeunerin wieder aufzufinden. Allein wie er auch aus einem erhellten Laubgange in den andern schweifte, wie er die Tanzsäle und den Garten rings durchspähete, er entdeckte die Verschwun-

dene nicht. Endlich, indem er eben aus einer dunklen Platanenwölbung auf einen freien Platz trat, den das Licht des Mondes bestrahlte, sah er zu seinem freudigen Erstaunen jenseit desselben das rothe goldgestickte Gewand des Zigeunermädchens leuchten, wie es eben in einem erhellten Laubgang, wo sich viele Masken drängten, verschwand. Hastig wollte er nacheilen, doch in demselben Augenblicke kam ihm zu seinem Verdrusse der Doge, der mit Foscari Arm in Arm ging, in den Weg und redete ihn mit der freundlichen Höflichkeit des Wirthes und in jener herablassenden Weise an, welche dem milden, wohlwollenden Greise eigen war. Ludovico mußte Rede stehen; doch war er so zerstreut und verwirrt, daß er kaum wußte, was Cornaro ihn gefragt und er ihm geantwortet hatte. Hinzutretende Nobili gaben ihm Gelegenheit sich loszumachen und er setzte nun seine Nachforschungen fort, aber nicht glücklicher als zuvor.

Die ungeduldig erwartete Mitternachtsstunde war endlich herangekommen, ein Theil der Gäste hatte sich schon entfernt, der Garten war einsamer geworden. Ludovico schlich mit pochendem Herzen auf Nebenwegen der großen Cypresse zu. Als er in den abgelegenern Theil des Gartens gelangt war, hörte er, in einem dunkeln Gebüsch vor sich, murmelnde Stimmen; er stand still, horchte auf und blickte spähend durch die Zweige. Da sah er im Dämmerscheine des Mondes einen Mann von hohem Wuchs, der seine glänzende Festkleidung eben abgelegt und sich von einem Mohren einen weiten schwarzen Mantel überwerfen ließ. Hierauf zog er die Schuhe ab und ein Paar Reiterstiefeln an, die ihm der Mohr gleichfalls reichte; endlich übergab er demselben seinen zierlichen Degen und ließ sich dafür ein gewichtiges Ritterschwert umgürten. — „Ist Dein

Bündel fertig?" fragte er den Mohren, der die abgelegten Kleidungsstücke zusammenpackte und in ein Tuch bane." — „Ja, Herr!" — „So laß uns fort, ehe es zu spät wird. Du bist doch aber aller Deiner Leute sicher, und gewiß, daß der Alte fort ist?" — „Pah! fragt Ihr doch, gnädigster Herr, als ob ich ein Schulbube wäre! Ich dächte doch, ich hätte Euch schon sonst gezeigt, daß man sich auf mich verlassen kann!" — — „Gib mir die Larve! Wir können sie hier und dort brauchen!" — Der Mohr reichte seinem Herrn eine schwarze Larve, welche dieser anlegte und dabei sagte: „Also die Zigeunerin glaubst Du erkannt zu haben?" — Ludovico lauschte mit angehaltenem Athem — „So sicher wie mich selbst! Da wir einmal Verdacht hatten, schlich ich ihr so lange nach, bis ich —"

Weiter konnte Ludovico nichts verstehen, denn der Nobile, wenigstens mußte man ihn dafür halten, war eben mit dem Festbinden der Larve fertig geworden und drehte sich abwärts, worauf der Diener ihm folgte und die letzten Worte so abgewendet sprach, daß trotz der Stille der Nacht nicht zu hören war, was er sagte. Behutsam ging Ludovico nach, doch sie nahmen ihren Weg gleich darauf völlig abwärts von der großen Cypresse, so daß ihm nur die Wahl blieb, sie oder sein Geheimniß weiter zu verfolgen, und da zog er denn natürlich das Letztere vor.

Unter der Cypresse angelangt, fand er Alles rings umher einsam. Er wartete wol eine halbe Stunde. Mitternacht war längst vorüber; Niemand ließ sich sehen. Nur in der Ferne hörte er verworrene Stimmen, das Geräusch der abstoßenden Gondeln, das Rufen der Gondoliere, das Singen Anderer. Eben wollte er ungeduldig und mismuthig sein Abenteuer aufgeben, überzeugt, daß nur Zufall,

Scherz und Muthwille ihn getäuscht hätten, als er im dichten Buschwerke flüsternde Laute hörte und bald auch ein weißes Gewand durch die Nacht schimmern sah. Es waren zwei Frauen, Beide trugen lange weiße Schleier, waren aber sonst in dunkle Mäntel gehüllt.

„Du gehst gewiß fehl," sprach die Eine; „wir kommen so ganz von der Gesellschaft ab."

„Nein, nein, es ist schon richtig," erwiderte die Zweite; „ich habe unsere Gondel hier weiter hinauf bestellt, damit wir nicht so im allgemeinen Gedränge einzusteigen nöthig haben."

Ludovico glaubte in der Stimme der Letztern die seiner Zigeunerin erkannt zu haben. Doch hielt er sich still, um nichts Unvorsichtiges zu thun, was sein Abenteuer stören könnte, zumal da er zwei Schönen statt einer erblickte. Er drückte sich hinter den Stamm der Cypresse und hielt den Athem an.

Die Frauen traten auf dem dunklen Pfade auf den Platz vor der Cypresse hinaus. „Sieh, hier steht eine Bank," sprach die Erste, indem sie umherblickte. „Ich bin müde, ich werde mich hier niedersetzen. Geh' Du indessen hinab und sieh, ob die Gondel bereit ist; ich werde Dich hier erwarten." — Sie setzte sich, ihre Begleiterin ging. — Ludovico wußte nicht, was er glauben sollte, ob der Zufall dieses Zusammentreffen füge, oder ob es in Verbindung mit der Prophezeiung der Zigeunerin stehe. Daß die Letztere nicht zugegen war, davon hatte er sich wenigstens überzeugt. Er beschloß, zu warten, bis die nach der Gondel Gesendete weit genug entfernt und Alles einsam wäre.

Jetzt trat er hervor, ließ sich leise auf ein Knie nieder und ergriff unvermuthet die Hand der Sitzenden. Diese schreckte auf und wollte flüchten. Er aber ließ ihre Hand

nicht los und sprach: „Fürchte nichts, schöne Unbekannte; allein eine Prophezeiung sagt mir, ich solle hier ein Kleinod finden und diese Stunde werde prüfen. Beides scheint sich jetzo zu erfüllen und ein Frevler wäre Der, welcher solcher Orakel spotten wollte."

„Signor, ich verstehe, ich begreife Euch nicht," sprach die Dame; „laßt meine Hand los und, ich bitte Euch, steht auf! Wenn uns Jemand überraschte!"

Der Ton dieser Worte verrieth die Bewegung der Sprechenden. Ludovico stand auf, ließ aber ihre Hand nicht. „Sagt mir erst, schöne Donna, ob Euch die Zigeunerin ähnlich prophezeit hat wie mir!"

„Ich weiß von keiner Zigeunerin," erwiderte sie, doch ihre Stimme bebte und auch ihre Hand fühlte Ludovico in der seinigen zittern. Die Stille des Orts, das Seltsame des Abenteuers, die reizende Gestalt der Verschleierten und vor Allem der süße Ton ihrer Worte webten ein mächtiges Bündniß von Empfindungen, wodurch alle Ahnungen und wunderbaren Geheimnisse der Liebe plötzlich in Ludovico's Brust geweckt wurden. Er preßte die schöne Hand, die in der seinigen ruhte, feurig an seine Lippen.

„Mögen wunderbare Künste und Prophezeiungen, oder mag der wunderbare Zufall uns hier zusammengeführt haben," rief er aus, „ich fühle, daß eine höhere Bestimmung darin waltet. Darf ich den Schleier, der mir die Lippe verbirgt, von der ein so süßer Klang in mein Herz gedrungen ist, nicht heben?"

Stumm schlug die Fremde den Schleier zurück und wandte sich gegen den freundlich strahlenden Mond. Doch nur ein halb schmerzliches Lächeln rosiger Lippen und den Glanz zweier schwermüthig dunklen Augen gewahrte Ludo-

vico, denn eine schwarze Larve bedeckte die obere Hälfte des Angesichts.

„Wie?“ rief Ludovico aus, „Ihr wolltet grausam meiner spotten? Um Enthüllung flehte ich Euch und Euer Enthüllen ist nur ein tieferes Verschleiern.“

„Fürchtet Ihr denn nicht,“ sprach die Unbekannte lächelnd und halb scherzend, „daß Ihr Eure Hoffnungen getäuscht findet? Wer kann so viel Reiz besitzen, wie die gespannte Einbildungskraft sich zu malen weiß! Laßt mir die Larve!“

Ludovico war im Anschauen der lieblichen Formen des Kinnes und des reizenden Spiels der Lippen verloren, das durch die schwarze Larve und das silberne, zauberische Halblicht des Mondes noch gehoben wurde. Es ergriff ihn eine unbegreifliche Sehnsucht, die Züge des ganzen Angesichts zu erblicken. Mit einer Kühnheit, über die er selbst erstaunte, löste er das Band, welches die Larve festhielt. Die Schöne wehrte ihm zwar, indem sie seine Hand mit ihren beiden ergriff; doch nur sanft, nicht heftig, wies sie ihn zurück und sprach bittend: „O, laßt es! Ich zittre wahrlich davor! Laßt es“ — und das Lächeln ihrer Lippen war verschwunden und verwandelte sich in ein leises Beben. Ludovico bat dringender. — „Nein, nein, flehte sie.“ — Er drückte einen brennenden Kuß auf ihre Purpurlippen und rief: „Ich ersticke dieses Nein, bis ein Ja daraus wird.“

Seine Hand hatte das Band gelöst, die Larve fiel, ein Antlitz voll der süßesten Reize wurde sichtbar, aber sank schnell, verschämt, auf Ludovico's Schulter hinab. Er drückte die Zitternde fest an sich und seine Lippen glühten auf ihrer Stirn.

Plötzlich riß sie sich los, wandte sich ab, bedeckte das

Antlitz mit beiden Händen und rief: „O Gott, o Himmel, was soll aus mir werden!"

Ludovico umschlang die süße Gestalt auf's neue. „Mein sollst Du sein, mein mußt Du sein! Wer bist Du, Liebliche, mit welchem Namen nenne ich Dich?"

„So kennt Ihr mich nicht?" sprach sie und stand mit gesenktem Haupte vor ihm. — „O, laßt mich ungekannt bleiben!" rief sie schmerzlich aus und verhüllte sich in ihren Schleier.

„Nimmermehr, Du Holde, Unwiderstehliche! — Hier lege ich die Hand an mein Schwert und betheure Dir, nicht von Deiner Seite zu weichen, bis Du Dich mir genannt hast!"

„Rosaura — nennen mich die Einwohner Venedigs —" hauchte sie mit verzagender Stimme, gleich als spräche sie ihr eigenes Todesurtheil.

„Rosaura — und — und weiter, schöne Rosaura?"

Sie schwieg; ein heftiger Kampf war in ihren Zügen zu lesen, große Thränen traten ihr ins Auge. „Rosaura," wiederholte sie. — „Ihr kennt diesen Namen nicht? Und seid doch schon fünf Tage in Venedig? — Ach, so soll ich Euch nicht nur sagen, wer, sondern auch was ich bin? — Wisset, keine edle Venetianerin reicht Euch mehr die Hand zum Tanze, wenn Ihr Rosaurens Freund sein wollt!"

„Was kümmern mich alle die stolzen Thörinnen Venedigs!" rief Ludovico unwillig. „Du, die köstlichste Perle dieser Flut, sollst auch die Einzige sein."

„Versprich nichts, bevor Du mich nicht kennst!" sprach Rosaura und wandte den Blick zu Boden. — „Du sollst mich kennen lernen — ich will mich Dir ganz und wahrhaft zeigen und Du wirst milde sein. Willst Du?"

„Wer könnte Dir hart begegnen?" sprach Ludovico sanft;

doch schlich sich ein unerklärbares Ahnen und Fürchten in sein Herz, als er das reizende Wesen so sprechen hörte. Die reine Flamme, die sich in seiner Brust an ihrer Schönheit entzündet hatte, loderte plötzlich verdunkelt, als habe eine feindselige Macht giftige Stoffe hineingeworfen. — Beide schwiegen einige Augenblicke. Da rauschten die Gebüsche; Lucie, denn sie war die Begleiterin Rosaurens, kehrte zurück.

„Morgen!" sprach Rosaura leise. „Morgen will ich Dir mein ganzes Innere voll Schmerz und Schuld enthüllen. Nur laß mich heute, es hat mich zu tief erschüttert! Willst Du morgen?"

Ludovico drückte sie statt der Antwort stumm an sein Herz. „Nur wenige Stunden will ich ja," sprach sie beruhigter, aber doch noch mit dem Tone fürchtenden Bittens — „bis ich selbst begriffen, was mit mir geschehen ist, bis ich weiß, was ich Dir bekennen muß, wenn Du mich lieben könntest!" setzte sie mit bebender Stimme hinzu. „Komm mit der Morgenröthe, wenn Alles still ist, nach der kleinen Villa an der Brenta, neben Foscari's Gärten — dort im kühlen Schatten der Ulmen und Reben — dort — —" hier versagten ihr die Worte und sie schied mit einem stummen Gruße.

Ludovico stand gefesselt, träumend, bebend vor Wonne und Ahnung. Er blickte ihr nach, er wollte ihr folgen, er zögerte — endlich verschwand ihr weißer Schleier in den Gebüschen des Gartens. Da war es ihm, als müsse er sie noch einmal sehen; er eilte ihr nach, doch sie war verschwunden in den irren Gewinden der dunkeln Pfade. Auf verschlungenen Wegen gerieth er nach langem Suchen an den Fluß, wo noch viele Gondeln lagen und der Gäste harrten. Bald fand er einen Gondolier, der sich erbot,

ihn nach Venedig zurückzuführen; er setzte sich in das Fahrzeug, das ihn sanft gleitend über den Rücken des Kühlung athmenden Meeres dahintrug.

Gesang der Gondoliere und munterer Ruderschlag ertönte ringsumher; ein laues, leises Lüftchen spielte über die Wellen hin; Fackeln und bunte Lampen glänzten fern und nah' und spiegelten sich in der Flut. Das südliche Nachtleben entfaltete alle seine romantischen Schwingen und Farben und wiegte den Sinnenden in immer süßere Träume und Hoffnungen ein.

Drittes Capitel.

Die Morgenröthe dämmerte kaum am Rande des Meeres, als Ludovico nach einem kurzen unruhigen Schlummer voll seliger Träume durch die stillen, dunklen Gassen Venedigs schritt, um sich nach dem westlichen Ende der Stadt zu begeben, wo ein Gondolier wohnte, bei dem man die Ueberfahrt nach den Ufern der Brenta um ein Billiges haben konnte, weil er die Marktleute hin- und herwärts überzusetzen pflegte, die ihm nur einen ganz geringen Fährlohn bieten konnten. Solche Vortheile mußte Ludovico aufsuchen, da er nichts hatte als seinen spärlichen Sold und es nicht verstand, wie seine Kameraden, im Kriege Beute zu machen. Und zumal jetzt befand er sich in fast drückender Lage, da die weite Reise und der Aufwand, den er, des nothwendigen Anstandes halber, zu Venedig mit seiner Kleidung machen mußte, seine Baar-

schaft erschöpft hatten. Er beeilte sich daher, das Häuschen des Gondoliers zu erreichen, weil er wußte, daß dieser mit der ersten Dämmerung überzusetzen pflegte, um die drüben am Ufer harrenden Landleute in den Nachen zu nehmen. Unweit von dem Häuschen kam er an einer kleinen Capelle vorbei, wo ein einziges Lämpchen flammte. Die heitere Stille des Morgens, der blaßrothe Schimmer des Lämpchens vor dem Muttergottesbilde, die milden Züge der Madonna, Alles drang plötzlich mit seltsam bewegender Kraft in sein Herz. Es war ihm zu Muthe, als bedürfe er des Schutzes der Himmlischen bei dem Abenteuer, dem er entgegenging; mit unwiderstehlichen Banden zog es ihn in die Capelle. Er ließ sich auf die Knie nieder und betete inbrünstig. Als er das Auge wieder erhob, sah er mit Erstaunen, ja halb erschreckend, im Halbdunkel einer Nische eine Alte knien, deren ernste, scharf gefurchte Züge, graue Locken und fremdartige Tracht einen seltsamen Eindruck auf ihn machten. Sie glich sonst einer alten Zauberdrude oder Zigeunermutter, wie Märchen und Erzählungen diese schildern. Ein blutrothes Tuch umwand ihr Haupt, einem Turban ähnlich; ein Paar dunkle Augen blickten altersmatt, aber doch noch feurig genug zur heiligen Jungfrau auf; die gebogene Nase, das scharfe Kinn deuteten auf orientalische Abkunft. Ludovico betrachtete sie schweigend und staunend; sie schien ihn nicht zu bemerken, sondern murmelte ihre Gebete vor sich hin.

„Was thust Du so früh hier, Alte?" redete er sie aufstehend an.

„Gott grüß' Euch, edler junger Ritter!" erwiderte sie; „Ihr seht eine arme Alte vor Euch, die, von bösen Menschen verfolgt, zwanzig Jahre im Elende der Sklaverei der Türken zugebracht hat und erst vor wenigen Minuten nach

Venedig zurückgekehrt ist. Ich ging in diese Kapelle und betete zur heiligen Jungfrau um Schutz und Gnade. Sie hat mein Gebet erhört, denn sie sandte Euch zu so früher Stunde, wo noch Niemand wacht, hierher, und Ihr werdet einer armen Alten gewiß ein Almosen nicht versagen."

Ludovico gab ihr ein kleines Geldstück. „Nimm, alte Mutter; viel habe ich nicht, aber ich gebe Dir's gern."

Die Alte wollte seine Hand küssen und sprach tausend Segenswünsche über ihn aus. Ludovico entzog sich ihrem Danke und eilte seinem Ziele zu.

Noch nicht hundert Schritte war er gegangen, als er plötzlich einen lauten Angstruf von weiblicher Stimme hörte. Er horchte auf. Wahrlich, er täuschte sich nicht. Eilends stürzte er der Gegend zu; das Rufen schien verstummt, vielleicht war es nur erstickt. Die Gasse schlug eine Ecke; als Ludovico um dieselbe herum war, sah er auf einem freien Platze das Meer und die Hütte des Gondoliers vor sich. Vor derselben rang ein Mädchen mit zwei Männern, die sie schon auf den Boden geworfen hatten und binden zu wollen schienen. Vollen Laufs, doch mit möglichst leisem Schritte stürzte Ludovico auf die Räuber zu, um sie so unvermuthet wie möglich zu überraschen. Doch war er bemerkt worden, denn plötzlich sprang einer derselben auf und rief: „Signor, ans Schwert! Wir sind überfallen!" Nicht Furcht, sondern Staunen fesselte Ludovico's Schritte einen Augenblick, denn er sah denselben Mohren vor sich, den er im Garten des Dogen getroffen, und ein Blick auf den Gefährten desselben belehrte ihn, daß dieser Niemand anders sei, als jener Nobile, der im Gebüsche die Kleider gewechselt hatte. Doch blieb hier keine Muße zum Verwundern, denn der verlarvte Nobile war blitzschnell aufgesprungen und drang auch zugleich mit dem Schwerte auf Ludovico ein. Er war kein

verächtlicher Gegner, denn gleich sein erster Streich zeigte eine seltene Kraft und Gewandtheit des Armes; doch auch Ludovico wußte die Waffe zu führen und so zuckten ihre Klingen wie Blitze durch die Luft. Stürmend drang er auf den Räuber ein und drängte ihn rückwärts; schon glaubte er des Sieges sicher zu sein, als er sich plötzlich von hinten gepackt und zu Boden gerissen fühlte. Es war der Mohr, der ihn niederwarf. Des andern Räubers Schwert war schon zum Todesstreich geschwungen; Ludovico glaubte sich verloren. In diesem Augenblicke warf sich die Gestalt eines reizenden Mädchens mit blondem, fliegendem Haare zwischen ihn und den Mörder, fiel diesem in den Arm und hing sich festgeklammert an ihn.

„Schont seines Lebens!" rief das Mädchen. „Erbarmt Euch!" Ludovico wollte sich emporringen; doch der Mohr packte ihn mit beiden Händen an der Kehle, um ihn zu erdrosseln.

„Hund!" rief er wüthend, „Du hättest schon aufgehört zu leben, wenn ich nur meinen Dolch zur Hand hätte; so will ich Dich denn halten, bis Du erstickst."

Ludovico sträubte sich im Todeskampfe mit Händen und Füßen, doch vergeblich. Das junge Mädchen hemmte noch das Schwert des Nobile, doch schon ermatteten auch ihre Kräfte, da der Mörder sie mit aller Gewalt zurückdrängte und rief: „Rasende, laß mich, oder ich muß Dich niederstoßen!" — Dabei packte er sie bei den fliegenden Locken, um sie so zurückzureißen. In diesem Augenblicke ertönte eine Stimme aus der Gasse. „Hierher! Hülfe, herbei! Leute, kommt heran!"

Bei diesem Laute sprang der Mohr auf. Er warf einen Falkenblick umher, dann rief er: „Signor, ich glaube die Häscher kommen. Fort, es ist keine Zeit zu verlieren!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte er in vollem Laufe dem Meeresbusen zu am Quai entlang. Der Nobile riß sich jetzt gleichfalls mit aller Anstrengung seiner Kraft aus dem umklammernden Arme des Mädchens und schleuderte sie rückwärts zu Boden, daß sie über Ludovico, der noch halb betäubt war, hinstürzte. Eiligst entfloh er hierauf und ehe sich die beiden am Boden Liegenden aufraffen konnten, waren die Mörder verschwunden.

Doch hörte man Waffengeklirr und Tritte; es war eine Streifabtheilung des Dogen, die auf den Lärmen und Hülferuf eiligst herbeikam, um dem Unheile zu wehren. Der Befehlshaber derselben fragte, was vorgehe. Ludovico hatte noch nicht Athem genug, um antworten zu können. Das junge Mädchen, noch von dem Schrecken zitternd, aber dadurch nur um so reizender, nahm daher das Wort. „Dieser edle Herr ist mein Retter," sprach sie, „ich heiße Biondina und bin die Enkelin des alten Vater Bernardo, des Gondoliers, der hier in dem Häuschen wohnt. In der Morgendämmerung kamen zwei Männer an das Fenster der Hütte und wollten meinen Großvater herauspochen, um sie nach Fusino überzusetzen. Allein er war schon gestern Abend spät von einigen Leuten zu einer Fahrt gemiethet worden, von der er noch nicht heimgekehrt ist. Ich wollte die fremden Männer nicht übersetzen; sie baten aber sehr und sagten, es sei ihnen dringend und boten mir auch einen vollen Beutel an. Ich schlug ihn aus, versprach aber, ihnen Ruder zu bringen und eine Gondol von der Kette loszuschließen. Allein in dem Augenblicke, wo ich aus der Thüre trat, packten sie mich, warfen mich zu Boden, verbanden mir den Mund und wollten mich knebeln. Da sandte die heilige Jungfrau, zu der ich inbrünstig betete, diesen edlen

Herrn, der mich errettete, was er fast selbst mit dem Leben gebüßt hätte."

Ludovico konnte sich leicht als Offizier zu erkennen geben; der Führer der Wache hatte daher weiter keine Bedenklichkeiten und ließ sogleich durch einige Mannschaft den Räubern nachforschen, ob man ihrer vielleicht noch habhaft werden würde.

„Aber wo ist die Alte, die uns herbeirief?" fragte er und sah sich rings um. Sie weiß vielleicht etwas Näheres, das uns auf die Spur des Verbrechens bringt." Es war Niemand zu sehen. „Hm! Wunderlich!" sprach der Kriegsmann. „Sie muß noch hier in der Nähe wo sein; geht Ihr rechts am Strande hinauf, ich werde hier links durch die Gasse gehen, dann müssen wir sie treffen. Wenn Ihr sie findet, muß sie gleich nach dem Wachthause, denn es muß Anzeige gemacht und sie verhört werden." Er ließ sich hierauf Ludovico's Namen und Wohnung bezeichnen und ging mit seinen Leuten ab.

Indessen hatte sich Ludovico erholt und fühlte sich wieder ganz frisch und leicht. Sein Blick heftete sich mit Rührung und Erstaunen auf die gerettete Biondina, die sich mit liebender Sorgfalt um ihn beschäftigte, und mit ihrem Busentuche das Blut einer Wunde in seinem linken Arme, die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, zu stillen suchte. „Meine liebe Kleine," sprach er freundlich, „willst Du mein Wundarzt sein?" — Sie erhob ihre reinen blauen Augen unschuldig zu ihm und sprach: „Ihr habt ja Euer Blut für mich vergossen! Soll ich es nicht stillen? Ich will Tag und Nacht zur gebenedeiten Jungfrau beten, daß sie Euch allen Segen zuwende, mein edler Herr!" — Bei diesen Worten richtete sie den Blick so fromm und andächtig gen Himmel, daß man sah, ihr ganzes Herz war in dem

Gebete; das Auge glänzte unter der hervordringenden Thräne so rein, als sei es der Spiegel des blauen Aethers, zu dem es gewendet war. Ludovico fühlte sich wunderbar bewegt von der Schönheit des Mädchens. Kein irdisch sinnliches Verlangen drang in seine Brust; es war ihm, als stehe ein unschuldiger Engel vor ihm, dessen Nähe zugleich beselige und heilige.

„Ihr seid so ernst, leidet Ihr Schmerzen?" fragte sie mit innerster Theilnahme und ein Zug der Bangigkeit umschwebte ihre Lippen. „Nein, nein," erwiderte er, „ich bin ja kaum geritzt. Ich gestatte Dir Deine Sorglichkeit nur, weil sie mir so wohlthut." — Ein Sonnenblick der Freude glänzte auf Biondinens Antlitz; das lieblichste Roth überhauchte ihre Wangen, die vom Schrecken und der Besorgniß noch bleich waren.

„So mußt Du das nicht machen, mein Kind," tönte unvermuthet eine rauhe, heisere Stimme, als Biondina das Tuch wieder auf das hervorquellende Blut drückte. Beide schreckten zusammen. Es war die Alte aus der Kirche, die neben ihnen stand. „Ich will Euch verbinden helfen, Herr Ritter, und Eure Gabe von vorhin verdienen," fuhr sie fort, „denn ich weiß mit Wunden umzugehen und kenne heilende Kräuter und Säfte. Wenn Ihr den Arm sofort gebraucht, könnte er sich leicht heftig entzünden und Ihr kämet darum, bevor Ihr es dächtet!"

„Nicht doch, Alte," sprach Ludovico fast unwillig, da er sah, daß Biondina sich erschreckte, „die Wunde ist nicht der Rede werth!"

„O, seid doch ja vorsichtig," bat Biondina ängstlich, „es könnte doch schlimm werden!"

„Gewiß! Hole eine Schale mit Wasser, Kind! Das Wamms muß herunter; wir müssen die Wunde auswaschen."

So sprach die Alte fast befehlend und machte auch sogleich Anstalt zur Ausführung. Biondina eilte in das Häuschen, um Wasser zu holen; die Alte zog dem etwas verdrießlichen Ludovico den Aermel herunter und streifte das Hemde auf. Plötzlich fuhr sie zurück, als erschrecke sie.

„Nun, was ist?" fragte Ludovico verwundert. „Was hast Du?"

„Nichts, nichts! Es durchbebte mich nur so ein Schauer," entgegnete sie.

„Komm rasch mit dem Wasser her, Kind, und halte die Schale!" rief sie der eben aus dem Hause tretenden Biondina zu und machte sich dann eifrig daran, die Wunde zu waschen und zu verbinden.

„Herr," sprach sie, „da habt Ihr ja schon eine ältere böse Narbe. Gewiß im Kriege erhalten?"

„Nein, Alte! Als kleiner Bube fiel ich einmal in Glasscherben, davon rührt das rothe Kreuz her!"

„Das muß schon lange her sein," brummte die Alte.

„Zwanzig Jahre, ich war damals fünf alt; es geschah in einem Garten, wo meine Mutter für Tagelohn arbeitete."

„Wie, Signor, um Tagelohn? Eure Mutter? Ihr ein Nobile" —

„Nichts von Nobile, Alte, ein Tagelöhnerssohn, dessen Mutter, eine Witwe, früh verstarb und ihn sich selbst überließ. Ein Schwesterchen von zwei Jahren, das ich hatte, nahm eine Base zu sich; mich lehrte man betteln und singen. Ein Schiffscapitain, dem ich gefiel, nahm mich mit zur See; ich lernte den Seedienst, ging dann auf die Flotte, war brav und wurde Offizier. Das ist mein ganzer Lebenslauf. — Aber, bist Du fertig?"

„Gleich, Herr!" erwiderte sie. „Allein, sagt mir doch,

wie hieß Eure Mutter? Ich habe zu Campo alto eine arme Frau mit zwei Kindern gekannt, sie hieß Regina Terno" —

„Ganz recht, das war sie," fiel Ludovico erfreut ein.

„Und Eure Base, wo Eure Schwester lebt, war das nicht die Spinnerin Filippa?"

„Dieselbe, Alte; so kennt Ihr wahrhaftig meine ganze Sippschaft! Aber Ihr würdet nichts mehr davon antreffen, denn schon vor sechzehn Jahren ist die Base nach Triest gezogen, aber dort ganz verschollen, wahrscheinlich gestorben. Ich habe mich oft, wenn ich drüben war, nach ihr erkundigt, aber Niemand wußte von ihr zu sagen. Dieser meinte, sie sei todt, Jener, sie sei nach Deutschland ausgewandert, ein Dritter wußte Dies, ein Vierter Das und das Ende vom Liede war — sie sei nicht wiedergekehrt. Mein Schwesterchen habe ich seit ihrem zweiten Jahre nicht mehr gesehen und der Himmel weiß, ob ich sie jemals wiederfinde! So bin ich denn vor der Hand allein auf der Erde und habe für Niemanden zu fürchten oder zu sorgen als für mich selbst.

Unter diesen Gesprächen war der Verband fertig geworden. Biondina blickte Ludovico mit einiger Freude an; plötzlich aber wurde sie traurig und sagte: „Ihr werdet uns nun wol verlassen wollen, Signor? Möchtet Ihr nicht eine Schale Milch trinken und von den Pfirsichen kosten, die wir dort am Spalier ziehen?"

„Ich danke Dir, mein gütiges Kind," sprach Ludovico, „aber einen großen Dienst könntest Du mir leisten. Ich muß nach der Villa Foscari an der Brenta."

„Foscari?" fragte die Alte ihn hastig unterbrechend mit dem Tone des höchsten Erstaunens. Zum Marchese Foscari?"

„Nun? Was befremdet Dich dabei so sehr?"

„Das ist ein stolzer Herr, der Marchese," brummte sie kopfschüttelnd und sah Ludovico mit durchbohrenden Blicken an.

„Du meinst, weil ich kein Nobile bin, was ich bei ihm zu thun haben könnte?" sagte Ludovico.

„Freilich wol!" erwiderte die Alte verwirrt und ihre Züge drückten eine immer wachsende Spannung aus. Auch Biondina heftete ängstliche Blicke auf ihn, weil sie glaubte, es sei vielleicht von einer gefährlichen Unternehmung die Rede.

„Es hat nichts auf sich!" fuhr Ludovico fort, „mein Besuch gilt nicht dem Marchese. Aber die Zeit verstreicht. Könntest Du, liebstes Mädchen, mir also wol eine Deiner Gondeln geben, damit ich mich hinüberfahre, da Dein Großvater nicht daheim ist?"

„Ich selbst will Euch hinüberfahren!" rief Biondina mit dem Ausdrucke der innigsten Freude und sprang auch schon flüchtig wie ein Reh nach dem Häuschen, um ein Ruder zu holen.

Ludovico sah dem reizenden Mädchen, in sinnendes Träumen, versenkt nach; das reine Heiligthum ihrer Jungfräulichkeit und Unschuld ergoß eine Reihe der Empfindungen in seine Seele, die ihm neue unbekannte Wunder des Herzens eröffnete, so daß er ahnend in ihre geheimnißvolle Tiefe blickte. So in Betrachtungen versenkt, merkte er nicht auf die Alte, welche indessen nachsinnend umherging; ihr spähender Blick fiel dabei auf die Stätte des Kampfes. Etwas Glänzendes am Boden hinter der Thür des Hauses, wo Biondina wohnte, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie ging dahin und fand einen Dolch. Aufmerksam betrachtete sie ihn; ein zuckendes Erstaunen überflog plötzlich ihre Züge und schnell steckte sie die Waffe zu sich.

Biondina trat jetzt, einen leichten Strohhut auf den Locken, mit dem Ruder in der Hand heraus und sprach mit einem Tone und Antlitze, in dem die hellste Freude lebte, zu Ludovico: „Jetzt, Signor, bin ich bereit!"

Er erwachte aus seinen Träumen. Wie eine Nymphe des Meeres stand das liebliche Wesen vor ihm. „Wollt Ihr nun?" fragte sie. Einige Augenblicke zögerte er stumm. In seiner Brust bewegte es sich wie Zwiespalt und Kampf, aber doch so süß! Es war ihm, als wenn unsichtbare Mächte ein zwiefaches Verlangen in seine Brust legten, um ihn nach zwei Seiten schmeichelnd zu verlocken. Aber in der Tiefe lauerten geheime Schrecken!

Plötzlich raffte sich Ludovico entschlossen zusammen. „Komm denn, komm, liebe Biondina, ich habe Eile!"

Mit diesen Worten wandte er sich zum Ufer; sie stiegen in den Nachen und schwebten über die Wellen dahin.

Die Alte sah ihnen lange nach. „Also wäre es möglich," sprach sie für sich. „Gleich der erste Schritt an das Ufer führte Dich auf die Spuren alter und tiefverschlungener Gewebe? — Dieser Dolch trägt Foscari's Wappen! — Der junge Mann kennt ihn nicht, aber will hinüber nach seiner Villa! — Wie hängt das zusammen? Sollte—— Behutsam, Priscilla! Du dachtest Dich durch Deine alten Künste zu ernähren, wolltest wieder Zaubertränke machen, wahrsagen, großen Herren schöne Mädchen gefällig machen — — hm! hm! Jetzt könntest Du aber das Garn nach einem Fischzuge auswerfen, der Dir mit Eins eine zehnfach reichere Beute brächte, als Du in den alten Jahren Deines Lebens mühsam zusammenraffen kannst! Gedacht habe ich wol daran, aber wer hätte die Möglichkeit der Ausführung so leicht und nahe geglaubt! Leicht? Wenn Du sicher gehen willst, muß Mancher Dir zu Hand gehen,

Priscilla! Je nun! Ich habe doch wol noch ein paar alte Freunde in Venedig, die mir wenigstens näher auf die Spur helfen!"

Ein seltsames Lächeln überflog bei diesem Gedanken ihr tiefgefurchtes, runzeliges Gesicht. Sie wiegte den Kopf murmelnd hin und her und schlich dann in eine enge Gasse hinein, wo sie den Blicken bald entschwand.

Viertes Capitel.

Rosaura hatte eine unruhige Nacht gehabt. Kaum einige Stunden hatte sie dem Drängen, ja dem Befehle Luciens nachgegeben und sich auf das Ruhebett gelegt, um den Versuch zum Schlaf zu machen, damit sie Dem, der sie, die Stolze, Alle Verschmähende und Verspottende, gefesselt hatte, nicht überwacht und krankhaft erscheinen möchte. Ueberhaupt hatte Lucie geschmält. Die Gebieterin war ihr viel zu rasch, zu hingebend gewesen; sie sollte zum Kampfe reizen, sich belagern lassen, aber sie hatte ihr Herz nicht nur wie eine offene Stadt unvertheidigt preisgegeben, sondern sich unverzüglich der Großmuth des Feindes unterworfen. „Ich sagte Dir's ja zuvor," erwiderte Rosaura, „ihm gegenüber werde ich alle meine weiblichen Künste vergessen; ich übe sie spielend an Jedem, den ich besiegt habe, bei desten Flehen oder Drohen ich jeder meiner Empfindungen Herr bleibe. Doch bei ihm, der mich besiegte, verliere ich alle Kraft, anders zu scheinen, als ich bin. Ihn kann und will ich auch nur durch meine Liebe gewinnen; jeder andere

künstliche Sieg würde mir doch kein Glück, sondern nur tödtliche Qualen der Angst bereiten; denn ich wüßte, Alles sei doch nur Schein, und ewig würde mir der Anbruch des Tages drohen, wo meine leeren Traumbilder an der Sonne der Wahrheit in ihr bleiches Nichts zurücksinken müßten! — Geh', laß mich gewähren! Kann ich nicht Seligkeit trinken, so will ich das herbste Gift einsaugen und sterben! Aber lege die Zigeunerkleidung dort weg, ich will nicht, daß er ahnen soll, Du seiest die Zauberin gewesen, die ihn lockte."

Lucie gehorchte lächelnd, fragte aber doch: „Und soll ich auch den Ring, den ich ihm vom Finger streifte, behalten?"

„Gib her!" rief Rosaura unwillig, „ich will ihn zum Andenken bewahren!" Sie steckte den Ring ein und ging mit unruhigen Schritten in den Gartensaal, dessen Fenster von dunklem Rebenlaub umsponnen waren, auf und nieder. Oft trat sie hinaus auf den Altan, von dem sie den gekrümmten Lauf der Brenta, die silbern zwischen den Gärten hindurchblitzte, bis in das ferne blaue Meer verfolgen konnte. Die Morgenröthe flammte über den Wellen, die purpurn, blau und golden schimmerten; einzelne Segel zogen wie Schwäne durch die Flut. Manche Barke wiegte sich auf dem breiten Meeresspiegel, oder auf der Silberbahn des Flusses; doch sie waren zu entfernt und so oft durch das Laubgitter der Bäume bedeckt und versteckt, daß man sie nicht genau zu unterscheiden, vollends Jemanden darauf zu erkennen vermocht hätte.

Plötzlich rauschte es in den Gebüschen, welche das Rosenhalbrund vor dem Altan umschlossen; Ludovico trat heraus. Rosaura schreckte zusammen; sie blickte hin, ein leises Ach! entfloh ihren Lippen, sie fühlte, daß sie zitterte, sich kaum erhalten konnte. Rosen und Lilien wechselten auf ihrer Wange; das schöne schwarze Auge strahlte zwischen dem

Glanze der Thräne und der Freude und ihre Lippe lächelte Schmerz und Lust zugleich.

„Willkommen," grüßte sie mit sanfttönender Stimme den Erwarteten, „willkommen. Es ist schön, daß Ihr Wort gehalten habt."

Ludovico grüßte befangen. Das aufgeregte Gefühl der Nacht war verflogen; sonst wäre er heftig, verlangend ihr entgegengeeilt, hätte ihre Hand an seinen Mund gepreßt.

Rosaura empfand oder errieth es und es drang ein kalter, lähmender Hauch in ihre liebezitternde Brust. Doch faßte sie sich und ging dem Kommenden die Stufen hinab entgegen und bot ihm schüchtern, jedoch zutrauend die Hand dar. Er ergriff und küßte sie; dann sah er zärtlich zu ihr hinauf und sein Herz schlug höher. Aber er fühlte, es war nicht die reine Glut der Liebe, die es läuternd erfüllte, sondern eine unruhig lodernde Flamme. Biondinens unschuldige, heilige Schönheit hatte ihn mit himmlischen Strahlen berührt; ihr Anblick, ihre milden Worten ebneten den verworrenen Wogendrang der Begierden in seiner Brust zur klaren, himmelabspiegelnden Fluth. Rosauren's brennende Lippe, ihr flammendes Auge durchströmte ihn mit heißer wallender Gluth und alle Wellen der Leidenschaft schlugen hoch und brausend empor. Sie zog ihn mächtig zu sich hinan, wie eine Zauberin, eine süß fesselnde Armida; Biondinens reines Bild schwebte wie die Gestalt eines Engels vor ihm, der ihm die Brust mit höheren Verheißungen erfüllte. Sein kämpfendes Herz pochte heftig; plötzlich aber wurde der innere Sieg ihm gewiß. „Ja, zu ihr, zu der reinen, holden Unschuld will ich mich wenden, sie beut mir ein höheres Glück." So beschloß er in sich. Denn durch den Gegensatz, in den Rosaura in ihrem ganzen Wesen und Treiben jetzt zu der kindlichen Biondina trat, keimte in ihm

die Ahnung auf, daß sie die Last einer schweren Schuld trage, die sie reuig zu empfinden begann. Edelgesinnt, wie er war, faßte er den Vorsatz, denn plötzlich blitzte dies wie ein höherer Beruf in ihm auf, ihr die Rückkehr zur reineren Bahn des Lebens dringend ans Herz zu legen, sie selbst dahin zu führen, wenn sie ihm ihr Vertrauen schenken wollte.

Lucie war verschwunden; Rosaura, die Unsicherheit ihres Sieges dunkel fühlend, von Liebe und Angst gequält, stand stumm, gesenkten Hauptes vor ihm. Wie ermüdet lehnte sie sich sanft gegen Ludovico an, senkte das Haupt und ihrem schönen Auge entflossen leise, aber reichströmende Thränen.

„Du weinst?" fragte Ludovico gerührt. „Warum? Was bewegt Dich so tief?"

„Daß ich liebe und der Liebe nicht würdig bin," sprach sie matt, „aber doch vergehen muß, ohne sie! Ach, Ludovico, liebst Du mich denn, liebst Du mich ganz und feurig und groß, daß Du mir das Schwerste vergeben kannst? Liebst Du mich, wie ich Dich liebe? O, wenn Du mir jetzt geständest, daß Du mit dem schwärzesten Verbrechen beladen wärest, ich würde Dich dennoch lieben, mehr lieben als zuvor, Dich durch meine Liebe entsühnen!"

Ludovico gerieth in Verwirrung; diese Tiefe der Leidenschaft hatte er nicht in ihr geahnt, noch daß sie seine Liebe so fest voraussetzte. Doch konnte er sich nicht verhehlen, daß er selbst in der Aufregung und Spannung dieser Nacht die ganze Flamme heftiger Leidenschaft empfunden und bekannt hatte, daß sie jetzt noch höher auflodern würde, wenn in diesen kurzen Raum der Stunden sich nicht jenes andere, neue Ereigniß eingedrängt hätte. So fühlte er sich im Unrecht gegen Rosaura; er hatte sie getäuscht, hatte ihr, im

strengeren Sinne, die Treue gebrochen, die er ihr kaum gelobt. Was sollte er thun? Die feurig ausgesprochenen Liebesworte dieser Nacht kalt zurücknehmen? Und vermochte er es denn? Wanden nicht Rosaurens Reize, ihre räthselhafte Erscheinung, ihre Bekenntnisse, ihre Reue und Liebe tausend mächtige Banden um sein Herz? Er sprach daher mit Worten der Liebe zu ihr, doch mit sanfteren, als in der Aufwallung der Nacht. Sie zog ihn liebend mit sich und ging, auf seinen Arm gestützt, durch die laubdunklen Gänge des Gartens, wo tiefste Morgenstille und Einsamkeit sie umfing. Hier öffnete sie ihm ihre ganze Seele; denn das erste Bedürfniß wahrer, großer Liebe ist das, dem geliebten Gegenstande jedes Verschulden der Brust reuig zu enthüllen und büßend seine Vergebung zu erhalten. Dies that Rosaura. Sie erzählte die Geschichte ihres Lebens. Zu Triest war sie geboren, aber von dort nach Livorno gezogen, wo ihre Mutter einen Verwandten hatte. In Armuth und Stille war ihre Kindheit vergangen, mitleidige Klosterfrauen unterrichteten sie in weiblichen Künsten. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, suchte ihre Mutter die Schönheit der Tochter zu einem Mittel zu machen, ihrer dürftigen Lage abzuhelfen. Sie hatte sie mit dem Tambourin tanzen, die Zither spielen und artige Liederchen singen gelehrt. Diese Künste mußte Rosaura, wo reiche Leute bei festlichen Gelagen versammelt waren, zeigen und erhielt dann ansehnliche Geschenke, wenn sie mit dem Tambourin herumging, um einzusammeln. Doch die Mutter beobachtete scharf und nahm Alles, was die Tochter an Gold und Goldeswerth gewann, zu sich; nur die kleinen Geschenke ohne Werth ließ sie ihr und sorgte für einen reicheren Putz und besseren Tisch des Mädchens. Damit war Rosaura ganz zufrieden und mit ihrer Lebensweise auch. Denn obwol sie

immer in Obhut gehalten wurde, ließ die Mutter es doch geschehen, daß vornehme Leute sie liebkoseten, ja ihr auch einen Kuß von den frischen Lippen raubten. Nur sträuben sollte sie sich dabei, hatte die Mutter ihr eingeschärft, denn dies sei so Sitte und man werde geringgeschätzt, wenn man einer Liebkosung entgegenkomme. Rosaura that arglos, was man ihr hieß; etwa wie sie als Kind auf das Geheiß der Mutter sich verneigt oder der Frau Abbatissin ihres Klosters den Saum des heiligen Gewandes geküßt hatte.

Indessen war ihre habsüchtige Mutter keineswegs darauf bedacht, die Tugend der Tochter zu bewahren, sondern sie wollte die schöne Rosaura nur um einen möglichst hohen Preis losschlagen. Ein alter Duca aus Palermo sah sie bei einem Gastmahle tanzen. Er faßte eine solche Leidenschaft zu dem Mädchen, daß er eine bedeutende Summe an ihren Besitz wenden wollte. Geübt in solchen Händeln, sah er bald, daß er sich an die Mutter wenden müsse. Diese war erstaunt über sein hohes Gebot, aber doch besonnen und schlau genug, um zu sehen, daß sie noch mehr gewinnen könne, wenn sie scheinbar Schwierigkeiten mache. Deshalb zögerte sie, wollte sich besinnen, Antwort sagen. Dies war Rosaurens Rettung, denn ein junger, aber armer Maltheser, Namens Antonio, der eine edlere Neigung für sie gefaßt hatte, belauschte eifersüchtig die Schritte des Duca und setzte Rosaura davon in Kenntniß.

Als sie in ihrer Erzählung so weit gekommen war, stockte sie und unaufhaltsame Thränen hinderten sie weiter zu sprechen. Sie senkte das Haupt; lange versuchte Ludovico es umsonst, sie zu beruhigen. Endlich blickte sie mit dem rührenden Ausdrucke der Bitte zu ihm auf und sprach: „Wirst Du mir's vergeben können, Geliebter, wenn Jugend, Dankbarkeit, Liebe, Schauder vor Dem, dem ich preis-

gegeben werden sollte, mich besiegten? Antonio gewann mein Herz, ich flüchtete mit ihm, wir lebten eine Zeit lang verborgen, bis es uns gelang, auf ein Schiff zu kommen, das nach Smyrna segelte. Er gab sich für einen Kaufmann aus, der nach dem Orient reise, um Waaren einzuhandeln; ich galt für Das, was ich vor dem Ewigen war — für seine Gattin."

Ludovico trat einen Schritt zurück. Er empfand, trotz seines Mitleids und Schreckens bei diesem Geständnisse, doch zugleich ein Gefühl der Freude, weil er dadurch gewissermaßen seine Freiheit von Rosaura erhielt. Die Gefallene konnte nicht fordern, daß seine Liebe zu einer beständigen Fessel werde. Indessen sprach er ernst, aber mild zu ihr, denn eine tiefe Rührung über das Geschick und mehr noch über die Reue des reizenden Wesens erfüllte seine Brust.

„Mir folgte eine bittere Strafe nach," fuhr sie fort. „Das Schiff wurde von Corsaren angefallen; die Männer vertheidigten es tapfer, Antonio führte sie zum Kampfe an, die Räuber mußten ablassen von der Beute, doch mein Geliebter erkaufte unsre Rettung mit dem Leben. Er blutete aus vier tiefen Wunden; wenige Stunden nach dem Kampfe hauchte er an meiner Brust seine Seele aus. Ich glich einer Verzweifelnden. Einsam, von aller Welt verlassen, ohne Schutz, ohne Rath, mit geringer Baarschaft wurde ich unbekannten Gestaden zugeführt. Wir erreichten Smyrna; ich stieg ans Land, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Bei venetianischen Handelsleuten, die mit ihren Frauen in der Stadt wohnten, fand ich ein vorläufiges Unterkommen. Zwei Wochen blieb ich dort, als sich eines Morgens die Thür meines Zimmers öffnete und — meine Mutter eintrat. Sie hatte die Art meiner Flucht entdeckt, war mir gefolgt. Ich erwartete Vorwürfe von ihr, ich zitterte vor

ihrer Strenge, ihrer Rache. Doch, sie zeigte sich gütig, vergab mir Alles und wollte mich trösten. Ich war glücklich, wieder Jemand zu besitzen, dem ich zutraute, daß er für mich sorgen würde, und versprach ihr willig Folge zu leisten, nur nicht für den einen Fall, wo sie mich dem Duca übergeben wolle. Sie versprach mir volle Freiheit und so vereinigte ich mich wieder mit ihr. Die Nothwendigkeit drängte mich, zu meinen alten Künsten zu greifen. Ich gewann vieles Gold. Nach und nach lernte ich, denn der unbesorgte Sinn des Kindes war dahin, wie man reichere Gaben durch künstliche Zurückhaltung herauslocke. Ich wurde vergnügungssüchtig, eitel, ich lernte alle verführerische Künste des Gefallens und sie gelangen mir, weil ich selbst kalt und gleichgültig gegen Alle blieb, die mir huldigten. Bald merkte ich, daß es des Tambourins und des Tanzes nicht mehr bedürfe, daß ich durch mich selbst gelten könne. Ich änderte meine Lebensweise, nahm die vornehmerer Frauen an. Je höher ich mich stellte, je reicher flossen die Gaben. Der Tänzerin mit dem Tambourin hatte man ein Silberstück zugeworfen; die Dame mit Seide, Gold und Perlen geschmückt erhielt für ein Lächeln kostbare Juwelen.

„O, wie schnell lernte ich es, Jedem Hoffnungen zu machen und sie Keinem zu erfüllen; doch zu lange durfte ich nicht an demselben Orte verweilen. Ich verließ Smyrna und ging nach Constantinopel, wo der gewühlvolle Markt des Orients alle reichen Europäer und Asiaten zusammenführt. Hier begann ich die Lebenseinrichtung, die ich jetzt führe. Meine Mutter wollte nicht mehr dafür gelten, weil sie, ohne die Bildung der Sitten, die ich mir im Umgange mit Vornehmen leicht angeeignet hatte, meine niedrige Abkunft leicht verrathen haben würde. Sie galt jetzt für meine alte Wärterin; dagegen nahm ich eine jüngere Begleiterin

als Zofe zu mir. Sorgfältig wachten wir darüber, meinen Stand zu verhehlen, und suchten selbst die seltsamsten Gerüchte deshalb zu verbreiten. Ich wollte frei meiner Neigung leben, aber doch für etwas Anderes gelten als ich war. Diese abenteuerliche Lebensweise verschaffte mir den reichlichsten Unterhalt; nach und nach drängten die wechselnden Erscheinungen des Lebens auch meinen Kummer um Antonio, der mich freilich in einsamen Stunden und Nächten oft schwer heimgesucht hatte, zurück und ich wäre glücklich gewesen, hätte ich nicht die innere Unzufriedenheit, die das Sträfliche meiner Lebensweise erzeugte, mit mir herumgetragen.

„Meine Mutter schien ebenfalls bisweilen innere Vorwürfe zu empfinden, die sich freilich bei ihr auf eine andere Weise äußerten. Sie hatte Gewissensbisse, daß wir so lange in einer unchristlichen Stadt zubrachten, wo sie der Buße und Beichte entbehren mußte. So drang sie also darauf, daß wir nach Italien zurückkehren sollten, aber nicht nach einem Orte, wo man mich in meinen früheren Verhältnissen gekannt hatte. Wir hatten eine bedeutende Summe Goldes gespart, die uns ein sicheres Auskommen gewährt haben würde; mit dieser wollte meine Mutter nach Neapel mit mir gehen, doch ich stimmte für das reichere Venedig, wogegen sie einen Widerwillen zu haben schien. Ich beharrte indessen auf meinem Willen und der Tag unserer Abreise war festgesetzt; da fand ich, als wir eines Abends von einer Wasserfahrt zurückkehrten, die mehrere junge reiche Kaufleute als eine Art Abschiedsfest veranstaltet hatten, die Schränke und Läden in unserer Wohnung erbrochen, alles Gold und den kostbarsten Schmuck geraubt. Ich gerieth in große Bestürzung und fragte nach meiner Mutter, allein sie war ausgegangen, um auf dem Bazar noch einige Ein-

käufe zu besorgen. Als sie wiederkehrte, brach sie in ein lautes Wehklagen aus, so daß ich meine Fassung wiederfand, weil ich derselben bedurfte, um sie zu beruhigen. Der Diebstahl mußte im Hause geschehen sein, denn ein Fremder hätte gerade nicht das Werthvollste aus Vielem herausfinden können. Doch blieben unsere Nachforschungen vergebens und wir mußten endlich abreisen, froh, noch so viel Geld zusammenzubringen, um die Reise zu machen.

„Auf das Drängen meiner Mutter gingen wir dennoch nach Neapel, denn ich hatte es ihr versprochen, es wenigstens mit einem Aufenthalte daselbst zu versuchen; doch es misbehagte mir dort so und eine innere Stimme (hier blickte sie Ludovico zärtlich an) trieb mich so mächtig nach Venedig, daß meine Mutter endlich nachgab. Hier — —"

Rosaura hatte bisher mit gesenktem Haupte und schwacher Stimme erzählt und Ludovico ihr aufmerksam zugehört. Jetzt versagte ihr die Stimme; sie schwieg, zitterte, blickte zur Erde.

Ludovico zog sie leise an sich und fragte: „Nun, Rosaura? Hier?"

„Hier lebte ich, wie zu Constantinopel; ich hätte es aufgegeben, doch der Mangel, das Drängen meiner Mutter, meine eigenen Schwächen, die Gewohnheit üppiger Fülle, der ich plötzlich zu entsagen nicht die Kraft hatte, Alles hielt mich in dem Netze fest. Da sah ich Dich, mein Herz empfand wieder Liebe, nein, es empfand zum ersten Male Liebe, denn Antonio hatte mich durch Dankbarkeit, durch den mich damals blendenden höheren Lebensrang, durch meinen kindlichen Glauben, ihm müsse ich gehören, endlich durch die Verkettung der Verhältnisse gewonnen. Du gewannst mich nur durch Dich selbst, durch Deine männliche Würde, Deine tapferen Kriegsthaten, von denen ich hörte, durch

Schönheit und edle Worte. Willst Du mich nun verstoßen? Ich sagte Dir Alles! Bei der Heiligen, schlimmer bin ich nicht, als ich mich Dir geschildert! Aber wenn Du mich von Dir stießest? Wenn — — O, Ludovico, laß mich's nicht denken! Das Meer ist nicht so tief, so unermeßlich, wie der Abgrund von Qualen und Schrecken, der sich vor meinen Füßen öffnet!"

Mit krampfhafter Angst sank sie an seine Brust, hielt ihn umfangen und vergoß einen Strom heißer Thränen.

Ludovico war im Innersten gerührt, doch erfüllte ihn zugleich eine peinliche Angst und Unruhe. Seine Liebe zu ihr war so schnell verschwunden als flüchtig entstanden; eine warme Freundesneigung, eine brüderliche Theilnahme zog ihn zu ihr hin. Er erkannte, welch' ein seltenes Wesen sie sei, er fühlte, wie Großes und Edles in ihr gerettet werden könne. Doch den Preis, um den es allein möglich war, diesen Preis vermochte er nicht einzusetzen. Ihn selbst, sein eigenes Glück des Lebens forderte sie ihm als Opfer ab — das war zu viel.

Lange blieben Beide stumm. Endlich sprach er: „Rosaura, Du hast schwer gefehlt, bist tief gefallen; aber ich will Dich emporrichten helfen. Kehre zur Tugend zurück, zu dem Guten, Schönen, Edlen, weil es das Gute, Schöne, Edle ist, aber nicht um eines andern Preises willen. Nur dann wirst Du wahrhaft geläutert sein. Erringe Dir die Liebe zum Lohne, doch bedingen darfst Du sie nicht!"

„O, Du sprichst wahr, gut und wahr," erwiderte sie hingebend, „ich muß sie verdienen. Ich will sie verdienen aber Du mußt mich nicht verrathen — das ertrüg' ich nicht!"

Ludovico preßte sie stumm an sein Herz; er stand im heftigen Kampfe mit sich selbst. Er war zweifelhaft, ob er

ihr entdecken solle, was in dieser Nacht mit ihm geschehen sei. Vertrauen durfte auch sie fordern, mußte ihr werden; doch war es gut, war es erlaubt, ihr diesen Augenblick hoffenden Entzückens, den sie mit reuigster Zerknirschung erkauft, damit zu vergiften? Sollte er die aus tiefster Herzwunde Blutende verwunden?"

Während er zweifelnd die aufgestürmten Gefühle seines Busens abwägte, kam Lucie plötzlich eilend herbei und rief: „Signora, Marchese Foscari kommt den Cypressengang herauf."

„Foscari!" rief Rosaura auffahrend. „Was will er? Ich mag ihn nicht sehen! Ich kann, ich will nicht — niemals mehr!"

„Signora, bedenkt doch!" erwiderte Lucie betreten. „Er würde sich nicht abweisen lassen! Bedenkt, daß Ihr auf *seinem* Landsitze wohnt!"

„Schweig, Unglückselige!" rief Rosaura außer sich. „Ich will fort von hier, dieser Boden brennt unter meinen Füßen!"

Ludovico war zurückgetreten und hatte staunende und fragende Blicke auf Beide geworfen. „Ihr wohnt auf des Marcheses Villa?" fragte er und betonte die Worte auffallend.

„O, Ihr sollt Alles wissen," entgegnete Rosaura.

„Doch nicht jetzt," fiel Lucie ein, „in zwei Minuten ist der Marchese hier. Geht, Signor, ich bitte Euch, Ihr wißt nicht, welchen Dienst Ihr der Signora dadurch erweiset!"

„Bleibt, bleibt, es ist mir Alles jetzt gleich!" erwiderte Rosaura. „Der Marchese soll —"

„Empfangt ihn, Donna! Ich gehe," sprach Ludovico in einem Tone, der sanft wie eine Bitte und doch fest wie ein Befehl klang; dann beugte er sich zu Rosaura und

sprach leise: „Thu' es, ich bitte Dich darum. Handle nicht unbesonnen! Der Marchese ist reich und stolz und Venedig nicht der Ort, wo man einen Mächtigen reizen darf. Jetzt lebe wohl, Rosaura! Mit dem Abend kehre ich zurück, denn ich habe noch Vieles auf dem Herzen, das ich Dir vertrauen muß."

Fünftes Capitel.

Er ging. Kaum war er verschwunden, als Foscari aus einem Bosquet trat. Er sah finster aus, zwang sich aber zu einem herablassenden Lächeln. „Ich komme, um zu fragen, schöne Rosaura, wie Ihr die erste Nacht auf meinem Landsitze zugebracht habt? Ihr seht ein wenig bleich aus; vielleicht etwas überwacht und dennoch schon so frühe auf?"

Diese Worte betonte er in einer Weise, die auffallen mußte. Rosaura, die sich auf eine Gartenbank gesetzt und ihn anfangs freundlich anzulächeln versucht hatte, zog ihre Stirn düster zusammen. „Guten Morgen, Marchese!" erwiderte sie kalt. „Ihr seid sehr eifrig im Dienst der Höflichkeit; ein so früher Besuch muß mir so schmeichelhaft als unvermuthet sein."

„Und doch war er wol nicht der erste," bemerkte Foscari; „mich dünkt, ich hörte hier schon sprechen!"

Rosaura schwieg.

„Nicht wahr, ich bin der erste nicht, der Euch den Morgengruß bietet?" fuhr der Marchese fort und man sah, daß ein zürnendes Roth in seine Wangen stieg.

„Ich bin nicht gewohnt, Rechenschaft über die Besuche

zu geben, die ich empfange," sprach Rosaura, die nicht mehr an sich hielt. „Wenn Ihr wähnet, Eure Höflichkeit, mir diese Wohnung anzubieten, gäbe Euch solche Rechte, so verlasse ich sie noch heute!" Mit diesen Worten stand sie auf und ging. Doch Foscari ergriff ihre Hand und sprach: „Ei, schöne Rosaura, so übel gelaunt? Darf ein theilnehmender Freund denn eine solche Frage nicht wagen? Gebt mir den Arm! Laßt uns einen Spaziergang machen. Ich wette, es gelingt mir, Euern Unmuth zu verscheuchen, denn ich habe Euch von dem gestrigen Feste des Dogen Wunderdinge zu erzählen: von Tanz, Spiel, Musik, wahrsagenden Zigeunerinnen und tausend andern Dingen."

Bei diesen letzten Worten warf er einen Blick auf Lucien, die jedoch, ohne indessen die Fassung zu verlieren, fröhlich ausrief: „O, laßt mich das auch mit anhören! Von Dergleichen höre ich gar zu gern."

Doch Rosaura gab ihr einen Wink, sich zu entfernen, und ging mit Foscari tiefer in den Garten hinein. Lucie, die nichts gewollt hatte, als den finstern Ausbruch der Eifersucht Foscari's, der sich durch seine Opfer für Rosaura schon zu solchem Gefühle berechtigt glaubte, abwenden, sah Beiden eine Zeit lang nach und schüttelte misbilligend den Kopf. Dann ging sie nach der andern Seite des Gartens gegen das Ufer der Brenta hinab, weil sie Rosaurens Mutter von Venedig erwartete, indem diese als Hüterin ihrer Wohnung in der Stadt zurückgeblieben war, aber mit dem früheſten auf das Land hinauskommen wollte. Als sie sich dem Flusse näherte, sah sie die weiße Feder von Ludovico's Hut noch durch die Gebüsche schimmern. Erfreut, ihn noch zu treffen, wollte sie ihm nacheilen, um ihm einige nützliche Winke in Betreff Foscari's zu geben, als sie plötzlich mit Erstaunen entdeckte, daß er nicht allein sei, sondern Arm in

Arm mit einem jungen Mädchen ging. Es war Biondina. „Das ist seltsam!“ sprach Lucie leise vor sich, „wenn das meine Donna wüßte!“ Mit leisen Schritten schlich sie sich näher heran; ein Grabstein mit einer Urne unter dichtem Cypressengesträuch konnte sie verbergen, so daß sie sah und hörte, ohne bemerkt zu werden. Ludovico hatte Biondina traulich umschlungen und fragte das Mädchen mit sanfter Stimme: „Also könntest Du mich lieben? Recht von ganzer Seele lieben?“ Biondina hob die großen blauen Augen zu ihm empor, ein leichter Silberschleier überwebte plötzlich ihren reinen Blick, sie senkte das Haupt, drückte ihr Antlitz zärtlich und verschämt an seine Brust und umschlang dann mit ihren weißen Armen seinen Nacken. Ludovico preßte sie stumm ans Herz. Lucie traute ihren Augen kaum, bebte vor innerem Zorn, da sie in der Seele der so verrathenen Rosaura empfand. „Wahrlich,“ murmelte sie mit verhaltenem Unwillen, „höher konnte er die Verachtung nicht treiben, als daß er seine Buhlerin gleich in der Stunde der ersten Begegniß mit hieher brachte!“ Ganz erfüllt von der Unwürdigkeit dieser Handlung ging sie mit sich selbst zu Rathe, ob sie auf der Stelle hervortreten und Ludovico's Verrath enthüllen, oder noch ferner lauschen solle. Sie wählte das Letztere. Indessen waren die Liebenden einige Schritte weiter gegangen und sie konnte, was sie eben flüsterten, nicht verstehen. Doch als sie ihnen leise hinter den Büschen folgte, hörte sie Biondina sagen: „Ach, Du wirst mich gewiß verlassen um ihretwillen! Ich will es dulden und weinen, denn sie ist ja so schön, wie Du sagst, und liebt Dich so feurig — und was bin ich Arme?“

„Du?“ fragte Ludovico und blickte sie selig an. „Du? Du bist das reine keusche Licht des Mondes, sie eine dunkel glühende Fackel, die mehr brennt als leuchtet! Ihr sollte

ich Dich aufopfern? Nein, nimmermehr! Sie ist belastet von Schuld, hat ein Leben der Vergiftung geführt, sie muß sich erst durch lange Buße läutern; Du bist rein wie die Lilie und sollst es bleiben. Ernst will ich zu ihr sprechen; doch nicht mit Banden der Liebe sollen mich ihre süßtrügerischen Worte umspinnen. Auf Dich will ich deuten und sagen: „So sei, wenn Du des Edlen Liebe willst!"

„Nein, nein, das nicht, Geliebter," erwiderte Biondina. „Schweige ganz von mir; ich will Dich lieben in der tiefsten Stille, Niemand als die heilige Jungfrau soll es wissen! O, gib mich ihr nicht preis. Du kennst die italienischen Frauen nicht, Du weißt nicht, wozu die Leidenschaft sie hinreißt! Vater Bernardo hat mir schreckliche Dinge davon erzählt! Weißt Du nicht, daß sie mit Gift und Dolch —"

„Nein, Liebe, das fürchte nicht," entgegnete Ludovico lächelnd; „ich sage Dir, ihr Herz ist in meiner Hand und Macht!"

„Ach, ich fürchte sie doch!" rief Biondina weinend und bittend; „o, verrathe meine Liebe nicht! Du hast mein Herz gewonnen, gib es keiner Andern preis. Kannst Du mich nicht wieder lieben, so will ich ich still vor Gram sterben; aber nur verrathe mich nicht. Wie würde die lästernde Zunge mich verfolgen! Und wenn sie mich feindselig verspottet! Nein, nein, Du wirst mich gewiß nicht verrathen!"

„Du wunderliches, liebstes Kind," sprach Ludovico lächelnd, „welche thörichte Angst erfüllt Dich! Was sollte Dir geschehen? Wer darf es uns verargen, daß wir uns lieben? Doch, Du willst es; nun wol, es sei! Unsere Liebe bleibe ein Geheimniß, bis Du ganz mein bist, denn das sollst Du werden!"

Und hier drückte er sie noch einmal fest an sich und ging langsam mit ihr zum Ufer hinab.

Luciens Brust klopfte heftig. Sie liebte ihre Gebieterin; sie war stolz darauf, daß ihr noch Niemand widerstanden; so empfand sie auch die Kränkung der verschmähten Liebe in tiefster Seele mit. Vollends aber empörte sie der Verrath, denn anders vermochte sie es nicht zu nennen, den Ludovico an ihrer Gebieterin übte. „Abscheulich ist es," rief sie heftig aus, „o des frevelhaften Geschlechtes der Männer! Wir wären treulos, wir wären grausam? Solch' ein Verrath ward noch nie geübt! Von einer verlassenen Geliebten hörte man schon, von keiner aber, der man, nur um sie zu verhöhnen, verlockende Liebe schwört, bis sie in Demuth ihr betrogenes Herz hingibt! Schon zuvor sammelte er die Skorpionen, um sie unter den Rosen der Liebe, die er erst brechen wollte, zu verstecken! O, dreifach abscheulich! Aber ich will nicht ruhen, bis ich die schwer Beleidigte, die verachtend Gemishandelte zur glühenden Rache entflammt habe!"

Mit diesen Gedanken eilte sie den Garten hinauf, um die Gebieterin aufzusuchen. Diese kam ihr entgegen, denn Foscari hatte sie schnell verlassen. Rosaura hörte, was ihr Lucie erzählte, mit starrem Schrecken an. Einer Bildsäule gleich, stand sie vor ihr; sie weinte weder, noch klagte sie, sie war wie ein tiefes Grab des Schmerzes.

„Nein, Du lügst, ich glaube Dir nicht!" rief sie endlich entschlossen. „Das hätte er mir gesagt; die Schmach, mich so tief vor ihm zu demüthigen, hätte er mir erspart! Geh', Du lügst!"

„Ich will gehen, auf ewig von Euch gehen!" rief Lucie, „wenn ich Euch nicht die Wahrheit sagte. Vielleicht könnt Ihr Euch selbst überzeugen. Noch kann er nicht weit entfernt sein; folgt mir hier quer durch den Garten nach der anderen Seite, wohin der Fluß sich herumwindet, so

seht Ihr ihn wol noch auf seiner Gondel mit dem schönen Mädchen vorüberschiffen.

Rosaura lehnte sich auf Luciens Arm und ließ sich von ihr, so eilig ihre erschöpften Kräfte und ihre pochende Brust es gestatteten, nach der bezeichneten Gegend hinüberführen. Wirklich gelangten sie in demselben Augenblicke an das buschige Ufer, wo Ludovico und Biondina auf der leichten, wiegenden Gondel sich vorübertreiben ließen. Er saß am Steuerruder, sie ihm zur Seite und hatte das blondumlockte Haupt an seine Brust gelegt; sein linker Arm umschlang die anmuthige Gestalt und drückte sie sanft ans Herz, während er mit der Rechten dem Nachen die Richtung gab, der leicht auf den klaren Wellen des Stromes dahinschwamm.

Die Flut spiegelte das reizende Bild zurück; die reinste Seligkeit malte sich in den Zügen der Liebenden. Sie ahnten nicht, während der Himmel, der sich über sie wölbte, und die Flut, von der sie getragen wurden, ihnen so mild zulächelten, daß eine düstere Wolke der Schrecken ihnen zur Seite aufstieg und die Sonne ihres Glücks zu verfinstern begann, bevor sie ihnen die süßen Früchte, die sie versprach, gereicht hatte.

Rosaura blieb gefesselt stehen; zwei Mal drückte sie die Hand auf Stirn und Auge, als traue sie Dem nicht, was Blick und Gedanken ihr zeigten, dann aber, von der schrecklichen Wahrheit bis ins Innerste getroffen, wandte sie sich erschöpft zu ihrer Begleiterin um, sank ihr lautlos an die Brust und gleitete ohnmächtig in ihren Armen nieder.

Biondinens Nachen schwamm indeß, vom günstigen Hauche des Windes getrieben, leichter über die Wellen dahin. Als er die Lagunen erreichte, nahm sie das Ruder zur Hand, Ludovico spannte das kleine Segel auf und so ge-

wannen sie bald das Ufer wieder. Fast zu gleicher Zeit mit ihnen legte der alte Bernardo, dessen Enkelin Biondina war, die Barke an. Mit kindlicher Freude sprang diese dem Greise entgegen und erzählte ihm den Ueberfall, den sie in dieser Nacht erfahren, und ihre Rettung durch Ludovico. Gerührt und zitternd schloß der Greis das liebliche Kind in die Arme; dann nahm er seinen breiten, mit Bändern geschmückten Schifferhut ab und erhob das Auge andächtig gen Himmel. „Dank sei der gebenedeiten Mutter Gottes, die Dir einen Retter aus solcher Gefahr gesandt hat!" Hierauf ging er auf Ludovico zu und sagte auch diesem seinen herzlichen Dank, mit Blicken, in denen die Thränen der Rührung glänzten.

„Aber welch' ein Bubenstück!" rief er aus, nachdem er seine Enkelin noch einmal umarmt hatte; „und ich vermuthe nur mit zu großer Wahrscheinlichkeit, daß es von einem reichen, mächtigen Manne angelegt war. Denn die Leute, die mich gestern Nacht plötzlich für zwei Zechinen gedungen haben, sind mir jetzt höchst verdächtig. Sie boten mir so viel, weil sie Eile hatten, und doch weiß ich, daß sie sich bei Mestre fast müßig umhergetrieben haben; und weshalb ließen sie mich wol bis zwei Stunden nach Sonnenaufgang warten, wenn sie doch nicht mit mir zurückfahren wollten?"

Ludovico befand sich in einiger Verlegenheit, denn er war unschlüssig, ob er dem Greise sogleich seine schnell gefaßte Liebe zu Biondina bekennen sollte oder nicht. Zwar fühlte er sein Herz ganz von ihr gefesselt; doch hatte er bisher noch nie daran gedacht, eine dauernde Verbindung zu knüpfen, und als Offizier auf der venetianischen Flotte war ihm dies auch kaum möglich. Was daher aus seiner Zukunft werden sollte, lag noch dunkel und sorgenschwer vor

ihm. Daher schwieg er für den Augenblick und sprach nur zu Bernardo: „Beruhigt Euch, redlicher Vater, ich selbst werde den Fall dem Dogen anzeigen, denn ich habe diesen Morgen Geschäfte bei ihm. Es wird gewiß die strengste Untersuchung stattfinden und Ihr dürft der Bestrafung der Frevler sicher sein, selbst wenn sie aus den höchsten Ständen sind. Denn Ihr kennt Andrea Cornaro's Gerechtigkeitsliebe und wie er Milde und Strenge vereinigt. Er wird zuverlässig die Thäter den Gerichten überliefern und Ihr wißt, wie unbestechlich Venedigs Gerichte sind.

„Ach, mein edler Signor," erwiderte Bernardo, „ich will gar keine Bestrafung verlangen. Lieber wäre mir's, wenn der Doge mir Schutz gewähren könnte. Denn verfolgen wir den Thäter, so reizen wir nur seine Rache und vielleicht wäre er gezwungen, uns seiner Sicherheit wegen zu opfern. Nein, edler Signor, führt keine Klage; der Arme, Schwache muß den Streit mit dem Mächtigen vermeiden, denn sein Recht schützt ihn dabei nicht nur nicht, sondern wird oft erst sein Verderben. Gott hört unsere Seufzer; auf seinen Schutz wollen wir bauen, seiner Gerechtigkeit unsere Sache anheim stellen. Glaubt mir nur, mein edler Herr, wem der Schnee schon fast zwanzig Jahre auf dem Haupte liegt, der hat Manches erfahren! Ja, ich habe Manches dulden müssen in der Welt und vorzüglich von den Großen dieser Erde!"

„Darum," fuhr Bernardo leise fort, indem er Ludovico halb auf die Seite nahm, „zog ich mich so tief in die Verborgenheit zurück als ich vermochte. Aber doch muß man es ausgespäht haben, daß eine liebliche Blume in dem kleinen, dunklen Gärtchen blüht, und es trug irgend wer Verlangen darnach, sie zu pflücken!" Hier seufzte der Alte tief auf, erhob die Augen gen Himmel, faltete die Hände

und sprach fromm: „Gebenedeite Jungfrau, Du weißt, wie viel Thränen dieses Kind gekostet hat! Laß mir, was ich mit so bitterm Schmerze erkaufte! Gott segne Euch nochmals, edler Herr," fuhr er zu Ludovico gewendet fort, „daß Ihr mir ein liebes Kind erhalten habt, wißt Ihr, aber welch' ein liebes, das kann nur ich empfinden!"

Er zog Biondina auf's neue an sein Herz; sie umschmeichelte ihn sanft und streichelte kosend seine Wangen. „Mein Vater, mein liebster Vater," sprach sie mit dem Tone der innigsten Liebe, „o, weint doch nicht, wir sind ja so glücklich!"

Die Stunde, wo Ludovico den Dogen sprechen sollte, war nahe. Er mußte aber noch nach Hause, um seine festliche Uniform anzulegen. Daher nahm er eiligen Abschied und versprach nur, so bald als möglich zurückzukehren.

Tausend Gefühle wogten in seiner jungen Brust. Er, der die Liebe niemals gekannt hatte, lernte diese allmächtige Leidenschaft jetzt beinahe in demselben Augenblicke in ihren beiden entgegengesetzten Polen kennen. Die stürmische, aus der glühenden Macht der Sinne auflodernde Flamme und das heilige, reinstrahlende Licht, womit sie in ihrer edelsten Gestalt das Herz erfüllt, hatten sich fast zugleich in seiner Brust entzündet. Seine bessere, für alles Große und Schöne entglühende Seele gab der reineren Flamme den Sieg; und doch sollte er es durch einen schweren Kampf büßen, daß er nur einen Augenblick sich der Brandung des reißenden Stromes überlassen hatte, der Die, welche sich in seine Wellen werfen, in ein wirbelndes, taumelndes Entzücken reißt, bis er sie an seinen schroffen Felsenufern zerschmettert.

Sechstes Capitel.

Um den scheinbar längst verloren gegangenen Fäden geheimer Thaten nachzuspüren, die der wunderbarste Zufall plötzlich wieder ans Licht und in die Hand der alten, einer zauberischen Drudenmutter gleichenden Priscilla geführt hatte, ließ sich dieselbe manchen ihren erlahmten und verkrummten Füßen sehr sauern Weg durch die dunklen Gassen Venedigs nicht verdrießen. Sie hatte früher mancherlei Gewerbe getrieben, durch die sie mit allen Schlupfwinkeln des Verbrechens jeder Art bekannt geworden war. Dort konnte sie jetzt am leichtesten alte Freunde und Bekannte entdecken, die ihr auf die Spur halfen. Aber freilich, es war ein mühsames Werk, denn zwanzig Jahre (so lange war sie nun aus Venedig entfernt) räumen auf! An Stellen, wo sonst geheime Slupfwinkel von Dieben, Bettlern, Zigeunern und andern Völkchen gewesen, fand sie jetzt stattliche Häuser; andere Spelunken waren zwar noch im Gange, allein Niemand kannte die Alte und sie mußte auch vorsichtig sein, durfte sich nicht zu leicht selbst preisgeben. „Ja, ja," seufzte sie, „der Galgen, den diese Schelme alle verdient haben, ist ein ungeduldiger Gläubiger, er will bezahlt sein! Er wird ihnen nicht zu lange Frist gelassen haben. Wer weiß, wie es mir gegangen wäre, wenn mich die Wellen nicht nach Afrika verschlagen hätten! Nun, die

Sklavenpeitsche, die ich genossen, hat wol Manches abgezahlt und ich habe noch zu Gute — ich will's nie fordern, was ich herausbekomme!"

Unter solchen Gedanken, die sie halb in murmelnde Worte kleidete, kroch sie eine dunkle Gasse hinunter, an deren Ende die Haupthöhle sich befand, die vor zwanzig Jahren gute Freunde ihrer Art zu beherbergen pflegte. Noch ehe sie dieselbe erreicht hatte, kam ein Mohr aus der Thür des unterirdischen Gewölbes herauf, dem zwei Kerle folgten, die nicht das beste Aussehen hatten. Der eine war alt, hatte schon graues Haar, aber noch rüstige Glieder; der andere hatte kaum die Mannesjahre erreicht. Vorsichtig trat die Alte hinter einen Brunnen, um die Herankommenden von weitem zu beobachten, bevor sie selbst gesehen wurde. Denn in der Gegend dieser Spelunke mußte man immer auf der Hut sein, wenn man die Stichworte, die gerade üblich waren, nicht kannte.

„Wahrhaftig!" rief die Alte erstaunt aus, als sich die Leute näherten, „hier finde ich ja endlich Bekannte. Denn wenn der schwarze Teufel nicht der hübsche Mohrenbube Battista ist, der mir schon vor zwanzig Jahren in Foscari's Hause bisweilen zur Hand ging, so will ich in diesem Leben keinen Schlaftrunk mehr mischen! Und der Graukopf ist bei der heiligen Jungfrau kein Anderer als Pietro, die Eisenfaust genannt! Daß diese Schelmengesichter nicht umsonst die Nasen so dicht zusammenstecken, darauf will ich wetten."

Sie lauschte mit angehaltenem Athem, um das Gespräch der Herankommenden zu behorchen. Dies gelang ihr zum Theil, denn sie sprachen, da sie sich in der nur den Geheimverbündeten verständlichen Sprache unterhielten, ganz laut.

„Funfzig Zechinen?" sprach der Graukopf zum Moh-

ren. „Dein Herr ist wahrhaftig ein Geizhals geworden! Aber die Zeit ist schlecht, man muß Alles mitnehmen. Ludovico heißt er also?"

„Soll ich Dir's so oft wiederholen, wie die Glocken von St. Marcus läuten?" antwortete der Mohr; stell' Dich nicht an, wie ein Rekrut von drei Tagen!"

„Rekrut! Rekrut! Sucht mir einen Veteranen wie ich! Foscari kann sich auf mich verlassen, das sagt ihm nur!"

„Und Du Dich auf ihn!"

„Ja, ja, er zahlt! Und mir muß er auch zahlen! Ich weiß so viel alte Geschichten! Es ist aber wol ein Teufelskerl von Haudegen, mit dem wir's zu thun haben?"

„Feiger Lump!" erwiderte der Mohr, „Du willst wol zittern, wenn Du ihm den Dolch zwischen die Rippen klemmst? Sonst wüßte ich doch nicht, was es für einen Unterschied machte, ob ein gutgeführter Stoß einem löwenartigen Herkules oder einem bleichsüchtigen Mädchen die Herzkammern aufmacht."

„Nun, Du hast doch selbst Deinen Dolch an ihn verloren!" warf Pietro halb hohnsprechend hin.

„Tropf, weil wir auf nichts gefaßt waren und wir angegriffen wurden!"

Mehr verstand Priscilla nicht, aber es war genug. „Also Foscari," rief sie aus, „war richtig der Lecker, dem es nach dem jungen blondlockigen Mädchen gelüstete? Und jetzt sollte — — Geduld, Signor Marchese, ich will das nicht und ich habe auch ein Wort mit zu sprechen!"

Unter diesen Gedanken kroch sie in die Höhle hinab. Hier war sie endlich am rechten Platze! Gleich auf den ersten Blick erkannte sie den Wirth, denn er hatte noch gerade eine so glühende Kupfernase wie sonst und schielte unter dem weißen Haare so gut wie vor Jahren unter dem rothen.

Es kam ordentlich eine Art Rührung über Priscilla beim Anblicke des alten Gewölbes und der wohlbekannten Sessel, Bänke und Tische. „Kennt Ihr mich noch, Giuseppe?“ fragte sie den Wirth, „oder habt Ihr die Mutter Priscilla vergessen?“

„Bei allen Heiligen! Kommt Ihr aus der Hölle, oder woher sonst?“ rief Giuseppe; „seid Ihr's selbst, oder spukt Ihr am lichten Tage?“

„Mit Fleisch und Bein, so viel an dem alten Gerippe noch herumhängt,“ sprach Priscilla mit grinsender Freundlichkeit. „Ich war zwanzig Jahre verreist! Nach Afrika, in Algier! Aber kommt Zeit, kommt Rath! Endlich bin ich doch heimgekehrt und sehe mich nun nach alten Bekannten um!“

„Werdet nicht mehr viel finden!“ antwortete Giuseppe. „Der Teufel holt Einen nach dem Andern. Aber sagt mir doch —“

„Was Ihr zu fragen habt, darauf antworte ich Euch schon bei gelegener Zeit. Jetzt sagt mir rasch, kommt Pietro, die Eisenfaust genannt, heut' noch wieder hieher?“

„In einer Stunde; er besorgt nur Etwas mit einem guten Freunde in der Nähe.“

„So sagt ihm, er solle sich hüten, die fünfundzwanzig Zechinen von Foscari zu verdienen! Er wirft tausend dabei in die See. Er soll die Henne nicht schlachten, die goldene Eier legen kann! Versteht Ihr? Ich hätte es Euch so aufgetragen; ich weiß, dann wird er gehorchen. Um Mitternacht bin ich wieder hier!“

„Gut,“ sprach Giuseppe. „Allein —“

„Ihr habt nichts zu fragen; doch, mir gebt weiter Auskunft. Wo steckt die schwarze Filippa, die Spinnerhexe?“

„Bei St. Marco. Hättet Ihr mich vor einer Stunde gefragt, ich hätte kein Wort gewußt, denn sie war seit vielen Jahren verschollen; aber ich will nie aus dem Fegefeuer entlassen werden, wenn ich ihr nicht vor einer Stunde am Rialto begegnet bin. Ich sage Euch, stattlich, in Sammt und Seide! Ich sah sie an, sie mich, sie wollte mich nicht kennen, that vornehm! Aber der Schreck hatte sie verrathen und als ich ihr nachschaute, erkannte ich sie auch an dem linken Plumpfuß, weshalb wir sie immer Jungfer Satan hießen."

„Und habt Ihr keine nähere Spur?"

„Nein!"

„Aber welche Richtung nahm sie?"

„Hinter dem großen Kanal herum, nach dem Palaste Berberigo zu!"

„Gut! Um Mitternacht bin ich wieder hier."

So eilig ihr Alter es zuließ, keuchte Priscilla die Treppe wieder hinauf und nahm ihren Weg nach dem Palaste Berberigo.

Auf dem Wege dahin begegnete ihr Ludovico im Gedränge, das vom Rialto herabflutete. „Ein Wort, Signor," raunte sie ihm zu und zog ihn auf die Seite. „Ihr kommt wie gerufen! Nehmt Euch in Acht! Es gibt Leute, die eifersüchtig auf Euch sind, und die Eifersucht schleift manchen Dolch in Venedig. Hütet Euch vor Foscari!"

Ludovico war auf's äußerste bestürzt, denn er mußte glauben, die Alte denke bei dieser Warnung an Rosauren und das Verhältniß derselben zu Foscari. Ganz unbegreiflich war es ihm daher, auf welche Weise sie so schnell davon unterrichtet sein konnte, da er selbst ja kaum etwas davon ahnte. „Was weißt Du von Foscari und seinen Gesinnungen gegen mich?" fragte er. Doch Priscilla schüt-

telte mit dem Kopfe und erwiderte: „Laßt mich jetzt, davon ein anderes Mal. Wo wohnt Ihr, Signor?"

„Beim kleinen Kanale am Arsenale!"

„So suche ich Euch dort auf, denn jetzt habe ich Eile."

Noch bevor sie geendet hatte, mischte sie sich unter die Volksmenge, die sich eben zwischen ihr und Ludovico durchdrängte, und verschwand bald seinen Blicken. Voller Gedanken setzte er seinen Weg zum Dogen fort, zu dem er beschieden war. Seine Uniform eröffnete ihm den Eingang in den Palast und er stieg sogleich die breite steinerne Treppe hinan, nach dem Audienzsaale. Hier fand er eine große Versammlung; viele Mitglieder des großen Rathes, Senatoren, Procuratoren von St. Marco, Avogadoren, die sechs Räthe der Signoria; endlich viele Nobili, die Gehör verlangten. Gegen eine Stunde wartete er; da trat der Doge ein, in festlichem Schmucke, wie er den Gesetzen gemäß die Geschäftsaudienzen geben muß. Andrea Cornaro war ein Mann von etwa sechzig Jahren, unverheirathet wie die meisten Dogen Venedigs, freundlich, aber von männlicher Festigkeit, streng gerecht, aber zugleich milde. Die Nobili haßten ihn, weil er, so weit seine beschränkte Macht es gestattete, ihren Zügellosigkeiten Einhalt that. Man wollte von ihm wissen, daß er selbst schon anklagende Zettel in den offenen Rachen des berüchtigten Löwen geworfen habe, um übermüthige Edle, die er nicht aus eigener Machtvollkommenheit strafen konnte, vor das furchtbare, in schauerliches Dunkel gehüllte Gericht des Rathes der Zehn, oder gar vor die drei Staatsinquisitoren zu führen. Dagegen war er der Beschützer der Bürger in den niedrigsten Volksklassen und diese hingen ihm auch mit innigster Liebe an. Oft hatten ihn daher seine Freunde auch schon gewarnt, den Haß der Patrizier nicht zu sehr zu reizen, weil es leicht geschehen

könnte, daß man ihn anklagte, auf die Gunst der Menge gestützt, die Verfassung zu beeinträchtigen und seine persönliche Macht als Doge über die Gesetze, die sich freilich eng genug einschränkten, auszudehnen. Die Geschichte der Republik bot manches Beispiel einer solchen Anklage und darauf erfolgten Verurtheilung dar.

Auf diese Gesinnung des Beherrschers von Venedig gründete Ludovico, dem der Doge sich überhaupt stets sehr wohlwollend gezeigt hatte, die Hoffnung, seine Gunst auch zu Biondinens Schutz zu gewinnen. Absichtlich hielt er sich daher im Hintergrunde, bis die übrigen Anwesenden abgefertigt waren und die Geschäfte nicht mehr so drängten. Als ob Cornaro es ahne, winkte er ihm im Vorübergehen und sprach: „Nachher, junger Freund!"

Endlich waren alle vornehmen Nobili und Geschäftsmänner abgetreten und Ludovico allein noch in dem Saale übrig.

„Unsere Staatsgeschäfte sind kurz," begann der Doge, „die Antwort auf die Depeschen, welche Ihr mitgebracht habt, ist bereits ertheilt und die Galeere Aquila damit nach Cypern abgegangen. Ihr selbst werdet noch einige Zeit hier verweilen, um die Ausrüstung der Fahrzeuge, die im Arsenale schon halb aufgetakelt liegen, zu betreiben."

Nach diesen feierlich gesprochenen Worten begann er freundlich und vertraulich: „Der Staat ist Euch in vergangener Nacht abermals Dank schuldig geworden; Ihr habt mit ritterlichem Muthe ein Bubenstück verhindert." Ludovico erstaunte. „Ihr seht, daß ich bereits unterrichtet bin," fuhr der Doge fort; das Oberhaupt der Republik muß sein spähendes Auge überall haben. Dennoch ist mir noch Vieles dunkel in der Sache und ich ersuche Euch daher, mir Erklärungen zu geben.

Ludovico erzählte dem Herzoge. Sein Herz verführte ihn, bei der Schilderung von Biondinens Unschuld und Schönheit ausführlicher zu werden, als es für einen dienstlichen Bericht geeignet war. Der Doge lächelte, Ludovico merkte sein Selbstvergessen, erröthete und stockte. Doch Andrea Cornaro war der Mann nicht, der dem Jüngling nicht das Eigenthümliche der Jugend vergeben hätte; im Gegentheil, er freute sich dessen und ermunterte Ludovico mit wohlwollenden Worten, in seiner Erzählung fortzufahren.

Als derselbe jedoch von seiner Ueberfahrt nach der Villa Foscari sprach, gerieth er in neue Verlegenheit, weil er den wahren Grund dazu nicht entdecken wollte und noch nicht geübt genug in raschen Erfindungen war.

Zu seinem Glücke merkte der Doge nicht sonderlich darauf, sondern erneuerte nur seine Fragen wegen Biondinens. Es fiel ihm auf, daß sie blondes Haar habe. „Eine Seltenheit bei uns in Italien," sprach er, „aber eine große Schönheit; ich begreife, mein junger Held, daß dieses holde Kind einen lebhaften Eindruck auf Euch gemacht hat. Aber nehmt Euch in Acht; der Soldat, der auf dem unbeständigen schwankenden Nachen des Glücks und Zufalls umhertreibt, darf nur die Göttin des Ruhms scharf ins Auge fassen." Obwol Cornaro diesen Worten einen scherzhaften Ton zu geben suchte, klangen sie doch ernsthaft gemeint und Ludovico bemerkte in den Zügen des Sprechenden einen plötzlichen Anflug von Wehmuth, der tief aus dem Innern zu kommen schien. Auffallend war auch die Theilnahme, mit welcher der Doge sich weiter nach Biondinen und dem alten Gondolier erkundigte. Je umständlicher Ludovico Beide schilderte, je ausführlicher er namentlich über Biondinens heiligen Reiz der Unschuld und Sanftmuth wurde, desto dunkler fielen die Schatten des Ernstes und der Wehmuth

auf die Züge des Hörenden. Und als Ludovico am Schlusse seiner Erzählung der frommen Ergebung des greisen Vaters und seiner Besorgnisse Erwähnung that, unterbrach er ihn mit den Worten: „Der Alte hat Recht! Es ist gefährlich, in Venedig Feinde zu haben! Aber ich will ihn und seine Tochter oder Enkelin in meinen besondern Schutz nehmen und wir wollen doch sehen, ob der Beschützer der Republik Macht genug hat, zwei Hülflose gegen die Rache oder Begier eines Buben zu sichern. Sagt das den beiden Bedrohten. Ich werde in der Stille der That weiter nachforschen lassen; habe ich erst die Spuren, so finde ich auch den Thäter. Und wäre es der Reichste, der Vornehmste in Venedig, so soll er vor ein Tribunal gestellt werden, vor dem noch kein Sterblicher ohne Zittern gestanden hat! In diesen nächsten Tagen halten mich zu dringende Staatsgeschäfte ab; allein in künftiger Woche, dies sagt dem alten Bernardo, will ich ihn und sein Kind selbst sehen. Ich kannte vor Jahren selbst ein Mädchen, dem sie nach Eurer Schilderung an schuldloser Sanftmuth eben so gleich zu sein scheint, wie an Anmuth der Gestalt. Richtet das also aus, junger Freund!" Bei diesen Worten gab er Ludovico den Wink der Entlassung; dieser zog sich ehrfurchtsvoll nach der Thür des Saales zurück. Schon war er an der Schwelle, als Cornaro ihm nachrief: „Noch ein Wort!" Ludovico trat wieder näher; der Doge blickte ihn lange an, dann sprach er: „Junger Freund, ich hatte über meinem Eifer vergessen, Euch für die That zu loben; aber tragt Sorge, daß das Lob Euch ganz und voll gebühre. Ihr versteht mich? Ich will sagen, schont des Herzens und der Ehre eines unschuldig vertrauenden Mädchens! Glaubt dem Worte des Vielerfahrenen, Vielgeprüften, der an der Schwelle des Greisenalters, wenn nicht des Grabes steht. Dem flüchti-

gen Rausche des Gewissens folgt ein herbes Erwachen und der Schuld ein schwer lastendes Bewußtsein! Laßt nicht den Retter des Mädchens ihrem Glücke gefährlicher werden als den Räuber!" Er sprach diese Worte mit sanftem, tiefeindringendem Ernste; dann wandte er sich rasch um und verließ den Saal.

Ludovico stand betroffen; er verlor sich in ein tiefes Sinnen. Wol empfand er es, daß er auf gefährlichen Pfaden wandle. Dort Rosaura, hier Biondina! War er nicht bei Beiden schon zu weit gegangen? Und vermochte er es noch, die Schuld, vor der ihn das väterliche Wort des Dogen warnte, ganz fern von seinem Haupte und Herzen zu halten?

Siebentes Capitel.

Die Sonne berührte fast schon den Saum des Meeres und fing an, den mildernden Purpurschleier über ihr blendendes Angesicht zu legen. Venedigs Thürme und Paläste stiegen wie goldene Schlösser aus der dunklen krystallenen Flut; ein rosig blinkendes Netz aus flockigem Schaume warf sich über die leicht gekräuselte Fläche des Meeres; der sanft abspannende Hauch des Abend zog durch die Blätter und Blüten und trug ihre Düfte auf seinen Flügeln heran. Rosaura saß auf der Terrasse ihres Landhauses; Lucie war bemüht, ihre phantastisch reizende Kleidung durch die letzten kleinen Nachhülfen zu vollenden. Hier ringelte sie eine der schwermüthig herabfallenden Locken wieder auf, dort steckte

sie eine Rose halb vergeßlich, nachläßig in den Gürtel; hier enthüllte, dort entschleierte sie die lockenden Reize ihrer Gebieterin. Diese saß matt, erschöpft und duldete Alles stumm, als würde sie zum Opfertode geschmückt; sie gab sich nur einer langen alten Gewohnheit hin, bei der sie kaum noch etwas dachte; und vollends jetzt, wo tief verschlossene Gedanken verschmähter, erbitterter Liebe ihre Brust erfüllten! Deshalb blieb ihre Wange bleich und zeigte kein anderes Roth als das, womit der Abendglanz sie anstrahlte; aber es war kein lebendiges Erglühen der Freude oder Liebe, sondern nur ein' kalter Widerschein, wie von einem Marmorantlitze. Das sonst so geheimnißvoll dunkel, aus innerster Tiefe leuchtende Auge glimmte nur matt wie ein Demant unter einem Schleier und blitzte kaum hell auf, wenn es sich der immer glühender versinkenden Sonne entgegenwandte. Nur von Zeit zu Zeit schlug eine dunkle Flamme darin auf, wie der Flügelschlag eines Blitzes am fernen Gewitterhimmel.

„Meinst Du, daß er kommen wird?" fragte sie nach langer stummer Pause und blickte Lucien ungewiß an.

„So sicher, wie die Sonne dort bald hinter die blauen Meereswellen versinkt; seinen höchsten Triumph hat er ja noch nicht gefeiert!" Sie sprach diese Worte halb mit dem Tone des Scherzes, halb mit Erbitterung; aber es war ihr Ernst damit, denn sie liebte Rosauren und konnte die vermeinte Erniedrigung ihrer Gebieterin und den Verrath, der an ihr geübt wurde, fast noch schwerer ertragen als diese selbst. Dabei kam auch ihre Eitelkeit ins Spiel, da sie es gewesen, welche Rosauren verleitet hatte, Ludovico an sich zu ziehen, indem sie ihr den Sieg als unfehlbar darstellte. Freilich war Rosaura nicht den sichern besonnenen Weg gegangen, den Lucie ihr angedeutet hatte, allein Ludovico's

Verrath erschien so angelegt, daß selbst Rosaurens leidenschaftliches Selbstvergessen keine Aenderung bewirkt haben konnte.

Auf Luciens bitter klingende Antwort erwiderte sie nichts. Sie stand unruhig auf und ging, würdig emporgerichtet, aber heftig, stumm auf und nieder. Die Flamme wilder Liebesglut schlägt, wird sie getäuscht, eben so leicht zur verheerenden der Rache auf, als reiner Liebesstrahl sich in so bitterm Falle selbstüberwindend in den Heiligenschein wahrhaften, tiefsten Vergebens verwandelt. Jene straft die Schuld, vermeinte oder wirkliche, durch rächendes Vertilgen; dieser versöhnt sie durch reuiges Erheben und Verklären.

Durch Rosaurens Brust zogen düstere Rachegeister und mit jedem Schlage ihres Herzens fiel ein finstrer, nächtlicher Schatten in ihre Seele. Sie fühlte es in entsetzlicher Pein, wie die letzten guten, seligen Geister verjagt wurden aus dem innersten Heiligthume, wo sie tief verborgen, aber getreu gewohnt hatten, und schwarze Dämonen der Hölle ihre gifthauchende Lagerstätte aufschlugen. „Ach!" rief sie aus, „mußte es denn dahin kommen! Aber er hat mich vor sich erniedrigt gesehen, so will ich mich jetzt vor ihm aufrichten, daß er zittern soll!"

„Er kommt!" rief Rosaura plötzlich und Ludovico trat aus dem Laubgange hervor. In demselben Augenblicke berührte das Haupt der Sonne die kühle Gruft des Meeres und warf einen langen blutigen Feuerstrom über die Wogen; der Abendwind rauschte stärker auf, hob die Fluten und das glänzende Gestirn war versenkt und der graue Schleier unheimlicher Dämmerung legte sich plötzlich über Meer und Land.

Rosaurens Entschluß war gefaßt; sie wollte ihr Innerstes verbergen, die ringelnde Schlange ihres Hasses tief un-

ter lächelnder Rosenfülle der Liebe begraben. Doch waren die gefesselten Stürme stärker als das Gefäß, das sie verschließen sollte; denn sie zitterte heftig, als sie dem Kommenden entgegentrat und er einen sanften Freundeskuß auf die willig dargebotenen Lippen drückte. Ludovico nahm es für das heilige Beben der Liebe und empfand tiefes Mitleid mit Der, die er zu täuschen sich gezwungen sah; fast bereute er das Versprechen des Schweigens, welches er Biondinen gegeben, doch ein unbeherrschter Blick aus Rosaurens Flammenauge schreckte sein Vertrauen wieder zurück und erfüllte ihn selbst mit dunkel geahnter Besorgniß, daß diese Liebe leicht im italienischen Busen zur geschwungenen Fackel der Rache auflodern könne. Er nahm sich daher vor, doppelt sanft und liebreich gegen Rosaura zu sein, um ihr, da er ihr die Liebe selbst nicht geben konnte, die schönste Frucht derselben zu reichen, die Läuterung und Weihe ihres Herzens zu einem reineren Wandel, als sie ihn bisher geführt. Doch wo einmal die Dämonen des Irrthums und der Leidenschaft ihre verwirrenden Netze und Schlingen auswerfen, da schießt selbst die Saat der Liebe zu giftigem Unkraut des Hasses empor. Rosaura nahm sein mildes Anschließen für die feinste trügerische Kunst, das Herz, dessen Schwäche sie ihm gezeigt hatte, zu umspinnen und so den letzten schmachvollsten Triumph über sie zu gewinnen, um sie, je tiefer erniedrigt, desto härter zu verlassen. Daher wurde jedes Wort seiner Liebe, wie rein es seinem Herzen entquoll, zum Gifttropfen in dem ihrigen.

Einsam wandelten sie in den dunklen Laubgängen auf und nieder. Ludovico schlang den Arm um Rosaura, die es willig geschehen ließ und ihr wildschlagendes Herz an das seine legte.

Er war befangen, fast beängstigt; denn er suchte ein

Mittel, ihre Leidenschaft, deren Tiefe und Gewalt er erkannte und sie an seiner eigenen maß, sanft zu mildern, ohne ihr die bittere Kränkung des Verschmähens zu bereiten. Auch wenn er der vertrauenden Biondina das Versprechen zu schweigen nicht gegeben hätte, würde er seine Liebe jetzt, nach reiflicherem Erwägen, Rosauren nicht bekannt haben, weil er fühlte, daß er sie zu schmerzlich damit verwunden müsse. Darum that er kein allgemeines Geständniß, sondern versuchte einen andern Weg zu gehen.

„Rosaura," sprach er sanft, „Du liebst mich zu irdisch, mit zu stürmischem Sinne. Du bist zu dem reinen Pfade der Tugend zurückgekehrt, Dein edles Bekenntniß, Deine Selbstanklage sind die Schritte, die Du zurückgethan zu dem verlorenen Paradiese der Unschuld. Allein der Wille muß noch zur stärkeren That wachsen; prüfe Dich zuerst an mir und liebe mich schwesterlich, liebe mich mit der wärmsten Freundschaft des Herzens, doch verbanne die heftige, die glühende Gestalt der Leidenschaft. Sie darf dem Heiligthume reiner Liebe nicht nahen!"

„O der Heuchler, der Unwürdige!" dachte Rosaura; „ist denn Deine Liebe zu einem blonden Schiffermädchen ein solches Heiligthum?" Doch sie erstickte den gewaltsamen Ausbruch des Zornes in ihrer Brust. „So sprachst Du gestern in der Nacht im Garten des Dogen nicht," erwiderte sie mühsam gefaßt. „Ist heute schon Deine Gesinnung eine andere?"

„Gestern trieb ich selbst auf dem unruhigen Strome der Leidenschaft und wurde hinweggerissen ohne Kraft des Willens. Das Gestern klage ich auch schwer an; glaube mir heute, Geliebte!"

Sie blickte stumm zur Erde und trat einen Schritt zu-

rück. „Ja wohl," dachte sie, „heute weiß ich, was ich glauben darf! O, ich Unglückselige!"

„Willst Du mich wie eine Schwester lieben, Rosaura?" fragte Ludovico weich, „so will ich Dein Bruder sein!"

In diesen Worten lag eine tiefe, innerste Rührung, die selbst Rosauren auf wunderbare Weise ergriff. Es kämpfte in ihr; sie wollte mit der Anklage gegen ihn ausbrechen, ihm den vermeinten Verrath vorwerfen. Und jetzo hätten sie sich verstanden und unabsehbares Unheil wäre abgewendet worden! Doch da trat das Geschick finster dazwischen; es wälzte einen Fels zwischen die beiden Ströme, die schon bereit waren, ihre Wellen zu mischen. So wandten sich ihre Bahnen wieder abwärts, um sich unerreichbar weit von einander zu verlieren.

Foscari war es, der unvermuthet und, wie es schien, selbst überrascht, ihnen aus einem Seitenwege entgegentrat. Zwar dunkelte es schon, doch war es noch hell genug, um, von so nahe, Gesichtszüge zu erkennen. Ludovico sah daher, daß der Blitz des Erstaunens, der sich, als Foscari ihn erblickte, auf seinem Antlitze zeigte, plötzlich von einer finstern Wolke des Zornes verschlungen wurde. Eben so schnell aber verbannte die rasche Willenskraft auch diese und es kehrte der Schein der völligsten Ruhe und Gleichgültigkeit zurück.

„Hm," dachte Ludovico, dem die Warnung der Alten einfiel, „sollte sie doch Recht haben? Dieses Verbergen seiner Gesinnung zwingt mich, auf meiner Hut zu sein."

Rosaura hatte mit unglaublicher Gewandtheit den Ton ihres leichten, heitern Uebermuths wiedergewonnen. „Marchese Foscari, Signor Ludovico Terno," sprach sie, Beide einander vorstellend, „zwei tapfere Ritter, denen ich's zur Pflicht mache, in ihren Bewerbungen um meine Gunst auf's äußerste eifersüchtig zu sein."

Ludovico, unwillig, ja unheimlich berührt, von dieser Fertigkeit im Verschleiern des Innersten, vermochte nur, sich kalt zu verbeugen; Foscari erwiderte den Gruß höflich, ungezwungen, doch in einer Weise, die beleidigen mußte, indem er sich gleich darauf ebenfalls schweigend zu Rosaura wandte und im Verfolge des Gesprächs gar nicht mehr zu wissen schien, daß Ludovico zugegen war. Dieser fühlte bald das Drückende seiner Lage, zudem trieb es ihn, Biondinen noch zu sehen, deshalb suchte er Gelegenheit, seinen Besuch abzubrechen. Rosaura bemerkte seine Unruhe und verlor darüber fast ihre Fassung, denn der spähende Blick der Eifersucht entdeckte die Ursache derselben; doch mit römischer Kraft bezwang sie sich selbst und verrieth den Schmerz nicht, mit dem dieser giftige Stachel sich in ihre Brust drückte.

Ludovico ging; doch indem er Rosaurens Hand küßte, drückte er sie warm und fragte leise: „Darf ich wiederkehren, holde Rosaura?"

„Morgen um diese Stunde," erwiderte sie eben so und er ging.

„Ein tapferer Degen, dieser junge Kriegsmann," sprach Foscari mit kaltem Spotte; nur Schade, daß er den Türken wenig Beute abgenommen hat. Er ist, wie ich höre, in Verlegenheit, wie er sein Wamms bezahlen soll. Ein guter Freund von Euch, schöne Rosaura?"

Sie antwortete nicht; der lange innere Kampf hatte ihre Kräfte erschöpft, sie lehnte sich an einen Baumstamm, ihre Züge waren bleich, man hätte sie für leblos halten müssen, wenn nicht ein heftiges Zittern die furchtbare Bewegung ihres Innern verrathen hätte. Foscari trat ihr näher.

„Verzeihung, meine schöne Freundin," bat er mit sanf-

ter Stimme, „hätte mein Scherz Euch gekränkt?“ Sie schüttelte stumm das Haupt. Einschmeichelnd ergriff er ihre Hand und drückte sie gegen die Lippen. „Zürnt Rosaura oder leidet sie?“ fragte er und suchte sie an sich zu ziehen. „Ihr Zorn findet in Foscari einen Rächer, ihr Kummer einen Tröster. Wie? Eine Thräne, welche die schönen Wangen netzt? Rosaura weint?“

Ihre Kraft war dahin; sie sank ermattet vom Schmerz und innern Kampf fast in die Knie und willenlos gab sie sich Foscari hin, der sie zu einer nahen, dicht von Gezweig und blühenden Ranken verhängten Grotte leitete, wo er sie auf einen Ruhesitz niederließ. Der Mond stieg eben hinter den dunklen Kronen der Bäume herauf und warf seine Strahlen zwischen das Laubgitter hindurch, gerade in die Grotte hinein, welche sich mit einem dämmernden Silberdufte zu erfüllen schien. Rosaura lag, das Haupt in die Hand gestützt, auf dem Ruhesitze; ihr Haar fiel halb gelöst über den Nacken und einen Theil der Wangen herab und die dunklen Locken hoben die Marmorblässe des Antlitzes und der Brust. Ihre so mächtig fesselnde Schönheit erhielt durch Beleuchtung und Umgebung eine zauberische Verklärung; Foscari, der die Leidenschaft für sie stets nur mit Gewalt und um seines Sieges sicherer zu sein, gebändigt hatte, fühlte sie jetzt mit verdoppelter Kraft in der Brust stürmen.

„Schöne, büßende Magdalena,“ flüsterte er der Liegenden zu, „wahrlich, fielen blonde Locken über Eure Schulter, ich wüßte nun, woher Correggio sein Bild genommen.“

„Blonde Locken!“ seufzte sie tief auf, „ja fielen blonde Locken über meine Schulter, dann freilich wäre ich unendlich schöner und glücklicher!“ Sie dachte dabei an Biondina, deren Bild sich ihrer Seele unvergeßlich eingeprägt hatte.

„Ihr sagt das, schöne Rosaura, nicht ich; Euch fehlt nicht das blonde Haar zu Magdalenens Schönheit, sondern Ihr habt diese reichen, dunkeln Locken, dieses brennende Auge vor ihr voraus.“ Er näherte sich ihr, ließ sich auf ein Knie nieder, nahm ihre herabhängende Rechte, die sie ihm bewußtlos ließ, und blickte ihr in das aufgestützte Antlitz. Mit offenen Augen starrte sie ihn an, doch ohne ihn zu sehen. Sie fühlte sich wie krampfhaft beklemmt; ihr Busen flog unter heftigen, raschen Athemzügen; unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach dem Gewande, um es zu lüften. In ihrer Heftigkeit zerriß sie es bewußtlos; sie athmete immer tiefer, beklemmter. Foscari heftete glühende Blicke auf die reizenden Wellenhebungen ihrer Brust, denen der Knieende mit seinem Antlitze so nahe war, daß er den Schlag des Herzens zu hören glaubte. Der Augenblick schien ihm gekommen, wo er lang verfolgte Zwecke erreichen könne. Plötzlich umschlang er Rosauren, drückte sein Antlitz gegen ihre stürmende Brust und bedeckte sie mit Küssen; sie rang sich los und stieß ihn zurück; seine männliche Kraft überwand den schwachen Widerstand leicht, er zog sie mächtig an sich und preßte brennende Küsse auf ihre bebenden Lippen.

Da warf sie sich plötzlich groß empor, entrang sich mit einer raschen Bewegung seinem Arme, stand in zürnender Hoheit vor ihm und rief: „Was wollt Ihr! Was wagt Ihr! Zurück!“

Foscari ließ sich nicht verscheuchen. „Will denn Rosaura ewig grausam bleiben? Will sie mir ewig den süßen Lohn treuer Bewerbung versagen?“

„Mir? Weshalb betont Ihr das? Euch versagen?“ rief sie heftig, „und wem hätte ich frevelnde Wünsche gewährt? Antwortet, Verleumder!“

„Ruhig, Rosaura, Fassung!“ erwiderte er ernst, halb

unwillig; „wer klagt Euch an? Und doch könnte ich anklagen! Rosaura, theure Rosaura, Du bist mir kein Geheimniß mehr! Verschleire Dich vor dem ganzen thörichten Venedig, aber nicht vor mir. Gold öffnet alle Thore, auch die des Herzens. Gold öffnet den Mund der Mutter über das Geheimniß der Tochter! Ich kenne Rosaura's Schicksal von ihrer Flucht aus Italien bis zu ihrer Wiederkehr und jetzt ist es in meiner Hand!"

„In Eurer? Wagt das zu wiederholen!" sprach sie stolz.

„Ich wage es," erwiderte er erbittert; „Du stehst in meiner Hand! Es strömen viele Gaben thörichter Bewerber in Euern Schoos, Donna Rosaura, aber leichtsinnige Verschwendung erschöpft das Meer! Ihr vergesset wol, daß mehr Schiffe als das Eure den Weg von Constantinopel nach Venedig finden? Eins davon hat einen Kaufmann hergeführt, der uneingelöste Wechsel mitbringt; ich habe sie gekauft, sie sind verfallen!"

„Elender, Du täuschest Dich!" erwiderte sie erglühend, „dreifach besitze ich den Werth in Juwelen."

„Ihr besaßet sie vielleicht, schöne Donna," sprach Foscari lächelnd, „bevor Eure Mutter sie verpfändete, die echten Steine mit falschen vertauschen ließ, jene verkaufte und dann den verfälschten Schmuck für ein Geringes einlöste, wie ich selbst vor kurzem mit einem Diadem von Euch gethan!"

Rosaura wurde zum Marmorbilde; sie bebte, aber nicht aus Furcht, sondern aus Unwillen. Denn was sie so oft geahnt hatte, war eingetroffen, sie sah sich durch ihre eigene Mutter getäuscht, um das Ihrige betrogen! Foscari hatte die Habsucht der Alten schlau zu seinen Zwecken zu benutzen gewußt, jetzt war er dem Erreichen seiner Absicht nahe.

„Nun, schöne Rosaura," begann er nach einigen Augenblicken gegenseitigen Schweigens, seid Ihr noch unerbittlich? Doch Foscari ist nicht ungroßmüthig! Nicht von Eurer Noth will er Vortheil ziehen, Eure Gunst will er erwerben dadurch, daß er Euch davor bewahrt, sie einem Unwürdigen zu schenken. Nie hätte ich Euch Liebesbeweise abgetrotzt, doch ich mußte fürchten, daß jener thörichte Jüngling Euch bestrickte. Was Ihr ihm schenken durftet, das durfte auch Foscari begehren!"

„Es ist zu viel!" rief Rosaura, die Hände ringend, aus, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Kühn umschlang Foscari die holde Gestalt und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

„Einen Diamanten für jede dieser Silberperlen!" rief er liebeswild und trunken und saugte die warmen Tropfen ein. „Rosaura! Nicht erkauft, nicht ertrotzt, durch die Macht der Liebe gewonnen, sei mein!"

Sie lag machtlos hingegeben in seinem Arme; er wähnte, sie sei besiegt. Doch plötzlich erwachten ihre Kräfte. „Laßt mich!" rief sie und war in einem Augenblicke frei von seiner Umarmung. „Hinweg von mir! Ihr habt Euch dennoch verrechnet, Marchese! Keine Macht der Erde gewinnt mir ab, was ich nur freiwillig selbst verschenken will. Doch es gibt einen Preis, für den Ihr mich erwerben könnt!"

„Nenne ihn, keiner in der Welt wäre mir zu hoch!"

„Behaltet Euer Gold!" sprach sie mit verachtender Hoheit. „Wie jener Römer sage ich Euch: Es lockt mich so wenig, wie Euer Drohen mich schreckt! Ich fordere etwas Anderes von Euch! Man hat mir," fuhr sie bebend fort und senkte das stolz gehobene Antlitz gegen den Boden, „eine glühende Schmach angethan. Ihr sollt sie mir rä-

chen helfen. Stillt Ihr die Glut meiner Rache, so — — stille ich die Eurer Liebe, Eures schaudernden Verlangens!"

„Wer ist der Frevler?" rief Foscari glühend, „wer wagte es, Euch eine Schmach zu bereiten?"

„Eben jener Ludovico, der Eure Eifersucht entflammt! Ich will Euch meine Erniedrigung bekennen, aber zuvor schwöret Ihr mir, meiner Rache zu dienen!"

„Ich schwöre es," erwiderte Foscari fest, „bei meinem ritterlichen Schwerte, bei dem Adel meines Namens, wenn auch Rosaura schwört, ihr Versprechen zu erfüllen!"

„Ich sagte es, das ist genug!" entgegnete sie stolz. „So hört denn!" Doch sie verstummte; ein heftiger Kampf arbeitete in ihrer Brust, endlich sprach sie hastig abgebrochen unter Thränen und Zittern, mit fliegender Röthe auf den Wangen. „Diesen Ludovico liebte ich, ich gestand es ihm, er schwur mir Gegenliebe, er brach seinen Eid in derselben Minute, wo er ihn leistete, nein, er schwor mir gleich einen Meineid, schmachvoll verrieth er mich, vollendete seine That durch Hohn — Ihr wißt genug — er darf nicht leben!"

„Nur das?" fragte Foscari und seine Lippe lächelte, doch sein Auge warf einen lächelnden Tigerblick; „so erringe ich den schönsten Preis noch heute, denn," fuhr er geheimnißvoll murmelnd fort, „dieser Ludovico, so hoffe ich, erreicht seine Schwelle nicht lebend!"

„Ha!" that Rosaura einen unwillkürlichen Schrei, „Eure Eifersucht hat schon einen Mörderdolch gedungen?"

„Die Hand, der er empfohlen ist, hat noch nie gefehlt!" erwiderte Foscari mit einem Lächeln, vor dem Rosaura's Herz zu Eis erstarrte. „Darum, reizende Rosaura, zahlt den Preis sogleich! Wenn Ihr morgen nach Sonnenaufgang sagen könnt, er sei nicht verdient, so gebe ich

Euch zur Sühnung und Buße, was ich besitze, und Ihr seid die reichste Bewohnerin der Republick Venedig!"

„Und damit, meint Ihr, hättet Ihr mich erkauft?" sprach sie verächtlich. Ihr irrt Euch! Was Ihr thätet, ist Eure Rache, Rosaura fordert eine andere. Weiß er denn, daß er durch mich, durch den Haß der schwer Beleidigten fällt, wenn ihn ein feiger Dolch im Finstern trifft? Dazu bedurfte ich Eurer nicht! So viel Zechinen besitze ich noch, um einen Banditendolch oder zehn Tropfen Gift in seinen Wein zu kaufen! Foscari, hört meinen Schwur! Fällt Ludovico in dieser Nacht, fällt er anders, wie ich es bestimme, so habe ich nichts versprochen und Ihr wagt es nie wieder, vor mir zu erscheinen! Geht, hindert den Mord! Morgen früh sollt Ihr erfahren, wie Rosaura sich zu rächen denkt."

Sie verließ die Grotte. Foscari blickte ihr mit verbissenem Ingrimme nach. „Verdammt!" rief er und stampfte mit dem Fuße. Venedig zittert, wenn ich mich auf meinem Sitze im Senate erhebe, und dieses Weib verhöhnt mich, ich mag drohen, bitten oder handeln!" Mit Erbitterung stieß er sein Schwert, an welches er die Hand gelegt, gegen die Scheide, daß es klirrte, und verließ mit raschen Schritten die Grotte und den Garten.

Als Foscari am nächsten Morgen zu Rosaura kam, fand er sie zwar bleich und ihr Antlitz trug die Spuren schweren Grames; doch sprach sich zugleich eine solche Festigkeit und unbedingte Entschlossenheit in ihren Zügen aus, daß selbst er, der eine ähnliche Kraft des Charakters besaß, darüber erstaunte. Sie winkte ihm, sich zu setzen. „Lebt Ludovico?" war ihre erste kalte Frage. Foscari bejahte. „Nun wol denn," fuhr sie fort; „ich ziehe mein Versprechen nicht zurück. Doch hört nun meine Bedingung.

Ich weiß, Foscari, Ihr gehört zum furchtbaren Rath der Zehn! Lächelt nur und schüttelt mit dem Haupte; mögt Ihr Euer Geheimniß auch nicht über die Lippen lassen, ich weiß es dennoch! Ich weiß noch mehr, Ihr seid Staatsinquisitor —"

Hier sprang Foscari auf. „Unglückselige, was wagt Ihr!" rief er aus. Wenn ein Ohr in Venedig dies Wort vernimmt, so verschlingen Euch die schauerlichen Kerker unter dem Meere, oder die Marterkammern unter den glühenden Bleidächern! Wißt Ihr, daß mein höchster Eid es erforderte, Euch sofort vor das Gericht der fürchterlichen Drei zu ziehen, wenn ich einer der Drei wäre?"

Rosaura hörte ihn mit der Kälte einer Bildsäule an. „Ihr seid Staatsinquisitor und als solcher sollt Ihr mir dienen. Hier leset dieses Blatt."

Foscari nahm und las mit rollenden Augen und bebenden Lippen.

„Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig! Er strebt dem Dogen nach dem Leben und ist gegen die Republik verschworen, Ich klage ihn an."

„Wollt Ihr dieses Blatt untersiegeln und unterzeichnen?" fragte Rosaura kalt. „Ich selbst werfe es in den Rachen des steinernen Löwen. Ihr behauptet die Anklage; ist das angeklagte Urtheil vollzogen — dann gehöre ich Euch!"

Mit diesen Worten stand sie auf und wollte gehen. Foscari hielt sie bestürzt zurück. „Wohin, Rosaura, erklärt mir erst —"

„Ihr wollt oder Ihr wollt nicht, Marchese Foscari; weiter habe ich kein Wort von Euch zu hören."

„Ich will!" erwiderte Foscari unwillig und drückte den Fuß, dumpf auftretend, gegen den Boden; „ich will, doch

wie soll ich die rasende Anklage unterstützen? Er wird freigesprochen werden und mein Haupt fällt."

„Schreibt und drückt Euern Siegelring dazu; dann sollt Ihr Alles von mir hören," entgegnete Rosaura wie zuvor.

Foscari that, was sie forderte, doch hielt er das Blatt in seiner Hand.

„Und nun?"

„Nun will ich dafür sorgen, daß es Eurer Anklage nicht an Beweisen fehle, die dem Gerichte der Zehn und vollends den drei Höllenrichtern Venedigs genügen!" Sie maß Foscari bei diesen Worten mit einem furchtbaren Blicke und verließ das Gemach. Einige Augenblicke später sandte sie Lucien zu ihm und ließ ihn zu sich rufen. Fast eine Stunde blieb sie mit ihm eingeschlossen. Als Beide aus dem Gemache traten, war sie unruhig; eine fliegende Röthe zeigte sich auf ihren Wangen, in den Augen loderte ein dunkles, schauerliches Feuer. Foscari hatte tiefe Falten in der Stirn, er schien entschlossen, doch verstört. „Wir spielen ein Spiel um hohen Preis, Donna Rosaura," sprach er, indem er an ihrer Seite die Terrasse hinabging.

„Ich denke, ich habe den höchsten gesetzt," erwiderte sie stolz; „noch ist es Zeit, nehmt Euern Einsatz zurück und ich behalte meinen Gewinn."

„Wie Ihr gleich auflodert, schöne feurige Freundin," fiel Foscari ein und suchte zu lächeln; „bin ich denn so verzagt? Lebt wohl! Ihr sollt von mir hören." Er reichte ihr die Hand zum Abschiede und wagte es, was er zuvor nicht gedurft, ihr die Lippen zu küssen. Sie duldete es regungslos; er ging rasch hinweg. Sie blickte ihm nach; kalte Thränen rollten über ihre Wange; sie bemerkte es nicht. Da näherte sich ihr Lucie mit sanftem Blick und Wort.

Rosaura fiel ihr um den Hals, brach in Thränen aus und rief: „O, ich bin grenzenlos elend! Aber ich bin entschlossen, ich will den Giftbecher meiner Qualen leeren bis auf die Hefen und dann — dann wird es — genug sein," setzte sie mit ersterbender Stimme hinzu und schwankte, auf Lucien gestützt, hinein.

Achtes Capitel.

Ludovico, den ganzen Tag über von einer innern Unruhe getrieben, konnte den Anbruch der Nacht kaum erwarten. Er empfand keine Liebe für Rosaura und doch trieb ihn eine unerklärliche Stimme des Herzens zu ihr hin. Es war ihm, als sei ein höherer, offenbarender Ruf an ihn ergangen, der ihn auffordere, sie zu retten und in den Schoos der Edlen und Reinen zurückzuführen. Den Nachmittag war er zum alten Gondolier gegangen und hatte ihm erzählt, was er mit dem Dogen gesprochen. Bernardo schüttelte misbilligend das greise Haupt und sprach: „Edler Herr! Ich fürchte, es ziehen dunkle Unwetter gegen uns herauf! Denn was vermag die Macht des Dogen gegen die finstern Wege der Bosheit, gegen die raubgierige Wollust, gegen den hinterrücks gezogenen Dolch der Rache? Ich bitte Euch, sagt meiner Biondina nichts davon, sondern laßt Ihr die Ruhe der Unschuld so lange als möglich!"

Ludovico trat ins Haus. Heiliges Beben der Wonne durchzuckte ihn, als er die Pforte öffnete und in das kleine, von Weinlaub beschattete Gemach blickte, wo Biondina's weibliches Schaffen und Thun aus tausend Gegenständen

sprach. Hier ein begonnenes Seidennetz für ihr goldenes Haar; dort Blumen, die sie pflegte; ihr breiter Strohhut mit Blumen, fliegenden Bändern; ein Paar zierliche, goldgestickte Schuhe, die sie an Feiertagen in der Messe trug; ein Crucifix, über dem ein halb erloschenes Bild der heiligen Jungfrau hing; ein Korb mit Früchten. Nur sie selbst fehlte. Da hörte er die reinen Glockentöne ihrer Stimme aus dem Gärtchen, wo sie eben Pfirsiche brach. Sein Herz schlug; eine Thräne trat ihm ins Auge; er blickte durch das Weinlaubgitter heimlich nach ihr hinüber. Sie schwebte am Spalier auf und nieder; ihr klares Linnengewand flatterte im leichten Winde; das Haar hing lockig lose um den Nacken; der weiße Arm war bis zur Schulter bloß, wenn sie ihn bis zu einer höher hängenden Frucht erhob. Das Körbchen mit den Weinblättern und Pfirsichen am Arme, glich sie einer jugendlichen Frühlingsgöttin, der der Sommer seine Gaben geschenkt hat, weil sie sie anmuthiger vertheilt. Leise öffnete er die Pforte des Gartens und schlich näher. „Biondina!" sprach er, als er hinter ihr stand, und berührte ihre Hand. Sie erschreckte leicht, wie ein scheues Reh, das Roth ihrer Wange erblaßte einen Augenblick, kehrte aber dann, durch den holdesten Freudenstrahl verklärt, wieder zurück, als sie den Geliebten erkannte. „Ach, Du bist es, mein Ludovico," rief sie aus und legte die freie rechte Hand um seinen Nacken und er drückte sie zärtlich ans Herz. Sie gingen Arm in Arm nach der Laube an das Ende des Gartens. Dort setzte sich Biondina traulich an des Freundes Seite und ergoß ihr frohes Herz in kindliches Gespräch. Wie flohen jetzt die Stunden, bis die Sonne sich mit dem purpurnen Nebel des Abendduftes verschleierte und so, verhüllt wie eine erröthende Braut, sich den offenen Armen des Meeres entgegenneigte.

Die hereinsinkende Dämmerung, die einzeln blinkenden Sterne mahnten Ludovico an die Erfüllung seines Worts. Um Biondinens Herz auch nicht durch einen leisen Wolkenschatten der Besorgniß zu erschrecken, hatte er gegen sie von Allem geschwiegen, was ihm den Tag über begegnet war, zumal aber von der Warnung der Alten vor Foscari. Er wollte gehen, doch er zögerte immer wieder; endlich, da es schon dunkelte, nahm er Abschied und entfernte sich rasch, damit Biondina nicht erfahre, wohin er sich wende.

Er fand bald eine Gondel, die ihn zu Rosaurens Landsitze führte. Mit wehmüthigem Ernste betrat er das Ufer; er hatte ein dunkles Vorgefühl, daß diese Zusammenkunft mit Rosaura eine heftige Erschütterung für sie und ihn herbeiführen werde.

Sinnend legte er sich an den Stamm einer hohen schattigen Ulme und überdachte, was er ihr sagen könne. Einige Minuten stand er in dem tiefsten Schattendunkel, da weckte ihn das Geräusch eines Fußtritts. Er blickte auf und sah die vermummte Gestalt einer Alten neben sich vorbeischleichen. Der Mond warf eben seinen Strahl zwischen Gewölk hindurch, so daß das Ufer hell beleuchtet wurde. Bei seinem Lichte erkannte er die alte Priscilla. Am Flusse stand sie still und rief mit heiserer Stimme: „He, Pietro Giuseppe!“ Ludovico wurde aufmerksam. Er hörte den Ruderschlag von einem herannahenden Nachen. Indessen zählte die Alte Geld aus einer Hand in die andere und, wie man an dem hellen Glanze desselben im Mondstrahle vermuthen konnte, waren es Goldstücke.

Ludovico's Neugier wurde lebhafter angeregt; er wollte die Alte anreden, doch die Gondel hatte sich schon so genähert, daß die darin befindlichen Männer mit ihr sprachen. Dieser Umstand und die Unruhe, welche ihn zu der Unter-

redung, die ihm bevorstand, hintrieb, hielten ihn davon ab. Allein es war begreiflich, daß er die räthselhafte Warnung, welche die Alte ihm gestern ertheilt hatte, ihr Erscheinen auf Foscari's Landsitze, den auffallenden Umstand des Goldzählens, endlich die nichts Gutes verrathenden Männergestalten in Verbindung mit einander brachte und so Gedanken und Vermuthungen aller Art in ihm aufstiegen, die ihn in die unruhigste Spannung versetzen mußten. Indessen stieg die Alte ein und das Fahrzeug stieß wieder vom Ufer ab. Ludovico ging nun entschlossenen Schritts dem Hause zu.

Rosaura hatte ihn schon längst erwartet. Den ganzen Tag über hatte sie sich Fassung zu erringen gesucht zu ihrem Unternehmen; jetzt, wo sie seinen Schritt hörte, versagte ihr doch fast die Kraft. Es war ein Glück für sie, daß sie unruhig, erschüttert, ja erschöpft scheinen durfte, auch ohne ihre geheimen Ursachen dazu.

Ludovico trat ein; er erschrak, als er sie sah, so bleich, so zerstört fand er sie. Staunend suchte er die blühenden Reize ihrer Wangen, das Feuer ihres dunklen Auges. Sie erschien wie von einem matten Nebelflor eingehüllt, so gedämpft waren Farbe und Glanz.

„Rosaura," sprach er bewegt, „Du bist krank?"

Sie schwieg einige Augenblicke, dann erwiderte sie: „Ich habe eine Todeswunde im Herzen, soll sie mich nicht krank machen?"

„Und könnte ich diese Wunde nicht heilen?" fragte er mit gerührter Theilnahme.

Rosaura sah in diesen Worten einen neuen Versuch, sie durch ihre Liebe an ihn zu fesseln, um sich an ihrem demüthigen Opfer zu weiden. An diesem Gedanken schlug die Flamme ihrer Rache, die schon in Thränen der Wehmuth ersticken wollte, wieder auf. Wie es zerrissenen Gemüthern

ergeht, so wurde sie sowol durch seine Kälte erbittert, weil sie sich dadurch so geringgeschätzt fühlte, als durch die Aeußerungen seiner Theilnahme, weil sie dabei den Gedanken faßte, er wolle ihre Schwäche benutzen, um sie ganz zu seiner Sklavin zu machen, das Aeußerste über sie zu gewinnen und sie dann zu verlassen und ihrer im Arm einer wirklich Geliebten zu spotten. Sie erwiderte daher auf seine Fragen ein finsteres: „Nein! — Ich fühle, Ludovico," fuhr sie mit Anstrengung fort, „daß diese Zusammenkunft die letzte zwischen uns sein muß. Zu tief habe ich mich vor Euch erniedrigt, um mich je wieder frei vor Euch erheben zu können. Ihr drücktet mir einen scharfen Stachel schonungslos ins Herz! Möge Euch Gott verzeihen!"

„Rosaura, welche Sprache!" fragte Ludovico erstaunt und trat zurück.

Der Vorwurf, der in dem Tone seiner Worte und im Ausdrucke seiner Züge lag, fiel erbitternd in ihr Herz. „Er verrieth mich auf's abscheulichste," dachte sie, „und jetzt will er noch die Larve des Beleidigten, Gekränkten vornehmen, im prahlerischen Tone hochmüthiger Tugend reden, während er selbst die Verbrechen begeht und vielleicht eine Schuldlose dazu verführt, die er mir gleißnerisch vorhält? Nein, es ist unwiderruflich beschlossen, er soll den Verrath schwer büßen!" Auf diese Weise hoffte sie die That, die sie in der heftigsten Aufwallung beschlossen, vor sich selbst und den stummen innern Vorwürfen ihrer Brust dagegen zu rechtfertigen und neuen Muth dazu zu gewinnen, ihr jetzt im Augenblicke der Ausführung fast versagte. „Es ist die Sprache, die ich führen muß, Ludovico," erwiderte sie noch herber, „diese Stunde trennt uns für ewig! — Auf dem Feste des Dogen," fuhr sie mit bebender Stimme fort, „entnahm ich Euch durch die Hand der scherzenden Zigeu-

nerin Euern Siegelring. Laßt ihn mir zum Angedenken und nehmt dafür diesen." Hierbei zog sie einen Ring vom Finger und übergab ihn Ludovico. Dieser nahm ihn mit stummem, wehmüthigem Erstaunen und steckte ihn an. Rosaura wendete sich ab und sank in einen Sessel. Es war, als kämpfe ein heftiger Entschluß in ihr; sie zitterte am ganzen Körper. Ludovico näherte sich theilnehmend. „Rosaura," sprach er sanft, „Rosaura! Du bist sehr krank, Deine Kräfte verlassen Dich!"

„Es ist Zeit, daß ich sie wieder zusammenraffe," unterbrach sie ihn und stand mit dem Ausdrucke des Stolzes auf. „Gebt mir Euer Taschenbuch, Ludovico," sprach sie und nahm ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen. „Ich lege Euch diesen Brief hinein! Er ist an Euch gerichtet, doch gebt mir Eure Hand als Mann darauf, daß Ihr ihn nicht eher leset, als in drei Tagen. Ich werde dann nicht mehr in Venedig sein," setzte sie zusammenschaudernd hinzu.

Sie legte den Brief in das Taschenbuch und nahm seinen Handschlag. Sie wollte endlich ihre Hand zurückziehen, doch er ließ sie nicht, sondern er sprach schmerzlich: „Rosaura! Ist es unwiderruflich beschlossen? Müssen wir scheiden?"

„Wir müssen!" rief sie mit gewaltsamer Anstrengung, entriß ihm heftig ihre Hand und verschwand in ein anderes Gemach.

Lange stand Ludovico in düsteres Sinnen verloren und betrachtete den Ring an seinem Finger. „Es ist doch ein Wesen edlerer Art, wie tief sie auch gefallen sei," sprach er seufzend. „Ich habe ein großes Unrecht gegen sie begangen! Sollte sie mir die Möglichkeit rauben, es zu vergüten? Nein, ich will ihr Alles entdecken. So wilder Triebe,

als Biondina fürchtet, ist sie nicht fähig; ich werde das holde Wesen überzeugen, sie gibt mir mein Versprechen zurück und Rosaura wird unsere Freundin werden."

Voll von diesem Entschlusse verließ er rasch Haus und Garten, um sich noch jetzt, obwol es schon spät war, nach Bernardo's Haus hinüberschiffen zu lassen.

Die Gondel gleitete schnell über die ebenen Wellen dahin. Hastig sprang Ludovico ans Ufer; er ging auf die Hütte zu; sie war schon verschlossen. Dennoch wollte er pochen, weil es ihm zu dringend war, Biondina zu benachrichtigen; da fühlte er seinen Arm von hinten festgehalten und eine rauhe Stimme sprach: „Halt!" Er sah sich um und legte die Hand ans Schwert. Es war ein tief in den Mantel gehüllter Bewaffneter, dem mehre Leute folgten, die eben aus einem Boote, das gleich nach Ludovico's Gondel am Ufer angelegt haben mußte, gestiegen zu sein schienen; denn noch jetzt stiegen Bewaffnete aus und kamen nach. Auf den öden Gassen aber hatte sich zuvor Niemand gezeigt. Die Barke mußte ihm also wahrscheinlich schon auf der See gefolgt sein.

„Was ist Euer Begehr?" fragte Ludovico.

„Ich verhafte Euch im Namen der Republik!" entgegnete der Vermummte. „Uebergebt mir Euer Schwert."

„Ihr seid im Irrthum, Freund," rief Ludovico, jedoch nicht ohne zu erschrecken. „Wen sollt Ihr verhaften?"

„Euch!"

„Mein Name ist Ludovico Terno, Offizier der Flotte Venedigs!"

„Ganz recht! Euer Schwert!"

„Nicht eher," rief Ludovico und zog es aus der Scheide, „bis Ihr mir Eure Berechtigung beweist!"

„Mäßigt Euch," sprach der Vermummte mit eiserner

Ruhe und Kälte, „einen Tropfen Blut der bewaffneten Diener der Republik bezahlt Ihr mit dem Tode in den Martergewölben der Staatsinquisition. Wir sind die Ueberzahl, ergebet Euch, folgt!“

„Nun dann, so führt mich hinweg,“ entgegnete Ludovico nach kurzem Ueberlegen, daß jeder Widerstand hier fruchtlos sein und allein Folgen herbeiführen würde, die der Unschuldige nicht zu fürchten brauche. Er übergab daher sein Schwert dem Verhüllten und schickte sich an, ihm zu folgen. Doch dieser vertrat ihm den Weg und sprach: „Mit Erlaubniß! Es ist gebräuchlich, daß jeder Staatsgefangene Eurer Gattung auf der Stelle gefesselt werde.“ Jetzt regte sich Unwille und Schreck zugleich in Ludovico's Brust. Eine finstere Ahnung überfiel ihn, daß seine Verhaftung das Werk der Bosheit sein könne. Foscari war eifersüchtig, er war vor ihm gewarnt, der allgemeine Ruf nannte ihn jeder That fähig, wie, wenn er sich des Nebenbuhlers auf diese Weise entledigen wollte? Plötzlich traten alle Schrecken vor seine Seele, mit denen man ihn schon in seiner Knabenzeit durch Erzählungen von den furchtbaren Richtern Venedigs erfüllt hatte. Er sah sich unter den schwarzen verlarvten Gestalten des Rathes der Zehn, denen noch nie ein Spruch der Milde über die Lippen gekommen war. Er stand im Geiste vor den drei Inquisitoren, vor deren geheimer, unumschränkter Gewalt selbst der Doge zittern mußte, dessen innerstes Gemach nicht so heilig ist, daß sie nicht mitten in der Nacht zu ihm hätten eindringen können. Im dunkeln Hintergrunde dieser Bilder sah er die mit vergifteter Glut erfüllten Bleigefängnisse, oder die feuchten, modernden Schlangenhöhlen unter dem Spiegel des Meeres, wo den Gefangenen ewig vor Schauder und Kälte das Gebein zittert. Er sah die grinsenden Schergen, gewohnt, sich an den entsetzlichen

Qualen der Opfer zu weihen, sah die Folterkammern, die Marterwerkzeuge, welche ein erfinderischer Geist der Hölle mit teuflischem Scharfsinne erdacht hatte, um von tausend Gestalten der Pein gerade die entsetzlichste herbeizubeschwören. Er erinnerte sich, wie in diesen Räumen des Schreckens zehn Opfer der Rache und blutdürstigen Staatsklugheit gegen eines der wirklichen Schuld unter zuckenden Qualen hinschmachteten!

Unter solchen Bildern und Gedanken, die mit betäubender Schnelligkeit sein ohnehin schon halb in Fieber glühendes Gehirn durchjagten, ließ er sich widerstandslos fesseln. Männer, denen sich unter Kampf und Gefahren die Wange gebräunt hatte, Feldherren, vor deren Blick und Wort das Meer zitterte, erbleichten, wenn ein Diener der Staatsinquisitoren ihnen die stumme Vorforderung vor dieses Tribunal einhändigte; wie sollte der lebensfrohe Jüngling nicht ein kaltes Grauen durch seine Adern schleichen fühlen, bei dem Worte, das ihn aus der Fülle jugendlichen Lebens, aus den Armen einer Geliebten riß, um ihn vielleicht dem Henkerbeile zu überliefern, vielleicht — und dies warf noch finsterere Höllenschatten in seine Brust — um ihn in ewige Nacht und Vergessenheit eines schaudervollen Kerkers zu stürzen?

Erst der Schmerz der klemmenden Fessel, welche seine Hände auf den Rücken gezwängt hatte, weckte ihn aus der Betäubung. Die rauhe Stimme des Vermummten gebot: „Vorwärts!“ und er schwankte durch die engen dunklen Gassen Venedigs dahin.

Man erreichte bald einen kleinen Kanal, wo eine Gondel der Republik stand. Hier warfen die Führer Ludovico's ihm eine schwarze Hülle über das Haupt, so daß er in dichte Finsterniß begraben war; hierauf leiteten sie ihn in

die Gondel und das Fahrzeug führte ihn, ohne daß er wußte wohin, den geheimnißvoll verschleierten Schrecken seiner Zukunft entgegen.

Neuntes Capitel.

Die alte Priscilla hatte sich, als sie im Gedränge am Rialto auf Ludovico gestoßen war, deshalb so schnell von ihm entfernt, weil sie plötzlich in der Entfernung Diejenige zu entdecken glaubte, die sie aufsuchen wollte, nämlich die schwarze Filippa. Sie sah sie nämlich an der Seite eines Geistlichen gehen, mit dem sie eben aus einer Kapelle gekommen war. Priscilla war zu vorsichtig, um sich der alten Genossin, die durch günstige Schicksale eine ganz andere Lebensstellung erlangt zu haben schien, sogleich zu entdecken. Sie begnügte sich daher damit, ihr zu folgen, um zu erfahren, wo sie bleibe. Indem sie ihr so von Gasse zu Gasse nachfolgte, stieß sie, als sie eben um die Ecke nach San Marco einbiegen wollte, auf Pietro, die Eisenfaust.

„Platz, Hexe," rief der rohe Kerl, indem er sie auf die Seite stieß, „oder ich trete Dich in den republikanischen Boden!"

Doch die Alte nahm entschlossen ihren Krückstock, den sie, um die alternden Füße zu unterstützen, bei sich trug, schlug ihn damit auf die plumpen Finger und rief: „Platz? Vor Dir, Du Schuft? Ich will Dich lehren mir höflich begegnen! Hast Du mein Gesicht vergessen?"

Pietro kehrte sich auf den Schlag wild um und hätte

die kühne Alte zuverlässig zu Boden geschleudert, daß sie schwerlich ohne Hülfe wieder aufgestanden wäre; doch als sie mit aufgehobenem Stocke drohend vor ihm stand und er ihr in das alte, gelbe Gesicht sah, blieb er wie versteinert stehen und rief: „Alle Heiligen, steht mir bei! Ich glaube, der Teufel schickt uns Gespenster aus der Hölle herauf! Mutter Priscilla, lebst Du, oder bin ich behext?"

„Aha," erwiderte sie, „ich wußte wohl, daß Dir der alte Respect wiederkehren würde, wenn Du mich erkannt hättest. Freilich bin ich Mutter Priscilla —"

Hier unterbrach Pietro sie mit einem so kräftigen Anpacken ihrer beiden Schultern, indem er sie dabei schüttelte und küßte, daß ihr der Athem fast verging. „Also Du lebst noch, Mutter! Aber beim heiligen Vater, ich glaube, Du bist die ewige Jüdin! Wo zum Teufel hast Du gesteckt?"

„Davon hernach," erwiderte sie, „jetzt richte mir einmal flink einen Auftrag aus, wie sonst. Auf der Stelle lauf dort der alten Duenna neben dem Abbate nach und forsche mir aus, aber so, daß sie es nicht merkt, wer sie ist, wo sie wohnt, was sie treibt, kurz Alles, was man wissen muß. Ich werde Dich hier auf den Stufen der Kapelle erwarten. Aber sei geschwinder wie der Blitz und schlau wie der Fuchs, der in den Hühnerstall will!"

Pietro war auf seinen raschen Füßen der Bezeichneten bald nach; Priscilla setzte sich indessen auf die breiten Steinstufen an dem Eingange einer Kapelle nieder. Nach zehn Minuten kehrte der Abgesandte wieder und berichtete: „Die Alte dort ist Duenna in dem Hause eines jungen schönen Mädchens, das allen Leuten in Venedig den Kopf verrückt; doch Niemand weiß, wie und was sie eigentlich ist und treibt. Sie heißt Rosaura und wohnte bisher am großen

Kanale, seit zwei Tagen aber auf einer Villa, die dem Marchese Foscari gehört."

Priscilla hatte Flammen in den Augen. „Pietro!" rief sie, „hier hat der Teufel sein Spiel, oder ich will nicht Priscilla heißen. Auf der Villa Foscari wohnt sie?"

„Wie ich Dir sagte!"

„Unglaublich," murmelte Priscilla zwischen den Zähnen, „unglaublich, wenn er sie kennt, und noch unglaublicher, wenn er sie nicht kennt. Dahinter muß ich zu kommen suchen! Pietro, glaubst Du, daß der alte Pater Benedetto von den Franziskanern aus der Beichte schwatzt?"

„Der?" fuhr Pietro erstaunt und misbilligend zurück. „Ich wollte lieber alle zwölf Apostel meineidig nennen, als den Heiligen!" Dabei nahm er ehrfurchtsvoll die rothe Kappe ab und schlug ein Kreuz. „Mutter Priscilla, wo denkst Du hin! Dem schenkt die ganze Republik Venedig und so viel Gold dazu, als sie auf allen ihren Schiffen wegfahren kann — und er verräth nicht die Beichte eines Kindes. Gott verdamme mich! Aber vor dem behalte ich Ehrfurcht, so lange ich lebe, und ehe ich ihm ein Haar krümmte oder ein Sonnenstäubchen Arges von ihm dächte, wollte ich lieber, daß in der ganzen Christenheit Niemand auf zwei Beinen herumliefe, dem ich nicht Sonntags in der Messe den Beutel aus der Tasche gestohlen hätte!"

„Das sag' ich auch, Pietro!" sprach die Alte nachsinnend. „Aber ich muß wissen, woran ich bin. Komm mit nach Hause, der Giuseppe soll uns helfen und unterwegs will ich Dir Geschichten erzählen, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll!"

Sie gingen. Im Gehen erzählte die Alte ihre Abenteuer seit den zwanzig Jahren, wo sie Venedig verlassen hatte. Sie fing von hinten an, nämlich von dem Elende,

das sie in der Türkensklaverei ausgestanden, bis es ihr gelungen war, auf ein spanisches Schiff zu kommen, mit dem sie in Genua landete. Von dort hatte sie sich bis Venedig durchgebettelt.

„Aber zum Teufel, Mutter," fragte Pietro, „wie kamt Ihr denn nach Afrika hinüber?"

„Das war's eben, worauf ich kommen wollte," erwidert die Alte. „Den Streich danke ich dem Spitzbuben Foscari, darauf will ich die Hostie küssen! Aber ich denke, die Zeit ist da, wo ich ihn bezahlen kann."

„Was hätte denn Foscari gegen Euch haben sollen?" fiel Pietro ungläubig ein. „Glaubt Ihr, daß seitdem in Venedig ein Weib gewesen ist, das ihm so viele und so süße Kirschenmäulchen zugeführt hätte als Ihr? Und wahrhaftig, Dingerchen, woran noch keine Fliege genascht hatte. Nicht einmal unser einer durfte heran, obwol wir doch sonst immer das Vorkaufsrechts haben!"

„Gelt, Mutter Priscilla versteht ihr Handwerk? Ich hatte ihm aber damals noch einen andern wichtigen Dienst geleistet und da mochte ihm wol bange sein, daß ich plauderte! Einen Dolch konnte er für mich nicht finden, denn wer in Venedig hätte der Mutter Priscilla ein Haar gekrümmt?"

„Keiner, bei meinem Dolche, Keiner," schwur Pietro.

„Drum dingt er auch lumpige Schufte von Soldaten; die griffen mich Nachts auf, brachten mich mit einem Rudel andern Gesindels auf eine Galeere und segelten mit uns davon. Drei Tage waren wir in See, da stießen wir auf eine spanische Gallione; die nahm uns an Bord und wollte uns nach Ceuta bringen. Dort sollten wir die geschlossene Gesellschaft vermehren, das war schon zu Venedig abgekartet; allein der Kaper von Tetuan legte sich an uns, nahm

das Schiff und führte uns nach Afrika. Dort habe ich, wie ich Dir erzählte, zwanzig Jahre zugebracht! Zwanzig Jahre Sklavenketten, Sklavenpeitsche, Sklavenkost! Pietro, das will Rache! Aber ich denke: ich weiß, wie ich sie nehme! Deshalb unterstehst Du Dich nicht, den Dolch gegen Ludovico Terno aufzuheben," wandte sie sich gebietend zu ihrem Begleiter.

„Was Teufel, wie wißt Ihr das?" fuhr Pietro zurück.

„Ich weiß Alles! Ihr sollt bald wieder merken, daß Priscilla zwanzig Jahre dieselbe geblieben ist. Hast Du mich also verstanden?"

„Freilich! Fünfundzwanzig Zechinen zum Teufel! Aber was hat der Gelbschnabel von Officier mit Eurer Rache zu thun?"

„Das sollst Du seiner Zeit schon erfahren," antwortete Priscilla. „Jetzt gehorchst Du blind!"

Unter diesem Gespräche waren sie vor Giuseppe's Spelunke eingetroffen. Hier zog die Alte den Wirth Giuseppe auf die Seite und ging mit ihm und Pietro in sein geheimes Hinterstübchen, um ihnen ihre Pläne weitläufig auseinanderzusetzen. Sie verrieth nichts von ihren Geheimnissen, erklärte aber, daß sie höchst wichtig wären und viel Gold eintragen müßten. Doch sei ihr vor allen Dingen viel daran gelegen, genauer mit Rosaura bekannt zu werden, und sie wolle deshalb zu ihr hinaus. Weil es aber höchst wichtig sei, zu vermeiden, daß irgend Jemand, am wenigsten aber Foscari oder sein Spürhund, der Mohr Batista, dahinter komme, so könne sie auf keinen Fremden dabei bauen. Deshalb müßten Pietro und Giuseppe sie begleiten. Diese waren bereit; Giuseppe kannte Rosaura dem Rufe nach und erzählte, was er von ihrem Lebenswandel wußte.

„Gut, gut, das geht vortrefflich!“ rief Priscilla, als er geendet hatte; „also über diese Donna zerbrechen sich die Venetianer die Köpfe? Ich thäte es nicht, denn ich will Alles darauf wetten, es ist eine, die Meinesgleichen auf mancherlei Art gebrauchen kann und wäre es auch nur, um ein Fläschchen Gift für eine Nebenbuhlerin zu kaufen. Wir wollen eins kochen, von der besten Sorte, wo wir auch das Gegengift haben, wenn man uns den Preis verweigert. Laßt Eure Mutter Priscilla nur sorgen! Sie bringt wenigstens eine Hand voll Zechinen mit nach Haus, wenn ihr Gang auch sonst vergeblich wäre.“

Die Alte schickte sich nun an, ihre Vorbereitungen zu treffen, um sich bei Rosauren als eine gute Kundschaft für mancherlei geheime Bestellungen und Gewerbe empfehlen zu können. Gegen den spätern Nachmittag war sie damit fertig und bestieg nun mit Pietro und Giuseppe, welche sich als Schiffer gekleidet hatten, eine Gondel,, die an der hintern Seite des Hauses, wo ein Kanal vorbeiführte, bereit lag.

Sie landeten, als es schon zu dämmern begann, in dichtem Ufergebüsche, am Garten Foscari's und Priscilla begab sich ins Haus. Sie erhielt sogleich Zutritt zu Rosauren, die über ihren Racheplan gegen Ludovico brütete, den sie vor einigen Stunden selbst eingeleitet hatte — da sie tief verkleidet in Venedig gewesen war und die von Foscari unterzeichnete Anklage in den dazu bestimmten Löwenrachen geworfen hatte, der von den Venetianern so gefürchtet wurde, daß sie im Sprichworte sagten: „Ich will lieber meinen Kopf im Rachen eines lebendigen, als meinen Namen in dem des steinernen Löwen wissen!“ Unter solchen Umständen mußte eine Frau wie Priscilla, die sich durch Lucien als eine „dienst-

bare, verschwiegene Dienerin für jede Noth, in die eine schöne Signora gerathen könne," anmelden ließ, ihr höchst willkommen sein. Ueber eine Stunde blieb diese bei ihr; erst bei völliger Dunkelheit kehrte sie zu Pietro und Giuseppe zurück. Hier war es, wo Ludovico sie unbemerkt am Ufer belauschte. So sehr er sich über ihre Gegenwart verwunderte, so wenig ahnte er doch, in welchem Zusammenhange ihr Besuch bei Rosauren mit dem seinigen gestanden hatte und daß die blanken Zechinen, die sie zählte, der Preis für ein Giftfläschchen waren, das ihm furchtbares Verderben bringen sollte.

Aber er ahnte auch nicht, daß die Alte, die, ohne es zu wissen, sein Verderben bereiten half, jetzt auch das einzige lebende Wesen in ganz Venedig war, das von seinem Schicksale wußte und ihm Rettung zu bringen vermochte.

Sie hatte nämlich sowol bei Rosauren als mit Lucien das Gespräch auf Ludovico zu bringen gewußt und Beiden allerlei scheinbar zufällige Fragen über ihn gethan, wobei sie von der Letztern erfuhr, daß Ludovico noch den Abend erwartet würde.

Sie wollte ihn, daran war ihr viel gelegen, nach dem Besuche noch sprechen. Deshalb sandte sie ihre Begleiter nach der Spelunke zurück und erwartete ihn hinter den breiten Thorpfeilern eines Hauses, welches der Hütte Bernardo's gegenüberstand, denn sie vermuthete mit Recht, daß er dort landen werde. Als sie ihn kommen sah, wollte sie eben hervortreten; da verhaftete ihn der Bewaffnete der Inquisition und so erfuhr sie sein Schicksal. In Todesangst kauerte sie sich hinter dem Pfeiler zusammen, denn sie wußte, wie gefährlich es war, Mitwisser eines Geheimnisses der Inquisition zu sein. Wurde sie entdeckt, so wurde sie auch die Begleiterin des Verhafteten und schwerlich hätte sie dann

jemals wieder einen Strahl des Tages erblickt. Daher hielt sie jeden Athemzug an und regte nicht die Augenwimpern, bis die Tritte der Bewaffneten weit in der Entfernung verhallten. Jetzt erst wagte sie sich hervor und stahl sich so heimlich, als es ihr irgend möglich war, nach Giuseppe's Behausung zurück, um dort Rath mit ihren Genossen zu pflegen.

Zehntes Capitel.

Nachdem Ludovico etwa eine Viertelstunde in der Gondel gesessen, fühlte er, daß dieselbe anhielt. Er wurde hinausgeführt. Seine Tritte klangen plötzlich hohl, ein Beweis, daß er in einen gewölbten Raum eingetreten war. Hier schritt er, eine lange Zeit geführt, vorwärts; dann mußte er eine hohe Treppe hinan, hierauf wieder lange Gänge hinab, dann wieder Stufen abwärts und aufwärts. Endlich machten seine Begleiter Halt und nahmen ihm die Hülle von den Augen. — Er stand im Hintergrunde eines langen gewölbten Saales, ringsumher verhangen wie ein Gruftgewölbe; nur von einer am andern Ende desselben auf einem schwarzen Tische brennenden Fackel fiel ein düsterrother Schein auf die Wände, so daß sie im tiefsten Halbdunkel blieben. Ludovico schauderte, als er die Augen aufschlug; es war ihm, als erwache er in einem ungeheuern Sarge. Ringsum Todtenstille. Seine Begleiter waren von dem Haupte bis zu den Zehen in schwarze Mäntel gehüllt und schwiegen wie das Grab. So harrte

er eine qualvolle Viertelstunde. Da öffnete sich die Pforte am andern Ende des Saales, wo der schwarze Tisch stand. Drei verlarvte Männer traten langsam, jeder mit einer Kerze in der Hand, herein; die beiden Ersten waren schwarz gekleidet, der Dritte blutroth. Bei diesem Anblick gefror Ludovico das Mark in den Adern, denn jetzt wußte er es, er stand vor dem entsetzlichen Gericht der drei Staatsinquisitoren, vor deren unbeschränkter Gewalt selbst der Doge zitterte, weil sein Palast ihnen so gut wie die ärmlichste Hütte Venedigs zu jeder Stunde des Tages und des Nachts offen stand. Von dem Ausspruche dieser Drei gab es keine Zuflucht mehr und es war leichter, aus der Höhle des Löwen unversehrt zurückzukehren, als von diesem Richterstuhle den Weg ins Leben zurückzufinden. Kaum in jedem Menschenalter wüßte man von Einem, den die eherne Strenge dieser Richter, der der leiseste Verdacht zur Verurtheilung genügte, entlassen hätte. Aber selbst das Entlassen war einem furchtbaren Urtheile gleich, denn die Todesangst der Gefängnisse und Verhöre hatten oft Wahnsinn zur Folge und das Entlassungswort selbst lautete gleich einem Bannfluche: „Fort, Unglücklicher! Was hast Du hier zu thun? Zittre, wenn unser Auge Dich je wieder erblickt!"

Die drei Höllenrichter nahmen an der schwarzen Tafel Platz; der rothe in der Mitte, die beiden schwarzen rechts und links. Wie aus der schauerlichen Höhle der Verdammniß herauf vernahm Ludovico plötzlich das Wort: „Tritt heran!" Es klang wie Ruf aus dem Boden, mit hohlem Erzklange; ob einer der Richter die Lippe gerührt, war nicht zu entdecken. Er zögerte einen Augenblick, dem Worte, das finstere Geister ihm aus der Luft zugerufen zu haben schienen, zu gehorchen. Doch ein Stoß von der

eisernen Faust seiner Begleiter trieb ihn vorwärts. Jetzt hatten Gefahr und Schrecken das äußerste Maß für ihn erreicht und jetzt fand er auch sich selbst wieder. Er gewann Kraft zu dem Entschlusse, seiner Unschuld bewußt, wenigstens seine Manneswürde zu retten, wenn auch sein Leben verloren war. Festen Schrittes ging er daher gegen den Tisch heran; drei Schritte vor demselben gebot ihm eine wie zuvor geheimnißvoll aus den Wänden dringende Stimme: „Halt!" — Er stand. — Jetzt erst erhob sich der rothgekleidete der drei Inquisitoren und fragte ihn, doch ohne die Larve abzunehmen: „Bist Du Ludovico Terno?" — „Ja." — „Haben Die, welche Dich verhafteten, Dir etwas von dem Deinigen genommen, oder Deine Kleider durchsucht?" — „Nein!" — „So lege jetzt Alles, was Du bei Dir trägst, auf diesen Tisch."

Ludovico legte seine Börse, sein Taschenbuch, einige Papiere und endlich, nach einem Winke des Fragenden, auch den von Rosaura zum Geschenke erhaltenen Ring auf den Tisch vor den Inquisitor.

Als er es gethan, begann dieser: „Der Rachen des Löwen hat sich wider Dich aufgethan und klagt Dich an. Die Beschuldigung lautet: „Ludovico Terno ist des Hochverraths schuldig!"

„Ich bin dessen so unschuldig, wie am Tage, wo ich geboren wurde," erwiderte Ludovico fest und freudig, „da er die Hoffnung schöpfte, daß es ihm leicht sein werde, die Falschheit der Anklage darzuthun.

„Erkennst Du diesen Ring für Dein?"

„Ja!"

„Wie hast Du ihn erworben?"

„Das Geschenk eines Freundes," erwiderte er rasch, weil er Rosaura nicht nennen wollte, theils aus eigener Scheu,

sein Verhältniß zu ihr zu entweihen, theils weil ihm eine dunkle Ahnung sagte, daß Jeder in Gefahr schwebe, dessen Name hier genannt werde.

„Ist dieses Taschenbuch Dein?"

„Ja."

„Alles, was darinnen, Dir zugehörig?"

„Ja."

Der Inquisitor nahm den Ring und betrachtete ihn genau. Auf einen Druck sprang der Stein zurück und es entdeckte sich eine flache goldene Kapsel unter demselben. Der Inquisitor öffnete sie, zog aber schnell das Haupt zurück, als steige ihm ein betäubender Dunst entgegen. — Ludovico erschrak, ein Grauen durchzitterte seine Brust, ohne daß er wußte, weshalb.

„Was enthält diese Kapsel?" fragte der Inquisitor, und es war Ludovico, als sähe er die Augen des Fragenden hinter den Oeffnungen der Larve furchtbar aufflammen.

„Ich weiß es nicht, ich habe den Ring nie untersucht."

Der Inquisitor zog eine Schelle. Auf der Stelle erschien, wie aus der Mauer springend, eine vermummte Gestalt; sie erhielt einen stummen Wink, verschwand wieder und kehrte gleich darauf mit einem krystallhellen, wie es schien, mit Wasser gefüllten Gefäß zurück. Der Richter öffnete die Kapsel wieder und ließ daraus einen Tropfen in das Wasser fallen; er verursachte eine blutrothe Wolke.

„Gift," sprachen alle drei Richter, wie aus einem Munde, und Ludovico fühlte sein Blut zu Eis erstarren. Eine entsetzliche Ahnung dämmerte in ihm auf, doch wagte er sie sich selbst noch nicht zu bekennen.

Der Inquisitor nahm während dessen das auf dem Tische liegende Taschenbuch und durchsuchte es sorgfältig. Mehrere Papiere legte er unbeachtet bei Seite. Einen Brief

aber behielt er in der Hand, öffnete ihn, las und fragte dann mit unveränderter Stimme und Haltung: „Von wem ist dieser Brief?"

Ludovico erkannte, daß es das Blatt war, welches ihm Rosaura gegeben und das er selbst noch nicht gelesen. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Mit zitternder Stimme sprach er endlich: „Ich habe es noch nicht gelesen."

„Les't es uns vor," sprach der Richter mit unerschütterter Kaltblütigkeit und reichte es ihm dar.

Ludovico nahm es und las bebend und mit fast verdunkeltem Auge: „Alles ist entdeckt. Deine geheimen Thaten sind bekannt. Flüchte auf der Stelle, oder Du bist verloren!"

„Ich bin's!" rief Ludovico mit einer im Entsetzen erstarrenden Stimme; er ließ das Blatt fallen, schwankte, drückte sich beide Hände vor den verdunkelten Blick und sank betäubt zu Boden.

Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich in einem dumpfen, feuchten Raume, so eng, daß er nach keiner Seite ausgestreckt liegen konnte, aber so hoch, daß er die Decke nicht sah, sondern sich die Höhe über ihm in unbestimmtes Dunkel verlor. Sein Auge war noch nicht an die schauerliche Dämmerung gewöhnt, denn obwol ihm zur Seite ein mattes Lämpchen flammte, so vermochte er doch die Gegenstände an den Wänden seines entsetzlichen Kerkers nicht zu erkennen. Die Kraft der Besinnung und der Sinne kehrte ihm erst nach und nach zurück. Jetzt wurde es ihm zum vollen Bewußtsein, was ihn bis dahin nur mit dunkler Ahnung geängstigt hatte, daß Rosaura's Verrath ihn diesem furchtbaren Geschicke überliefert habe. Die Worte ihres Briefes traten noch einmal vor seine Seele. Die Anklage darin war so dunkel und unbestimmt gefaßt,

daß sie auch aus der Seele einer eifersüchtig Liebenden auf sein Verhältniß zu ihr gedeutet werden konnte. „Ach, Biondina!“ dachte er, „Du hattest wohl recht, daß Du die glänzende Schlange fürchtetest; doch ihr arglistiger Blick mußte durch die Schleier unserer Verschwiegenheit gedrungen sein und jetzt hat mich ihr Giftzahn tödtlich verletzt! Wie — und weiß ich denn, ob nicht auch Du von ihren lauernden Ringen bedroht bist? Greiser Vater Bernardo, o, wie wahr hast Du gesprochen! Wer will uns schützen gegen die Rache der Mächtigen? Ach, nur das Eine wende ab, o Himmel, laß sie nicht in die Tigerklauen dieser Blutrichter fallen!“ — Sein Auge irrte jetzt an den Wänden seines Kerkers umher; mit Grausen sah er sich gegenüber allerlei seltsame Werkzeuge in der Mauer befestigt: eiserne Zangen, Schrauben, Räder mit Stacheln. Er wollte aufspringen, sie näher zu betrachten, doch da fühlte er erst, daß centnerschwere Ketten ihn an die Mauer fesselten. Starr heftete er die Blicke auf die Wand gegenüber; plötzlich fiel ihm ein, es in seiner Jugend als dunkles Gerücht gehört zu haben, daß in den Kerkern der Inquisition die Marterwerkzeuge den Gefangenen gegenüberhängen. Jetzt verstand er, was diese Stachelräder, diese scharfgezahnten Schrauben, diese Eisenklammern und Zangen bedeuten sollten. Grausend drückte er beide Augen fest zu und der Schauder drang ihm in das innerste Mark. Scheu, als fürchte er noch mehr gräßliche Entdeckungen zu machen, und doch vom unwiderstehlichen Drange getrieben, die Geheimnisse seines Aufenthaltsortes zu erforschen, wandte er endlich den Blick zur Linken. Da sah er in einer Nische einen Schädel, der ihn widerlich angrinste; beim matten Scheine der Lampe las er unter demselben die schwarz eingegrabenen Worte: „Deine Erlösung!“ Wie sein Auge an den Wänden um-

herirrte, traf er auch unter den Marterwerkzeugen auf eine Inschrift. Sie lautete: „Deine Hoffnung!" Bei diesem zermalmenden Hohne fühlte er ein gichterisches Zucken in allen seinen Gliedern und warf sich unwillkürlich krampfhaft herum, das Auge nach der Lampe wendend, deren trübes Flämmchen das einzige Freundliche in diesem Aufenthalte des Grausens war. Da entdeckte er auch an dieser Wand Worte und las mühsam: „Deine Sonne! Sie erlischt bald." Und kaum hatte er diese Worte aus dem Halbdunkel enträthselt, als die Flamme noch einmal trüb' aufflackerte und dann erlosch. So lag er begraben in undurchdringliche Schauer der Nacht und das dumpfe Rasseln seiner Kette war der einzige Laut, den er in dieser Gruft des Entsetzens vernahm.

Elftes Capitel.

Biondina harrte schon mit frühestem Tagesanbruch vor ihrer Hütte auf Ludovico. Er hatte ihr noch gestern Abend einen Besuch halb versprochen; doch er verweilte zu lange bei Rosauren, so daß der alte Vater Bernardo sein Töchterchen mit freundlichen Worten und Liebkosungen beredete, sich zur Ruhe zu begeben, weil es zu spät geworden, um Ludovico's Besuch noch zu dulden. Sie fügte sich, denn sie war eben so sittig als schuldlos; daher fand Ludovico das Haus des Gondoliers verschlossen, als er heimkehrte.

Biondina schlief freilich nicht, sondern dachte seiner mit banger Unruhe, und darum trieb es sie auch schon wieder hinaus, als der erste Purpursaum der Morgenröthe über das Meer heraufglänzte; denn falls er nicht mehr Abends spät komme, hatte er ja mit dem frühesten Morgen da zu sein versprochen. Aber er kam und kam nicht; schon wurde das Meer lebendig von den vielen Kähnen, die zu Markt fuhren, schon hatte Vater Bernardo zum zweiten Male die Landleute vom andern Ufer in seine Gondel aufgenommen und herübergeführt, und immer noch säumte Ludovico. „Du beunruhigst Dich, Biondina? Du möchtest weinen? Du zürnst, daß Du nicht weißt, wo Dein Geliebter weilt? Thörichtes Kind, danke der heiligen Jungfrau, die es Dir verbarg! Ihr mitleidiges Herz sandte Dir nur eine unruhvolle Nacht statt aller Furien der Angst und des Entsetzens, die Dich vom Lager aufgejagt hätten, wenn sie Dir die Wahrheit nicht liebend verhüllte." — Aber der Tag mußte den Schleier heben! Priscilla kam, so eilfertig die Last des Alters es ihr gestattete, die Gasse herab. „Gott grüß' Dich, junges Blut," sprach sie zu Biondina, „schon so früh auf? Erwartest Du den jungen Ritter, der vor zwei Tagen so tapfer für Dich focht?"

Sie sah bei dieser Frage so befremdend aus, zeigte eine so seltsame Unruhe in ihren Zügen und in den wild rollenden Augen, daß Biondina bis ins Innerste erschreckte. „Was habt Ihr? Ihr blickt mich so unheimlich an. Sagt mir, um der heiligen Jungfrau willen, ist ein Unglück geschehen?"

Die Alte runzelte die Brauen finster und nahm Biondinens Hand. „Armes Kind! Du thust mir leid! Gelt, Dein junges Herzchen blieb hängen bei dem schmucken Ritter? — — Kind! Ich bin gerade nicht im Betstuhle grau

geworden, aber glaube mir, es gibt Leute mit adeligen Gesichtern, prächtigen Kleidern, Federn auf dem Hute und Gold im Sacke, die im kleinen Finger mehr Teufel beherbergen, als eine ganze Banditenzunft zusammengenommen!"

„Ich beschwöre Euch, redet!" rief Biondina ängstlich und erhob die Arme bittend gegen den gekrümmten Nacken der Alten, als wollte sie ihr um den Hals fallen. Doch diese hielt sie zurück, nahm sie bei der Hand und antwortete rasch, geheimnißvoll flüsternd: „Ich will lieber glühendes Eisen küssen, als meine Lippen unzeitig öffnen. Nur so viel sollst Du wissen: Deinem Freunde geht es schlecht; Du wirst ihn heut nicht sehen! Aber die alte Priscilla hört Gras wachsen! Sie ist Tag und Nacht auf den lahmen Beinen! Vielleicht bringt sie Dir vor Mittag noch eine gute Nachricht, die eiserne Thore und Riegel aufsprengt."

Biondina hatte die Worte der Alten lautlos, mit stokkendem Athem und wildklopfender Brust angehört. Sie verstand sie nur halb, aber es war ihr zu Muthe, als ließe die Alte sie in einen Abgrund hinunterschauen, dessen Tiefe ihr Blick nicht erreichte; doch so weit sie sah, gähnte er bodenlos fürchterlich auf. — Priscilla wollte sich losmachen und forteilen, doch Biondina klammerte sich mit krampfhafter Angst um ihren Arm und warf sich ihr halb zu Füßen. „Sprecht nur, nur ein einziges Wort, o seid barmherzig!" rief sie aus; ihr Körper flog wie im Fieber.

„Ich habe schon zu viel gesagt," rief die Alte erschreckend und legte ihr die Hand auf den Mund, gleichsam als wollte sie die Gefahr ihrer Bitten abwehren. „Aber verlaßt Euch auf mich! Ich bleibe Euch getreu!

Was es ist, weiß ich nicht. Ich glaube aber, die heilige Jungfrau hat mir's im Traume befohlen, daß ich an Dir und zwei gewissen Andern gut machen soll, was ich an Euch und hundert Anderen verschuldet habe. Es ist mir so zu Muthe, als hätte sie mir Erlaß vom Fegefeuer und Hölle dafür versprochen. Das kann die alte Priscilla gebrauchen, sie wird schon zur rechten Zeit wieder dasein!"

Mit diesen Worten riß sie sich los und, scheinbar ohne Mitleid, ohne innerlich von mildem Erbarmen bewegt, ließ sie Biondina halb betäubt, in die Knie gesunken, am Boden liegen, und eilte weiter, um das verwickelte Gewebe ihres Beginnens fortzuspinnen.

Kaum war sie fort, als Bernardo mit seinem Nachen von der Fahrt zurückkehrte und eine Anzahl von Landleuten, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, ans Land setzte, die Früchte und andere Dinge zu Markte brachten. Diese fanden Biondina auf dem Boden, mit dem Haupte betäubt gegen den Thorpfeiler eines Hauses gelehnt. Sie hoben sie auf; Bernardo sah den Zusammenlauf, trat hinzu, erkannte die Unglückliche, nahm sie in seinen Arm und führte sie in die Hütte zurück. Es dauerte lange, bevor sie sich so weit erholte, daß sie die Fragen seiner Liebe und Theilnahme zu beantworten vermochte. Dabei gestand sie mit kindlicher Offenheit, was ihr bisher selbst halb unbewußt gewesen war, welch ein Gefühl ihre Brust für ihren Retter hege. Bernardo blickte fromm, aber schmerzlich gen Himmel auf und sprach seufzend: „Ich ahnete es wohl! O, mein Kind, welch eine Saat des Kummers und der Schmerzen hast Du Dir hier gestreut! Deine Mutter wurde unglücklich durch die unselige Liebe zu einem jungen Nobile; denn seine Glut erlosch bald, nachdem er den Durst seines

Genusses in ihren Armen gestillt hatte, und sie wurde verlassen! Unter Thränen und Schmerzen gebar sie Dich, das Kind ihrer Liebe, und nährte Dich ein Jahr an ihrer Brust — dann welkte sie hin, als hättest Du die letzte Kraft und Lust des Lebens aus ihrem Herzen gesogen. Soll es Dir nun eben so ergehen? — Ich habe Dich gehütet und gehegt wie eine Blume, die kein rauhes Lüftchen ertragen kann. Nie ließ ich Dich bei öffentlichen Festen, Aufzügen oder Volkslustbarkeiten hinzu, damit Dich die Blicke der Reichen, der übermüthigen Patricier nicht fänden, und nun —"

„O Vater," unterbrach ihn Biondina mit sanfter Bitte, „o Vater, sprich nicht so! Ludovico ist nicht Denen gleich, die Du schilderst, sein edles Herz ist fern von Verrath. Danke ich ihm nicht Ehre und Leben?"

„Liebstes Kind!" erwiderte Bernardo, das greise Haupt schüttelnd, „diese Bürgschaft ist nicht genug. Eine muthige That wagt der Jüngling leicht; sie ist sein Stolz, sein Ruhm und selbst der Uebermüthigste und Roheste ist oft tapfer. Auch der Geliebte Deiner Mutter war ein tapferer, ja vielleicht ein edler Mann, der sie aus dringender Gefahr errettet hatte, als heimlich gelandete Corsaren unser Dörfchen plünderten. Und dennoch verließ er sie! Denn es ist tausendmal schwerer und seltener, ein dauerndes Leben voll Gerechtigkeit, Treue und Sanftmuth zu führen, als eine glänzende That auszuüben, wäre sie auch noch so groß und gefahrvoll!"

„Mein Vater," bat Biondina, „quäle mich doch nicht in meinem Schmerz! Du hörst ja, der Edle, der uns rettete, hat mich nicht verlassen, sondern er ist in Gefahr, vielleicht in den Händen des Nobile, den er verjagte!

Wenn wir nicht erforschen, was ihn bedroht, ihm nicht zu Hülfe eilen, so verlassen wir ihn, ihn, dem ich Alles verdanke!"

Bernardo küßte die weinende, bittende Tochter und konnte ihr nicht Unrecht geben; dennoch betrachtete er ihre Liebe als ein tiefes Unglück, denn er sah nicht, daß sie zu einem Bunde des Glücks führen könnte. Um sie zu trösten, versprach er ihr, sobald nur erst die Marktleute, die er zurückbefördern mußte, wieder hinüber wären, selbst auszugehen, um von Ludovico und der Alten jede nur mögliche Kundschaft einzuziehen.

Während sie so im Gespräche saßen, klirrte plötzlich eine Fensterscheibe und ein Stein flog in das Gemach. Bernardo fuhr auf und ans Fenster, doch es war Niemand zu sehen, dem er den Wurf hätte zuschreiben können. Indessen suchte Biondina, die beim Klirren des Glases heftig emporschreckte, den Stein auf und sah mit Erstaunen, daß er in ein Blatt Papier gewickelt war. Sie rief Bernardo herbei, der das Blatt sorgfältig aufwickelte und betrachtete. Es war beschrieben, doch sie konnten Beide nichts Geschriebenes lesen.

„O," sprach Bernardo, „dieser Zettel hat zuverlässig etwas zu bedeuten; allein wem vertrauen wir uns an, daß er ihn uns lese? Es könnte leicht sein, daß es uns Gefahr und Schaden brächte, wenn Jemand den Inhalt misbrauchte."

Biondina hatte eine Ahnung, das Blatt werde von äußerster Wichtigkeit sein. „Vater," sprach sie daher, „gebt mir das Blatt, ich will damit zu meinem Beichtiger, dem frommen Vater Benedetto, gehen; dem müßte ich ja doch Alles sagen und er wird uns gewiß nicht verrathen."

Bernardo fand den Rath gut und ließ die Tochter

allein gehen, da das Kloster nur wenige Hundert Schritte von seinem Häuschen entfernt war. Glücklicherweise traf sie den frommen Greis, der fast achtzig Jahre zählte, sogleich in seiner Zelle an. Noch bevor er sein Erstaunen über ihren Besuch ausdrücken konnte, kam sie ihm zuvor, reichte ihm das Blatt und sprach: „Ehrwürdiger Vater, dies Blatt ist mir zugekommen; es soll ein wichtiges Geheimniß für mich enthalten. Aber ich vermag es nicht zu lesen und wage es Niemanden zu vertrauen als Euch. Wollt Ihr mich von dem Inhalt belehren?"

Pater Benedetto nahm das Blatt zur Hand, trat erstaunt und halb erschreckt zurück und rief aus: Das ist seltsam, höchst seltsam! Die Worte dieses gefährlichen Blattes lauten so:

„Ludovico Terno schmachtet im tiefsten Kerker. Er ist des Hochverraths angeklagt. Nur Foscari vermag ihn zu retten, denn er ist Staatsinquisitor und Ludovico's Vater, ohne es zu wissen! Schweigt; es wird gehandelt werden!"

„Heiliger Gott," rief das Mädchen aus und rang die Hände, „im tiefsten Kerker! Er ist unschuldig, so wahr ich auf Erlösung hoffe!"

„Wer ist dieser Ludovico?" fragte Benedetto sanft und suchte das weinende Kind zu beruhigen. Fast athemlos, von Schluchzen und Thränen unterbrochen, erzählte sie, was sie von ihm wußte.

„Foscari's Sohn!" murmelte Benedetto für sich, „sollte er es wirklich sein? Foscari Staatsinquisitor!"

„O, mein Vater, sprecht, rathet mir, was kann ich für ihn thun?" fragte Biondina und stand zitternd vor dem Greise.

„Kind," erwiderte dieser, „Du hast ein gefährliches Spiel! Um aller Heiligen willen verrathe nicht, daß Du weißt, welches Amt Foscari bekleidet. Nicht Deinem eigenen Vater vertraue es, denn hier ist Unwissenheit das größte Glück, weil Tod oder ewiges Gefängniß in furchtbaren Kerkern Den erwartet, welcher verräth, wer das geheime Amt eines Staatsinquisitors bekleidet. Doch zu Foscari gehe, frage nach ihm in seinem Palaste, verlange ihn insgeheim zu sprechen, weil Du ihm etwas von Wichtigkeit zu entdecken habest; zwar Beweise hast Du nicht, doch er selbst, wenn er der Vater ist, ahnt gewiß den Zusammenhang und die Stimme der Natur wird reden! So entartet wird sein Herz nicht sein, daß er sie ganz verleugnen sollte!" — Es war in der Rede und dem Benehmen Pater Benedetto's eine solche Unruhe und Erschütterung seines sonst so frommen Wesens sichtbar, daß dies Jeden, der nicht selbst so von Angst und Kummer aufgeregt gewesen wäre wie Biondina, hätte in Erstaunen setzen müssen. So aber war diese nur mit ihrem Schmerze beschäftigt, der ihr Alles ringsumher verschleierte.

Sie war entschlossen, sofort zu Foscari zu eilen. „Ich will hin," rief sie mit einem Feuer, das ihrem sanften, hold unschuldigen Wesen eine ganz neue Verklärung gab, „ja, ich will hin! Will mich ihm zu Füßen werfen und ihn nicht eher verlassen, bis er ihn begnadigt hat. Der Vater kann seinen Sohn nicht morden." — Sie kniete vor Benedetto nieder und bat: „Vater, gebt mir Euern Segen! Er wird meinen Bitten Kraft geben, durch ihn wird mein Vorhaben gelingen!"

„Benedetto sprach Worte des Segens über sie und wiederholte die väterliche Ermahnung, das Geheimniß des Amtes, das Foscari bekleidete, mit keinem Worte zu be-

rühren, sondern sich nur an seine Macht als Nobile und Senator zu wenden. Biondina küßte unter heißströmenden Thränen die Hand des Greises und eilte hinaus.

Zwölftes Capitel.

Foscari kam so eben aus der Morgenversammlung des Senats zurück. Er war im äußersten Grade mismuthig, denn es setzten sich der Erreichung seines Zieles unvermuthete Hindernisse entgegen. Er hatte gehofft, Ludovico's Verurtheilung zum Tode werde augenblicklich erfolgen; allein seine beiden Mitgenossen des furchtbaren Amtes waren durchaus nicht dahin zu stimmen gewesen. Der Eine Derselben, ein Greis von strengen Grundsätzen, aber wohlwollenden Gesinnungen, behauptete, es sei möglich, daß der Jüngling unschuldig sei; der Andere, welcher zugleich zu den sechs Räthen des Dogen, der Signora, gehörte, die Rechtswissenschaft studirt hatte und sein Staatsamt nicht nur wegen seines Ranges als Nobile, sondern auch wegen seiner trefflichen Staatskenntnisse verwaltete, war ganz gegen die Verurtheilung. „Die Beweise," sagte er, „welche wider ihn zeugen, bekunden zugleich, daß er Mitschuldige hat. Schleicht eine Verschwörung im Marke des Staates umher, so müssen wir auch alle Theilnehmer derselben zu erforschen suchen, und das kann nicht anders geschehen, als durch Geständnisse des Gefangenen. Zuvor müssen also Untersuchungen gegen die Personen, mit denen er im Verkehr gestanden hat, eingeleitet werden; wenn diese

Nachforschungen nichts ergeben, muß man die Folter anwenden."

Foscari konnte gegen diese Gründe nichts Widerlegendes einwenden. Sein schuldiges Gewissen flößte ihm sogar die Furcht ein, er selbst könne noch auf das widerwärtigste in diese Anklage verwickelt werden. Da die drei Inquisitoren sich nicht einigen konnten, mußte der Proceß im Rathe der Zehn, welchem der Doge mit seinen sechs Räthen sich anschließen durfte, zum Vortrage gebracht werden und das sollte an diesem Nachmittage geschehen. Aber nichts mußte Foscari so fürchten als dies; denn wenn Ludovico seine Fassung jetzt völlig gesammelt hatte, wenn er angab, wie er zu dem Ringe gekommen war, was er im ersten Verhöre theils aus Schreck, theils weil er sich selbst davon noch nicht überreden konnte, theils endlich aus Großmuth unterlassen hatte; wenn er die Vermuthung äußerte, die er über das Blatt in seiner Brieftasche haben mußte, so war nichts wahrscheinlicher, als Rosaura's Verhaftung. Und wer stand ihm alsdann dafür, daß sie Entschlossenheit genug besitzen werde, Alles zu leugnen? daß die Schrecken der Gefängnisse, der Foltern, oder die Reue der eigenen Brust, wenn sie sah, welchem Schicksale Ludovico preisgegeben wurde, ihr nicht das Geständniß entrissen? Zwar besaß er selbst als Inquisitor, und fast der reichste Nobile Venedigs, Macht genug, um eine Anklage wider sich verstummen zu machen; aber entging ihm denn nicht der heftig verlangte reizende Lohn, für den er so viel auf's Spiel setzte?

Unruhig, mit finstern Blicken ging er daher auf und nieder. Endlich fiel ihm ein Mittel ein. Ludovico mußte zum Geständnisse seiner Schuld überredet, Rosaura getäuscht und zur Flucht bestimmt werden. Sein Ansehen als Staatsinquisitor öffnete ihm Tag und Nacht so wie jedes Gemach

der Bewohner Venedigs, auch jeden, selbst den tiefsten Kerker. Wer den Kerkermeistern ein Zeichen seines Amtes brachte, mußte Einlaß erhalten. Er setzte sich daher auf der Stelle nieder und schrieb mit verstellter Hand folgende Worte auf einen Zettel: „Ludovico! Du hast Freunde, die Dich retten werden, wenn Du ihnen folgst. Gestehe in dem nächsten Verhöre Alles, dessen man Dich anklagt, damit sie Dich nicht auf die Folter bringen. Nenne Mitschuldige, die unerreichbar sind, um Zeit zu gewinnen; so wird man Dich in nächster Nacht erretten."

Er schellte; sein Vertrauter für alle Fälle dieser Gattung, der Mohr Battista, trat ein. Er übergab ihm den Zettel und wies ihn an, auf welche Weise er ihn dem Gefangenen zukommen lassen solle. Battista trat einen Schritt zurück und starrte ihn mit rollenden Augen an. „Teufel, Herr!" rief er aus, befehlt mir lieber, dem Dogen die Gurgel abzuschneiden. Dem Drachenneste, wo die Gefangenen in Ketten und auf Folterstühlen, im Bauche der Erde und im Rachen der See ihr Leben ausheulen, komme ich nicht gern auf tausend Meilen nahe! Geradehin gesagt, werft lieber Euern Ring in den Vesuv und heißt mich ihn herausholen, als daß Ihr mich über die Seufzerbrücke und in die Gewölbe des Dogenpalastes schickt. Es sind ihrer zu Wenige, die den Tag wiedergesehen haben, wenn sie es nach der Nacht dort unten gelüstete."

„Thor!" rief Foscari, „befolge genau, was ich Dir gesagt, so fliegen die Thüren vor Dir auf und —" dabei warf er ihm einen vollen Beutel zu — „diese hundert Zechinen sind Dein. Oder meinst Du, wenn ich Dich für immer in den Gewölben haben wollte, es kostete mich nur so viel mehr als einen Wink?"

Battista sann einen Augenblick nach, dann warf er

trotzig entschlossen das Haupt empor und rief: Zum Teufel denn, ich will das Geld verdienen!

Eine Last wälzte sich nach diesem Schritte von Foscari's Herzen. Er eilte jetzt, sich auch des Lohnes seiner Frevelthat zu versichern, und schrieb an Rosaura:

„Theure Rosaura!

„In wenigen Stunden wird das schon beschlossene Todesurtheil über Den, der so schwer an Dir gefrevelt, feierlich gesprochen. Dem Spruche des Rathes der Zehn folgt die Vollstreckung schnell; denn das Gesetz verbietet, daß die Sonne darüber untergehe. Bevor sie also ins Meer sinkt, ist er gerichtet, bist Du gerächt. — Dennoch ist es möglich, daß er Deinen Namen den Richtern nennt. So wenig ihn dies retten kann, so könnte es Dir doch Schrecken bereiten. Darum verlaß Dein Haus und kehre scheinbar nach Venedig zurück. Heimlich aber begib Dich in meine Villa, wo das schärfste Späherauge Venedigs Dich nicht findet, und nur Dein Freund Dich aufsucht, sobald die Nacht dunkelt. Und dann, nicht wahr, Holdeste? dann reichst Du ihm den süßen Lohn für die gewagte That, durch welche er die Schmach, die man Dir angethan, rächte?"

Mit diesem Briefe sandte er einen andern Diener hinaus zu Rosauren und hoffte, sich so endlich den Pfad zum Ziele geebnet zu haben. Denn das Urtheil mochte fallen wie es wollte, so war er fest entschlossen, Rosauren die Nachricht, es sei vollstreckt, zu bringen; gleich viel, ob wahr oder falsch. — Abgespannt legte er sich auf ein Ruhebett, um seine aufgeregten Gedanken durch Schlaf zu verscheuchen; es gelang ihm aber nur halb. Indessen wurde er doch ruhiger, gefaßter und sah noch Auswege genug, um alle dro-

henden Ungewitter an seinem Haupte vorüber und sich dem ersehnten Ziele entgegenzuführen. Nach einigen Stunden erhob er sich wieder. Um frische Luft zu schöpfen, öffnete er die Flügelthüren des Balcons, welcher nach dem großen Kanale hinausging und von dem er einen Theil des Meeres überblicken konnte. Eine Galeere der Republik, welche auf der Rhede lag, kam eben, vom leichten Hauche des Windes majestätisch langsam bewegt, mit aufgeblähten Segeln heran. Sie legte sich wenige Hundert Schritte von dem Marcusplatze vor Anker. Foscari sah es mit Freuden, denn es war dies ein Zeichen, daß der Rath der Zehn eine feierliche Sitzung halten werde, während welcher stets eine bewaffnete Galeere sich in die Nähe des Dogenpalastes legen mußte, um die Beschlüsse dieses fürchterlichen Gerichtes mit den Waffen der Republik zu beschützen. — Zur Bezeichnung ihrer Ankunft that sie einen Kanonenschuß. Foscari sah den Blitz aufleuchten; gleich darauf donnerte der Schall über das Meer und das Echo rollte hin, weit hin, bis er sich in ein fernes, dumpfes Sausen verlor.

Foscari wandte sich um und wollte in sein Gemach zurücktreten; doch ein Diener trat ihm entgegen und berichtete, am Eingange des Palastes stehe ein junges, schönes, blondlockiges Mädchen, das in großer Angst zu sein scheine und ihn dringend zu sprechen verlange.

„Blondlockig?" fragte Foscari und eine Ahnung tauchte in ihm auf; „was will sie? wie heißt sie?"

„Das hat sie uns nicht gesagt," erwiderte der Diener, aber ich glaube, sie ist die Tochter des alten Gondoliers am kleinen Kanale bei der Kapelle von Santa Beatrice, wo Ew. Gnaden sich öfters übersetzen ließen.

Foscari schreckte zusammen. „Also diese?" fragte er halb verwirrt. „Laßt sie hereinkommen!" — Er wagte

es nicht, sich verleugnen zu lassen, obwol sein Gewissen ihm auch hier eine Schuld vorhielt, die ihn zwar sonst nicht aus seinem Gleichmuthe gebracht hätte, ihn jetzt aber, da er einmal angefangen hatte, die Schrecken des Bewußtseins zu empfinden, noch mehr ins Wanken brachte. Es war ihm, als bräche der Boden allmälig unter ihm zusammen und als müsse er den Einsturz aller Gebäude fürchten. Wie tief diese jetzt erschüttert werden sollten, ahnte er freilich noch nicht.

Die Thür öffnete sich, Biondina trat ein. Foscari, der die äußere Fassung schnell wieder gewann, begrüßte sie vornehm freundlich. „Was willst Du, schönes Mädchen?" fragte er, ihr entgegengehend.

Sie stand plötzlich still; die Stimme des Sprechenden, seine Gestalt, seine Haltung erweckten ihr unbestimmte, ängstliche Erinnerungen. Zitternd begann sie: „O, gnädigster Herr! Eine Bitte, eine dringende Bitte." — Hier hemmten die Thränen ihre Sprache.

„Sprich sie aus," antwortete Foscari mit wohlwollendem Tone, denn er fühlte sich beruhigter.

„Ein Unglücklicher, ein Unschuldiger soll die fürchterlichste Strafe erdulden, Ihr allein könnt ihn retten —"

„Von wem sprichst Du, Mädchen?" fragte Foscari finster und rollte die Brauen, denn er ahnte, von wem die Rede sei. — „Erbebe, wenn Du an Geheimnisse rührst, deren Enthüllung tödtlicher ist als die Pest."

Biondina trat vor seinem drohenden Blick zitternd zurück; doch raffte sie ihren Muth wieder zusammen und sprach mit eindringenderer Kraft: „Ihr könnt ihn retten, Ihr werdet ihn retten —"

„Halt ein, Mädchen!" rief Foscari drohend und packte

sie wild an, „rede nicht weiter, oder Du hast den Tod in die Arme geschlossen!“

„Ich muß, ich muß,“ brach sie, mit angestrengter Kraft sich losringend und ihm zu Füßen geworfen, aus; ich muß, denn er war mein Retter aus ruchloser Räuberhand, und Ihr müßt, denn —“

„Schweig, Unglückselige!“ donnerte Foscari mit seiner Löwenstimme und verschloß ihr den Mund mit der Hand. — „Was Räuberhand!“ fuhr er erbittert fort. „Wer hat einen Raub an Dir begehen wollen?“

In diesem Augenblicke war Battista von dem Auftrage, den ihm Foscari gegeben, zurückgekehrt; als er Biondina, die er sogleich erkannte, in dieser Art von Kampf mit dem Marchese sahe, rief er überrascht in seiner rohen Weise aus: „Was Teufel, was bedeutet das? Läuft uns das Reh selbst ins Garn?“

Biondina, die sich allein geglaubt hatte, wandte sich um und erkannte auf der Stelle an Tracht und Stimme in Battista denselben Mohren, der sie an jenem Morgen mit überfallen hatte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und da ihr erst erschreckt hinwegirrender Blick jetzt wieder auf Foscari fiel, so wurden ihr plötzlich auch die dunklen Erinnerungen klar, die sich ihr bei seinem ersten Anblick aufgedrängt hatten. „Heilige Mutter Gottes, beschütze mich!“ rief sie angstvoll aus, schwankte zurück und sank kraftlos auf die Knie nieder; „allgnadenreiche Jungfrau, steh mir bei! Wohin bin ich gerathen!“

Foscari erkannte mit einem Blicke, was Biondina's Schrecken veranlaßte; es lag also in seinem Vortheile, sich völlig fremd zu stellen. Mit angenommenem Erstaunen und möglichst ruhigem Tone fragte er sie daher: „Was ist Dir, Kind? Was erschreckt Dich so? Hier wird Dir

Niemand etwas zu Leide thun. Doch," setzte er leise mit einem drohenden Blicke hinzu, „sprich nicht wahnwitzig selbst Dein Todesurtheil." Dann fuhr er laut fort: „Wen soll ich retten? Ich kann Niemand retten!"

Biondina hatte sich indessen von ihrem plötzlichen Schrecken erholt und ihre Fassung wiedergewonnen. „Doch, doch! Ihr müßt ihn retten," rief sie mit erhobener Stimme, „denn er ist Euer eigener Sohn!" — Bei diesen Worten des Mädchens war es Foscari zu Muthe, als habe sein Fuß plötzlich auf einen Basilisken getreten, der sich giftig gegen ihn aufrichte. Die Furien des Gewissens, die sich schon zuvor allmälig aus dem tiefen Schlafe in seiner Brust träumerisch aufzurichten begonnen hatten, wurden jetzt völlig wach, sprangen wild auf und schüttelten Schlangenhaar und Fackeln. Verbrecherische Thaten, die lange Jahre unter dichter Hülle des Geheimnisses verborgen gewesen und schon mit der Nacht ewiger Vergessenheit bedeckt schienen, richteten plötzlich die Medusenhäupter empor und starrten ihn höhnisch grinsend an. Erblaßt vor Schrecken und Zorn trat er zwei Schritte zurück und rief: „Wahnsinnige, was raf't Deine Zunge! Ich habe keinen Sohn!"

„Bei allen Heiligen, er ist es! Wollt Ihr Euer eigenes Kind ermorden? Das dürft Ihr nicht, das vermögt Ihr nicht!" Diese Worte strömten Biondinen flehend, drohend, prophetisch, mit der göttlichen Kraft fest inwohnender Ueberzeugung heraus. Es war, als wäre sie von einem höhern Geiste getrieben, der sie, ihr selbst unbewußt, zum Vollstrecker seiner ewigen Gebote und Fügungen geweiht habe. — Ein Mann indessen, wie Foscari, der Kühnheit, Scharfblick, die Uebung der Gewohnheit und schnelle Geistesgegenwart besaß, war selbst durch den heftigsten und

unvermuthetsten Schlag nicht sogleich zu besiegen, sondern blickte entschlossen nach Auswegen umher, um dem drohendsten Verderben noch zu entgehen. „Battista," rief er wild dem Mohren zu, „ergreife diese Rasende! Pietro, Steffano, herein! Packt hier diese Unsinnige! Werft sie in ein sicheres Gewölbe des Palastes, von wo aus sie die Welt nicht mit den Rasereien ihrer Zunge zu erfüllen vermag!"

Battista sprang sogleich hinzu und packte sie wie an jenem Morgen. Biondina entriß sich ihm mit der Kraft der Todesangst und schrie laut: „Räuber! Mörder! Hülfe!" Allein es war vergeblich, den die beiden herbeigerufenen Diener, Steffano und Pietro, waren ebenfalls hinzugesprungen und überwältigten das schwache Mädchen leicht. Nur ihre innere Kraft war nicht zu besiegen, denn sie fühlte sich stark durch Tugend, Recht und erhabene Liebe. Mit dem aufgelöst fliegenden, goldenen Haar, mit dem edlen Purpur zürnender Erhebung auf den Wangen glich sie einer schmachvoll gefesselten Königin, die zum Richtplatz geführt wird. Auch verzagte sie nicht, sondern richtete sich mit Wort und Blick drohend auf gegen Foscari und rief: „Frevle nur an der Unschuld und an jedem Heiligthume! Gottes Blitzstrahl wird Dich doch finden und die heilige Jungfrau mich beschirmen!"

Unter diesen Worten und einem höhnenden Gelächter Foscari's, welches er sich mühsam abzwang, wurde sie hinausgeführt.

In wildester Bewegung ging Foscari heftig auf und nieder und suchte sich zu fassen. War es Zufall oder Erfindung, um mich zu schrecken oder zu rühren, daß sie behauptete, er sei mein Sohn? Wie! Oder tauchen wirklich Gespenster aus dem Abgrunde der Vergangenheit auf?

Werden meine halben Ahnungen und Träume zur Wirklichkeit? Man hat Beispiele, daß gedungene Mörder die That nur als vollzogen angaben, sie aber dennoch nicht vollbracht hatten! Thorheiten! Wahnwitzige Hirngespinnste! Welches Grab sollte denn nach zwanzig Jahren seinen Mund noch aufthun? Thorheiten! sage ich nochmals. Sei ein Mann, Foscari, laß Dich nicht wie ein Knabe erschrecken. Jetzt fort in den Blutrath! Und ist das Urtheil gesprochen und vollzogen, so bleibt mir ja Zeit genug, die wahnsinnige Thörin zu hören und ihr, wenn es sein muß, den Mund auf ewig zu verschließen. Gib Acht, schönes Kind," setzte er mit bitterem Hohn und gewissermaßen um sich selbst durch erzwungenen Scherz zu ermuthigen, hinzu, „Du hast ein schlechtes Spiel gespielt! Vor drei Tagen gedachte ich Dir die süßen Lippen mit Küssen zu versiegeln, jetzt muß ich ein ehernes Schloß darauf drücken, das keine Hand dieser Erde zu öffnen vermag."

In diesem Selbstgespräche wurde er plötzlich durch den lauten Schrei einer weiblichen Stimme unterbrochen, der von der Seite des Kanals herkam; gleich darauf, und zum Theil damit vermischt, hörte er auch mehre verworrene Männerstimmen und fast in demselben Augenblicke ein Geräusch, wie wenn ein schwerer Körper ins Wasser stürze. Er sprang auf den Balcon. Da sah er, und stand gefesselt vor Verwunderung, ein weibliches Wesen eben wieder aus der Tiefe der Wellen emportauchen und schwimmend die blaue ruhige Flut theilen. An dem langen blonden, auf den Wellen nachtreibenden Haar erkannte er auf der Stelle Biondina. „Teufel!" rief er und schlug sich heftig vor die Stirn. „Wie war das möglich!" — Mit einem rasch prüfenden Blicke maß er die Höhe von dem Balcon bis auf die Flut hinab, unentschlossen, ob er selbst

den Sprung wagen solle, die Flüchtende einzuholen. Doch schon sah er Gondoliere in rascher Fahrt auf die Schwimmende zueilen, die vermuthlich eine Verunglückte zu retten dachten. „Es ist vergeblich!“ rief er und stampfte mit dem Fuße. Indem stand Battista athemlos hinter ihm und berichtete keuchend: „Eine Teufelsdirne das! Wir führten sie über die untere Galerie, um sie die Wendeltreppe hinab in das unterste Gewölbe zu bringen. Auf dem schmalen Gange mußten wir sie loslassen und zwischen uns nehmen. Ich voran, um die Eisenthür zu öffnen, Pietro und Steffano hinter dem Mädchen. Da, wer war darauf gefaßt, schwingt sie sich rascher, als ein Blitz zückt, über das Eisengeländer die vierzig Fuß tief in den Kanal hinab! Mir stockte der Athem, als ich's sah, und ich stand wie Loth's Weib zur Säule versteinert!“

„Zum Klotz, zum plumpen Klotz!“ rief Foscari wild und drückte dem Mohren die Faust ins Gesicht. Ich hätte lieber meinen Palast in Flammen gesehen, als dieses Mädchen in Freiheit!

Battista murrte unwillig wie ein getretener Hund, doch wagte er nicht, sich offen aufzulehnen.

Foscari wandte sich nochmals nach dem Meere zu, da sah er, wie die Fischer Biondina bereits in Empfang nahmen und in ihre Gondel zogen. Er verließ hierauf den Balcon, warf sich hastig in seine Amtskleidung und eilte in den Dogenpalast zur Versammlung des Rathes der Zehn, dem Ludovico's Sache jetzt anheimgefallen war.

Dreizehntes Capitel.

Von dem Augenblicke an, wo Ludovico sie verlassen hatte, genoß Rosaura keiner ruhigen Minute mehr. Sie warf sich in ihrem Gemache auf das Ruhebett, stützte das Haupt in die Hand und eine erleichternde Thränenflut entströmte ihren schönen Augen.

Lucie, die eine Zeit lang entfernt gestanden hatte, ohne ihre Gegenwart bemerkbar zu machen, trat jetzt zu ihrer Gebieterin heran und redete sie an: „Warum weint Ihr, Signora? Vergeßt den Falschen, Treulosen; verachtet ihn! Wer weiß, ob Ihr nicht gar bald den Triumph erlebt, ihn, von seinem Gondolierliebchen übersättigt, ihrer flachen Einfalt müde, zu Euern Füßen zurückkehren zu sehen!"

„Was redest Du?" unterbrach Rosaura sie heftig; „wer wird zurückkehren? Ludovico nun und nimmermehr!"

„Und wer weiß, vielleicht doch," entgegnete Lucie; „und um so eher, möchte ich behaupten, je strenger Ihr es ihm verboten, je schärfer Ihr Euch von ihm geschieden habt. Gebt Acht, er empfindet Reue!"

„Reue! Ja, Reue wird er empfinden," rief Rosaura und erhob die Hand halb drohend, halb betheuernd; „Reue wird er empfinden, ich aber werde sie nicht sehen!"

„Was wollt Ihr damit sagen, Signora, ich verstehe Euch nicht?" fragte Lucie befremdet über die ernste, drohende Geberde ihrer Herrin.

„Er wird Reue empfinden," fuhr Rosaura fort, ohne auf Luciens Frage zu achten, „aber ich? Werde ich frei

sein von ihren Natterbissen? Hat sie sich schon jetzt mit scharfem, giftigem Zahn in mein innerstes Herz hineingenagt nnd sich zu der Schar der Höllenqualen gesellt, die mich peinigen? Das Gift verschmähter Liebe, der Stachel der Rache, der Pfeil des Schmerzes, die Glut der tiefsten Scham — foltern sie diese Brust denn nicht genug? O, ich bin grenzenlos elend, erniedrigt, entwürdigt vor mir selbst, tief in den Staub getreten; die einst so stolze Rosaura — —"

„Aber, Signora, sagt mir um des Himmels willen, was ist geschehen?" flehte Lucie, und zitterte, indem sie deren Hand bittend ergriff. „Ihr wißt, daß ich Euch getreu bin! Sollte die alte Zauberdrude mit ihren geheimnißvollen Reden —"

„Geh', geh'! Was kümmert mich die alte Giftmischerin! Und doch, ja sie kümmert mich viel! Mehr als Du ahnst und glaubst, Lucie," erwiderte Rosaura.

„Habt Ihr mit Eurer Mutter von ihr gesprochen?"

„Was, mit meiner Mutter! Nenne sie nicht! Sie hat mich an Foscari verrathen, für schnödes Gold verrathen! Ohne sie wäre es nie dahin gekommen! Die eigene Tochter verrathen! Sie ist meine Mutter nicht —"

„Das war's, wovon ich sprechen wollte," fiel Lucie ein. „Die Alte kennt Eure Mutter! Sie sagte bedeutsam, ohne Euch jedoch zu nennen: Sie hat einmal ein hübsches, vornehmes Kind gestohlen, davon lebt sie, glaube ich, noch. Wenn sie —"

„Mag sie mich geboren, gekauft oder geraubt haben, sie hat mich verrathen, das ist genug, ich will sie nicht mehr sehen," erwiderte Rosaura. „Nie, niemals soll Foscari — O, hätte Ludovico — Doch, was fülle ich die Luft mit

hohlen Klagen! Es ist Alles vorbei, Lucie, Alles! — Laß mich allein!"

„Laßt mich bei Euch bleiben," bat Lucie, die ihre Gebieterin todtenbleich auf das Ruhebett zurücksinken sah. „Ihr könnt der Hülfe bedürfen."

„Ja wol bedarf ich der Hülfe," seufzte sie schwer auf, „aber nicht Du vermagst sie mir zu geben, kein Sterblicher, ja selbst der Himmel nicht mehr, wenn er nicht die entflohenen Stunden aus dem bodenlosen Abgrunde der Ewigkeit zurückschöpfen kann! Geh', verlaß mich!" befahl sie noch viel strenger, und Lucie ging, ohne ihr das Geheimniß mittheilen zu können, das sie entdeckt zu haben glaubte und welches darin bestand, daß Rosaurens Mutter sie wahrscheinlich schon zu Constantinopel betrogen und jenen Diebstahl, durch welchen dieselbe um den größten Theil ihrer Schätze kam, selbst an der Tochter begangen hatte. Denn durch Zufall hatte Lucie im Laufe dieses Tages einen kostbaren Ring bei Rosaurens Mutter entdeckt, der damals mit unter den entwendeten Sachen befindlich war. Dies Geheimniß mußte ihr höchst wichtig erscheinen; dennoch würde sie gefühlt haben, wie völlig unwichtig es ihrer Gebieterin in diesem Augenblicke sein konnte, wenn sie gewußt hätte, was vorgegangen war. Allein Rosaura hatte Lucien nicht in ihr volles Vertrauen gezogen; Niemanden als Dem, der mit ihr handeln mußte, Foscari, hatte sie ihren Plan vertraut. Lucie konnte also nur errathen; aber ihre Ahnungen trafen, bei der Kenntniß, die sie von dem Charakter ihrer Herrin hatte, ziemlich das Richtige.

Die ganze Nacht über hörte sie sie von Zeit zu Zeit auf- und niedergehen, bald stumm in ein banges finsteres Schweigen gehüllt, bald weinend und einzelne Worte laut

mit sich selbst sprechend. Erst nachdem diese ganze Nacht des Schmerzes und der inneren Aufregung sie fast bis zur Ohnmacht erschöpft hatte, sank sie in einen Schlaf der völligsten Kraftlosigkeit, der dem glich, in welchen ein Gefolterter verfällt, wenn das äußerste Maß aller Qualen ihm jeden Nerv bis zur Fühllosigkeit abgestumpft hat.

Es war spät, als sie nach Lucien schellte. Diese traf sie auf dem Bette sitzend; sie sah bleich; ihr brennendes dunkles Auge schien hinsterbend zu erlöschen; das feurige Roth der Lippen war zu dem der entwelkenden Rose erblaßt; das Haar hing ihr schwermüthig über Brust und Nacken herab. Dennoch war sie schöner als jemals und Lucie, welche ihren Gewohnheiten als Zofe, trotz der eingetretenen düstern Verhältnisse, nicht so schnell entsagen konnte, vermochte es nicht, ihre Bemerkungen darüber zurückzuhalten. „Ach, Signora," sprach sie halb im Scherz, halb betrübt, „wie schön seid Ihr heute! Wäre ich ein Mann, gerade so möchte ich Euch am liebsten umarmen, denn es sieht aus, als wenn es auch zugleich das letzte und einzige Mal wäre!"

„Mädchen," fuhr Rosaura auf, „was weißt Du davon! Behorchst Du die geheimsten Gedanken meiner Brust?"

Lucie stand erstaunt und sah sie mit fragenden Blicken an. „Ich weiß Euch seit gestern Abend oft gar nicht zu verstehen, Signora," sprach sie betreten.

„Wüßtest Du's, Du wüßtest mehr, als ich selbst bei mir vermag," seufzte Rosaura und stand auf. — Sie schien über etwas nachzusinnen, über einem großen Entschluß zu brüten. Lucie wagte nicht, die stumme Pause zu unterbrechen.

„Lucie," begann Rosaura nach einigen Minuten mit

weicher Stimme, aber doch in entschiedenem Tone, „Lucie, Du hattest Recht. Es wird das letzte, das einzige Mal sein, wenn man mich so umarmt. — Ich habe gehandelt, ohne eines Sterblichen Hülfe und Vertrauen zu fordern. Jetzt will ich Dir's schenken, weil ich weiß, daß Du mit Treue an mir hängst. Bleib mir nur heute noch getreu, morgen entlasse ich Dich jeder Pflicht!"

Bei diesen Worten lehnte sie das Haupt matt gegen des staunenden Mädchens Brust und ihre Thränen flossen leise. Bald aber richtete sie sich, stark durch innern Entschluß, wieder empor und fuhr fort: „Du weißt, ich habe ein glühendes, italienisches Herz; ich kann lieben und hassen, ich kann für meine Liebe tödten und sterben, aber Beides auch für meine Rache. Heut' werde ich's Dir beweisen. Du weißt, welchen Verrath, welche Schmach Ludovico an mir geübt! Dafür mußte ich Rache nehmen; es wurde meinem schmachvoll liebenden Herzen schwer, doch meine Würde siegte über meine Schwäche. Ich faßte einen furchtbaren Gedanken und führte ihn aus. Durch Foscari, diesen Nichtswürdigen, beschloß ich ihn zu verderben; er hatte schon Meuchelmörder gegen ihn gedungen, doch diese That der feigen Schande hinderte ich. Foscari selbst, so beschloß ich jetzt, sollte an seiner Rache zu Grunde gehen, der Elende mußte, ohne es zu wissen, seine eigene Grube graben. Durch seinen Mohren wußte ich längst, daß er für dieses Jahr Staatsinquisitor sei —"

„Heiliger Gott!" rief Lucie zurücktretend.

„Erschrick nicht!" Wir haben nicht lange mehr von ihm zu fürchten! — Ich bestimmte ihn, Ludovico des Hochverraths anzuklagen. Die Beweise seiner Schuld versprach ich zu liefern. Der Zufall begünstigte meinen Plan. Jene Alte, welche gestern hier war, bot sich mir mit vie-

lerlei ihrer Künste an, unter andern auch mit der Bereitung schnell wirkender Gifte."

Hier hielt Rosaura einige Augenblicke inne; es war, als ob der lebendig werdende Gedanke an ihre That ihr die Kräfte raube. Nach einigen Augenblicken zog sie ein Fläschchen aus dem Busen, in welchem sich einige Tropfen einer krystallhellen Flüssigkeit befanden. „Dieses Gift kaufte ich von der Alten und füllte damit meinen Ring mit der kleinen Kapsel unter dem Steine, den Du kennst. Ihn gab ich zum Abschied an Ludovico; zugleich einen Brief, den ich ihn bat erst nach drei Tagen zu lesen, der aber nicht, wie er wähnte, meine letzten Worte an ihn enthielt, sondern ihn des Antheils an einer Verschwörung gegen die Republik dringend verdächtig macht. Solche Zeichen, das weiß ich, sind der Staatsinquisition Venedigs mehr als genug. Ueberdies ist Foscari, einer der drei Richter, selbst sein Ankläger, kurz, er kann dem Tode nicht entrinnen und weiß, daß ich ihn verderbe!"

Vergebens hatte Rosaura bei diesen letzten Worten gesucht, die Flamme der Rache in sich anzufachen; ihr Zorn war jetzt schon eine Lüge geworden und sie täuschte sich selbst damit. Nur der tiefste, hoffnungsloseste Schmerz sprach aus ihren Zügen.

„Du siehst, ich habe ein italienisches Herz," sprach sie zu Lucien. Doch diese erwiderte ihr: „Ach, Signora, habt Ihr es wirklich, habt Ihr Euern Schritt nicht bereut?"

„Höre mich zu Ende," fuhr sie ermannter fort. „Foscari schwur mir zu dienen, aber nur unter einer einzigen schmachvollen Bedingung! Erlaß es meiner Scham, sie Dir zu nennen!" — Hier barg sie das Haupt erglühend an Luciens Brust; diese fühlte ihr stürmisch schlagendes Herz an dem ihrigen.

„Ach, Ihr werdet das nicht überleben, Signora!“ sprach sie leise und Thränen des Mitleids netzten ihre Wange.

„Du sagst's!“ rief Rosaura stolz aufgerichtet. „Ich werde es nicht überleben, ich nicht und er nicht! Wenn Ludovico's Haupt gefallen ist, will Foscari die Frucht seiner That pflücken! Aus meiner Folterqual und ewigen Verdammniß, aus dem Herzblute eines unschuldig Gemordeten, an dem er nicht einmal das Recht der Rache hatte, denkt das Ungeheuer Wollust zu saugen! Er soll den Tod umarmen, den Tod in zweifachem Sinne! — Meinen Eid halte ich ihm! Denn sein Fall in das bodenlose Verderben ist tiefer, gräßlicher, wenn er in trunkener Betäubung das Maß der Frevel erschöpft hat; mir lege ich die schaudernde Qual der Schmach und Erniedrigung als Buße auf. Aber noch in der wilden Glut seiner Umarmung erstarre ich zur Leiche, denn,“ hier hielt sie das Giftfläschchen empor, „eher nicht berührt seine Lippe die meine, bis diese Tropfen sie genetzt haben!“

„Signora!“ rief Lucie angstvoll aus und wollte ihr das Fläschchen entreißen; „Signora, um der heiligen Jungfrau willen, Ihr werdet doch diesen gräßlichen Entschluß nicht ausführen?“

„Ich werde,“ sprach Rosaura, „die jetzt Kraft und Würde wiedergefunden hatte, ich werde, so wahr ich meine Rache ausführte! Träte ich auch auf halbem Wege zurück, so wäre ich nichts als eine feige Meuchelmörderin, eine erkaufte Buhlerin, des Staubes nicht werth, in den man sie tritt! So bin ich furchtbare, aber stolze Rächerin eines im Tiefsten beleidigten Herzens und der unwürdigsten Schmach, denn auch Foscari fällt, das Opfer meiner Rache! Das ist Dein Vermächtniß, Lucie!“

Sie trat hierauf an einen Tisch, öffnete ein geheimes Fach und übergab Lucien ein versiegeltes Packet.

„An Andreas Cornaro, Doge der Republik Venedig!" las diese mit Erstaunen. „Was soll mir das?"

„Am Tage, nachdem ich erblaßt bin," sprach Rosaura feierlich, „übergibst Du diesen Brief Dem, an den er gerichtet ist. Er enthält das Geständniß meiner Schuld, die Anklage Foscari's und die Beweise wider ihn. Der Thor wähnte, ich werde seine echte Unterschrift in den Rachen des Löwen werfen? Das Blatt, das er wirklich unterzeichnete, unter das er sein Wappen drückte, liegt bei diesen Briefen; ich schnitt das aufgedrückte Siegel fein heraus und klebte es auf ein anderes Blatt, wo ich seine Unterschrift nachahmte. Nach dem falschen Blatte, das zuverlässig Niemand zu prüfen gedacht hat, weil Foscari es anerkannte, wird Ludovico verurtheilt. Nach dem echten fällt Foscari! Erkennst Du mich jetzt wieder?"

Bei diesen Worten richtete sich Rosaura mit der Würde einer Königin empor und das alte dunkle Feuer leuchtete in ihren Augen. — Lucie vermochte nichts, als ihr stumm zu Füßen zu sinken und das weinende Angesicht in ihren Schoos zu drücken.

Ein Diener trat ein und brachte ein versiegeltes Blatt. Rosaura erbrach es rasch, denn es war von Foscari. Sie las es, ihre Hände zitterten, der Busen wogte bebend, die Knie wankten. „Lies," sprach sie und reichte es Lucien hinüber.

Es war der Brief Foscari's, in welchem er ihr Ludovico's Verurtheilung für den Nachmittag ankündigte und sie aufforderte, sich in seiner Villa zu verbergen. Lucie schauderte zusammen, als sie las. Sie hatte Ludovico tödtlich gehaßt, jetzt, da sie ihn verloren sah, drang ihr sein

Schicksal in die Seele. Rosaura fühlte wie sie; doch sie betrog die besseren Gefühle der Brust durch den starren Eigensinn, mit dem die Gedanken der Rache und der Selbstsühne sich gleich Vampyren darin festgesaugt hatten.

„Also vor Sonnenuntergang!" sprach sie langsam. — „Und ich kenne Foscari, er wird nicht lange ausbleiben, seinen Lohn zu fordern! — Mittag ist vorüber! Vielleicht sitzen sie eben jetzt zu Gericht; es ist Zeit, daß auch ich Gericht halte über mich! — Sieben Stunden braucht das Gift," sagte mir die Alte, „dann schläfert es still betäubend zu starrem Tode ein. Ich darf die Mitternacht nicht überleben!" — Verstohlen hatte die Unglückliche das Fläschchen an die Lippen gesetzt und rasch geleert. Lucie blickte zu ihr auf, sah die That, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, fiel der Trinkenden in die Arme, riß ihr die Hand zurück, doch es war zu spät. Weinend umklammerte sie die Gebieterin und rief unter erstickenden Thränen der Angst: „Nein, es ist unmöglich! Mein Auge hat mir gelogen!"

„Was willst Du?" sprach Rosaura ernst, doch sanft; jetzt ist mir wohl! Misgönnst Du mir den Labetrunk?" Und so nahm sie sie stumm in die Arme und hielt sie als die treueste Freundin am Herzen. Plötzlich zuckte sie zusammen und trat erschreckt einen Schritt zurück. „Die Alte!" rief sie erstaunt und deutete auf die Thür.

Wirklich stand Priscilla hinter der Glasthür, die nach dem Garten führte. Schon bei ihrem ersten Besuche hatte das unheimliche Wesen der Alten einen schauerlichen Eindruck auf Rosauren gemacht; ihre Erscheinung jetzt, in diesem entsetzlichen Augenblicke, als sei sie eben aus dem Boden gewachsen und trete als das schauerliche Gespenst der Vergeltung heran, um Rechenschaft zu fordern von den

vollendeten Thaten des Frevels; ihr Hinzutreten jetzt faßte Rosauren mit einem zwiefachen eiskalten Schauder an. Sie ließ Lucie los und blickte starr auf die Kommende, ohne Kraft und Muth zu der Frage zu gewinnen: „Was willst Du?" Priscilla aber pochte an die verschlossene Thür und winkte mit deutungsvollen Blicken und Geberden, daß man ihr öffnen möge. Lucie that es; Rosaura rief ihr hastig leise nach: „Verschweige, was hier geschehen ist." — Die Alte trat ein, verbeugte sich tief vor Rosaura, ergriff den Saum ihres Kleides, küßte ihn mit Demuth und sprach: „Die heilige Jungfrau grüße Euch, gnädige Gräfin, und gebe Euch Glück und Segen!"

„Was wollt Ihr," entgegnete Rosaura halb zitternd, halb unwillig, „habt Ihr etwas in meinem Hause vergessen, oder habe ich Euch nicht reichlich genug belohnt? Sprecht schnell, denn meine Augenblicke sind gezählt!"

Ihr habt mich Eures Standes würdig belohnt, denn Ihr schenktet wie die edelste Dame von Venedig; man sieht, Ihr seid fürstlich geboren!" sagte die Alte demüthig.

„Schweigt mit Eurer Thorheit. Sprecht, was Ihr wollt, oder wenn Ihr nichts wollt, so geht!"

„Ei, schöne Signora," erwiderte Priscilla mit bedeutsamem Lächeln, „Ihr solltet nicht so zornig sein, denn wahrlich, ich bringe Euch gute und wichtige Zeitungen. Nur laßt mich doch zuvor wissen, tragt Ihr nicht ein kleines Muttermaal, nur zwei braune Fleckchen unter der linken Brust?"

„Wer hat Euch das gesagt?" rief Rosaura erstaunt aus, und trat einen Schritt zurück.

„O, ich weiß noch mehr von Euern verborgenen Schönheiten," fuhr die Alte freudig fort. „Ich darf Euch nur

das Ohrläppchen aufheben, um ein gleiches braunes Fleckchen zu entdecken, und wenn ich —"

„Ist das wahr, Lucie?" fragte Rosaura erstaunend und blickte die Alte mit rollenden Augen an, da Lucie es bejahte.

„Nun denn, wenn es wahr ist, so ist es auch genug," sprach Priscilla, „und ich bin meiner Sache gewiß. Was gebt Ihr mir, Signora, wenn ich Euch in drei Worten eine nichtsnutzige Mutter nehme und einen vornehmen Vater und einen edlen Bruder gebe? Daß ich Euch zur edelsten Dame in Venedig mache, will ich nicht einmal rechnen."

„Weib, öffne Deine Lippen und foltere mich nicht," sprach Rosaura ahnungsvoll grauend, „wisse aber, daß es mir gleich gilt, ob Du mir den Kaiser zum Vater gibst oder den ärmsten Bettler Venedigs. Denn kein Kaiser, kein Gott vermag es, mir nun noch zu helfen!" Priscilla schüttelte das Haupt. „Nicht zu helfen," sprach sie für sich, „was soll das bedeuten? So hört denn," fuhr sie laut fort, „Eure Duenna, die Ihr, wie ich weiß, für Eure Mutter haltet, ist nur Die, die Euch in zarter Jugend geraubt hat. Eure Mutter war die Gräfin Berberigo; sie wurde frühzeitig Witwe und ererbte für ihre beiden Kinder, einen Sohn und Euch, ein unermeßliches Vermögen. Dies lockte einen ehrgeizigen Nobile Venedigs zu einer Verbindung mit ihr. Kaum ein Jahr später fing sie an zu kränkeln und es dauerte nicht lange, so starb sie hin. Bald darauf auch ihre beiden Kinder, so hieß es damals wenigstens. Ich aber trug Sorge, daß der Wille des Vaters, der ihre reiche Erbschaft zu seiner ehrgeizigen Laufbahn benutzen wollte, nicht in Erfüllung ging. Die Kinder *leben*; die Tochter seid Ihr; Bruder und Vater sind Euch wohl be-

kannt, denn sie nennen sich Ludovico Terno und Marchese Foscari!"

„Allmächtiger Himmel!" rief Rosaura aus, als sie dieses Wort vernahm, und sank, wie von zermalmenden Donnern des Gerichts getroffen, leblos in Luciens Arme.

„Was bedeutet das?" fragte Priscilla erschrocken, indem sie hinzusprang. Lucie konnte den Zustand ihrer Gebieterin freilich begreifen, doch wagte sie nicht, der Alten Aufklärung darüber zu geben. Sie war daher nur beschäftigt, Rosauren wieder zum Bewußtsein zu erwecken. Auch hierbei zeigte Priscilla ihre viel erfahrene Gewandtheit und brachte mittels eines stärkenden Kräuteröls, das sie bei sich trug und Rosauren sogleich in Stirn und Schläfe einrieb, dieselbe bald wieder zum Bewußtsein zurück. Ist es wahr, oder habe ich geträumt, das sagt mir auf der Stelle," fragte sie, als sie die Augen aufschlug; „ist Ludovico mein Bruder und Foscari mein Vater?"

„Es ist so und ich kann es beweisen!" erwiderte die Alte. „Es leben auch noch Zeugen in Venedig!"

„Allwissender Lenker der Geschicke!" rief Rosaura aus und warf sich mit gen Himmel erhobenen Händen auf die Knie, „Dank Dir, daß Du mich nur bis an den Rand des entsetzenvollen Abgrunds führtest! Dank Dir, daß Du mir den Schleier vom Auge rissest, bevor ich hinabstürzte in die Tiefe ewiger Verdammniß! Was noch zu sühnen möglich ist, will ich mit rascher That vollbringen. Nur so viel Augenblicke vergönne mir!"

Priscilla und Lucie blickten sie mit ehrfurchtsvollem Staunen an. Ihre eben noch so marmorbleiche Wange erglühte, ihr erloschenes Auge flammte blitzend auf. Sie stand edel emporgerichtet und jeder Blick war ein Gebot. „Wir müssen auf der Stelle nach Venedig und Ihr begleitet mich,"

befahl sie. „Gib mir den Brief an den Dogen zurück, den ich Dir anvertraute. Ich selbst will ihn überbringen, denn Ludovico muß gerettet sein, oder Venedig soll in Flammen aufgehen!"

„Ihr wißt also auch —," begann Priscilla.

„Unselige, ich weiß Alles, denn ich that Alles selbst!" unterbrach Rosaura ihre Worte. „Folgt mir jetzt! Kannst Du beweisen, was Du behauptet, so will ich Dich mit Gold überschütten!"

So gebietend, ihrem mächtigen Willen Alles stumm unterwerfend, schritt sie voran zum Strande hinunter und bestieg dort mit Priscilla und Lucien eine Gondel, um nach Venedig überzuschiffen und dem Dogen Alles zu entdecken.

Vierzehntes Capitel.

Ludovico lag von Fieberschauern und düsterm Grausen geschüttelt in der undurchdringlichen Nacht seines Gefängnisses. Kein Strahl des Lichtes drang zu ihm hinab, keinen Laut vernahm er, keine Thür, keinen Riegel hörte er klirren. Es war, als sei er in dem Bauche der Erde begraben. Wie viele Stunden er in dieser Gruft zugebracht, wußte er nicht; gleich anfänglich hatte ihm seine erste Betäubung die Berechnung aller Zeit geraubt und dann verzehnfältigten Grauen und Qualen die Dauer der Secunden. Es wurde ihm keine Nahrung, kein Trunk gereicht und doch fühlte er schon lange die Pein des Hungers und des Durstes. Die heimliche Botschaft Foscari's war ihm nicht zu-

gekommen. Denn der Mohr Battista, obgleich er Kühnheit genug besaß, um jeden Frevel zu wagen, zitterte doch vor den Schrecken der Bleidächer und Schlangengewölbe. Er wußte zu gut, daß ein Mitwissen der Geheimnisse der Staatsinquisition, wie gering es sei, doch das Schwert über seinem Haar aufhänge; deshalb hatte er nicht gewagt, den Befehl seines Herrn auszuführen, sondern war zu Pietro Eisenfaust gegangen und hatte diesem funfzig Zechinen versprochen, wenn er dem Gefangenen den Zettel zustellen wolle. Pietro versprach es, um das Gold zu erhaschen, doch hielt er eben so wenig Wort, wie Battista, sondern entdeckte sich der alten Priscilla. So erfuhr diese, durch wen Ludovico verhaftet sei, und gab Biondinen durch den ins Fenster geworfenen Zettel Nachricht davon.

Während Biondina den unseligen Versuch der Rettung Ludovico's bei Foscari machte, war die Alte in der ganzen Stadt umhergeschlichen, um die Personen aufzusuchen, die ihr zum Beweise ihrer Aussage über Ludovico's und Rosaura's Geburt dienen konnten. So kam die Stunde heran, wo der Rath der Zehn sich im Dogenpalaste versammelte.

Andreas Cornaro hatte einen schmerzlichen Antheil an Ludovico's Geschick genommen; er ahnte dunkel, ohne sich über die Gründe Rechenschaft ablegen zu können, daß hier irgend ein tief angelegtes Gewebe des Hasses oder der Rache im Spiele sein dürfte, doch bei den Grundsätzen, nach welchen der Rath der Zehn die Sicherheit der Republik in Schutz nehmen zu müssen glaubte, sah er keine Rettung für den Angeklagten.

Die vierte Nachmittagsstunde schlug. Jetzt versammelte sich der Rath der Zehn in seinem Sitzungssaale und auch der Doge, der mit seiner Signoria das Recht hat, demsel-

ben beizuwohnen, warf sich daher in seinen Ornat und begab sich dahin.

Bis zu dieser Zeit hatte Ludovico seit dem gestrigen Abende im Gefängnisse geschmachtet, allen Schrecken der Gegenwart und der unbestimmten Zukunft preisgegeben. Da hörte er in der Ferne einen Riegel klirren. Nach der langen Grabesstille klang ihm dieser schauerliche Laut wie süße Musik. Dumpfe Schritte kamen näher; der Schall derselben verstummte vor seinem Gefängnisse. Schwere Schlüssel drehten sich im Schlosse, die Thür wurde geöffnet, zwei Vermummte, deren einer eine trübe brennende Lampe trug, traten ein. Ohne eine Sylbe zu sprechen, schlossen sie ihn von dem Boden los, an den er gekettet war, rissen ihn rauh empor, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn mit sich fort. Die Hände wurden ihm auf den Rücken geschlossen; seine Begleiter verharrten stumm wie zuvor. Mühsamen Schrittes schleppte sich Ludovico fort; er wußte kaum, ob er der Furcht oder Hoffnung entgegengehe, doch regte sich die letztere mehr, denn gegen die schauerliche Qual seines Kerkers erschien ihm jetzt selbst die Folterkammer eine Erlösung. Dort durfte er doch hoffen, von den wilden, zuckenden Schmerzen betäubt oder getödtet zu werden; hier blieb das Gespenst des Bewußtseins seines Zustandes unbeweglich vor ihm sitzen und senkte das Eis des Grauens langsam in seine Brust. Durch lange Gänge führte der Weg, wie es schien, in unterirdischen Räumen hin; dann stieg er aufwärts in nicht steilen langsamen Windungen. Verschlossene Thüren, Treppen, lange Corridors folgten auf einander. Endlich erreichte man einen freieren Bogengang, an dessen Ende eine Lampe brannte. Auf diese führten Ludovico's Begleiter ihn zu; zwei Flügelthüren öffneten sich und er stand in einem hochgewölbten, von Fackeln

düster erleuchteten Saale, dessen Wände ringsumher schwarz behangen waren und an dessen Ende zehn Männer in schwarzen Mänteln und Larven an einer Tafel saßen. Der Saal glich dem, in welchen Ludovico gestern geführt worden war, es war aber dennoch nicht derselbe. Ein Blick auf diese Versammlung belehrte ihn, daß er vor dem Rathe der Zehn stehe, von dessen furchtbarer Gewalt und Strenge jeder Venetianer nur mit scheuem Zittern sprach. „Mein Tod ist beschlossen," dachte Ludovico; „ich werde mich nicht retten, so will ich wenigstens würdig sterben."

Er wurde bis wenige Schritte vor den Tisch geführt; dort verließen ihn seine beiden Begleiter und traten in den Hintergrund zurück. Das tiefste Schweigen herrschte im Saale. Jetzt öffnete sich eine Flügelthür hinter der Tafel, Ludovico gegenüber. Bei Fackelschein trat der Doge im Ornate, begleitet von seinen sechs Räthen, ein. Andreas Cornaro heftete einen Blick der Trauer und des Mitleids auf Ludovico; dieses erste Menschenantlitz, welches Ludovico erblickte und das Theil an ihm zu nehmen schien, lächelte ihm wie ein Sonnenstrahl, der in ein Grabgewölbe fällt. Er fühlte sich erquickt, ermuthigt, getröstet.

Stumm nahm der Doge in der Mitte der Tafel Platz. Ihm zu beiden Seiten saßen, der Länge nach, je fünf der Vermummten; die sechs Räthe der Signoria, als solche durch ihre rothe Amtstracht kenntlich, auch nicht verlarvt, nahmen zu je Dreien getheilt, das obere und untere Ende der Tafel ein.

Das Verhör begann wie gestern. Einer der vermummten Richter legte Ludovico die erste Frage vor: „Heißest Du Ludovico Terno?" In dem Augenblicke aber, wo er antworten wollte, ertönte ganz in der Nähe ein Kanonenschuß, daß das Gebäude erzitterte und die Fenster klirrten.

„Was ist das?" fragte der Doge und Alle fuhren von ihren Sitzen auf. Ludovico schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; zu begreifen vermochte er es zwar nicht, dennoch war es ihm zu Sinn, als könnte dieser Schuß ein Signal zu seiner Befreiung sein. Indessen war der Doge der Seitenwand des Saales zugeeilt, ergriff eine an einer Schnur herabhängende Quaste, zog daran, die schwarzen Vorhänge flogen zurück, ein hohes Bogenfenster wurde sichtbar und das volle blendende Licht des Tages drang in den Saal. Als bringe ein rettender Gott auf den Wellen des Lichtstroms ein und stelle sich beschirmend vor Ludovico, so erhob sich diesem der Muth in der Brust, als er plötzlich die grausenvolle Scene der Nacht in den leuchtenden klaren Tag verwandelt sah. Das blaue Meer lag glänzend vor ihm, er sah eine majestätische Galeere auf den Wellen liegen und an dem ziehenden Rauche erkannte er, daß von dieser der Schuß gefallen sein mußte. Unwillkürlich trat er dem Fenster, als sei es eine Rettungspforte, durch die er flüchten könne, einige Schritte näher. Da sah er eine Barke auf den Wellen, die ein Mädchen in weißem Gewande mit raschem Ruderschlage dem Ufer näher trieb. Sein ahnendes Herz schlug hoch auf; wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn der Gedanke: „Es ist Biondina! Sie wird Deine Retterin! Der Engel der Liebe naht auf glänzendem Fittig und entreißt Dich dem finstern Engel des Todes, der schon die schwarzen Flügel über Dich gebreitet hat!"

„Beim höchsten Gott, das ist kühn!" rief Cornaro aus, indem er die Gondel erblickte; „dieses Mädchen trotzt dem Warnungsschusse der Galeere und wagt es hier zu landen! Die Unglückliche stürzt sich ins Verderben!"

Ludovico bebte, als er diese Worte hörte! Seine Seele sandte ein beflügeltes Gebet für Biondina zum Himmel.

Indessen waren die Richter sämmtlich den Fenstern des Saales zugeeilt und hatten noch mehrere Vorhänge aufgezogen, um das seltsame Schauspiel zu beobachten. Nur das eine Fenster, wo der Doge stand, blieb fast ganz frei, so daß Ludovico, obgleich er sich scheute, dicht hinzuzutreten, damit man ihn nicht ganz entferne, doch die Barke im Auge behielt. Pfeilschnell theilte sie die Wellen; aber noch schneller folgte ihr jetzt ein Boot mit sechs Ruderern, welche die Galeere ausgesetzt hatte.

Es war wirklich Biondina. Durch den Sprung aus Foscari's Palast in den Kanal hinab hatte sie sich aus seiner Gewalt gerettet; die Schiffer, welche sie aufnahmen, brachten sie ans jenseitige Ufer. Sie eilte halb betäubt ihrer Wohnung zu. Da begegnete sie dem wilden Pietro Eisenfaust und dieser gab ihr, von der Alles auskundschaftenden Priscilla beauftragt, die Nachricht, daß um vier Uhr Ludovico's Urtheil gesprochen werden solle. Die einzige Hoffnung stehe auf der Gnade des Dogen, wenn dieser Aufschub des Urtheils bewirken wolle. Jetzt dachte Biondina auf nichts Anderes, als sich dem Dogen zu Füßen zu werfen. Sie eilte nach dem Dogenpalaste, doch die von dem Böses muthmaßenden Foscari angewiesenen Wachtposten verwehrten ihr den Eingang. Sie rang die Hände, warf sich ihnen zu Füßen, vergeblich! Da zeigte ihr Pietro, denn selbst diesem Verbrecher rührte ihr Jammer das Herz, die Möglichkeit, in den Palast zu dringen, wenn sie es wage, mit einer kleinen Gondel der wachhabenden Galeere zu trotzen und unter der Seufzerbrücke, hinter dem Palaste hindurch, den kleinen Kanal zu gewinnen, von dem ein Aufgang nach dem innern Hofe des Palastes führte. Dies Wagstück unternahm Biondina. Ein Kanonenschuß der Galeere warnte sie; sie ruderte unerschüttert vorwärts, da sandte

man ihr das in Bereitschaft gehaltene Galeerenboote nach. Es hatte die dreifache Schnelligkeit ihrer Gondel, doch ihr Vorsprung war groß. Die Soldaten riefen ihr zu, sie hörte nicht. Da legten sie auf sie an, gaben Feuer. Vier Schüsse krachten; die Kugeln sausten dicht an Biondinens Ohr vorbei, doch sie selbst war unverletzt. Allein eine Kugel hatte ihr Ruder getroffen und so wurde ihr dieses mit einem heftigen Schlage aus der Hand geschleudert. Jetzt konnte nichts mehr retten, als daß sie sich selbst ins Meer warf. Eine geübte Schwimmerin, wie sie war, schreckte sie die Tiefe der See nicht. Sie stürzte sich in die Flut und theilte mit ihren Armen die Wellen.

Diesen Augenblick sah Ludovico noch und jetzt war sie auch schon so nahe gekommen, daß er sie wirklich erkannt hatte. Alle Anwesende waren von dem Schauspiele ergriffen und fühlten, daß es etwas Außerordentliches bedeuten mußte. Zumal aber war der Doge erschüttert. „Heiliger Gott!" rief er aus, „soll ich meinen Augen trauen!" Mit diesen Worten zog er eine Glocke und befahl den herbeispringenden verhüllten Dienern, auf der Stelle Sorge zu tragen, daß das Mädchen glücklich ans Ufer geschafft und heraufgeführt werde. Zugleich öffnete er rasch das Fenster und winkte mit seinem Tuche hinaus, daß die Soldaten auf dem Galeerenboote nicht weiter feuerten oder verfolgten.

„Senatoren Venedigs! Ihr ehrt meinen Namen, Ihr wißt, was ich für die Republik gethan," sprach er zu den Richtern umgewandt. „Hört jetzt Cornaro's Bitte: Gebietet dem Gerichte Stillstand, bis ich dieses Mädchen gesprochen!"

Mit diesen Worten eilte er hinaus.

„Der Wunsch des Dogen werde gehört," sprach der älteste der verlarvten Richter; „doch schließt die Vorhänge

wieder, daß das Licht des Tages nicht länger in den Saal des Todesgerichts dringe, und nehmet schweigend Eure Plätze ein."

Es geschah. Die vorige Grabesstille ringsumher. Doch Ludovico's Pulse flogen; die Seligkeit der Rettung war jetzt so nahe an die Schrecken des Verderbens gerückt, daß ihre schnellen Fittige sich in derselben Secunde berührten; nur der Gedanke an solch' einen Wechsel der Geschicke hätte das welkabsterbende Herz eines Greises in stürmischen Flug gebracht, wie viel mehr die Wirklichkeit das des lebenskräftigen, liebeglühenden und brausenden Jünglings. Die Pulsschläge wurden zu Ewigkeiten. Es dünkte ihn, die Zeit stehe still und ihr brausender Sturmfittig hänge zerschmettert herab.

Endlich öffnete sich die Pforte wieder und der Doge trat ein, Biondina am Arme, ja im Arme haltend, deren thränenschwimmendes Auge mit Liebe an seinem Haupte hing. Ludovico war seiner nicht mehr Herr. „Biondina!" rief er und wollte die Arme ausbreiten, doch die eherne Fessel hemmte seine Kraft. „Biondina, kommst Du, mich zu retten?"

Sie that einen Ruf der Freude und wollte ihm an die Brust eilen, doch der Doge hielt sie sanft, aber fest zurück und sprach: „Noch bezwinge Dich, meine Tochter, noch ist er nicht Dein! Wol bringt sie Dir Rettung, wenn Du schuldlos bist," fuhr er gegen Ludovico und die Richter gewendet fort. „Ihr Edlen Venedigs, Richter des Raths der Zehn, Euer Doge, Andreas Cornaro, führt diese Jungfrau als Zeugin und Klägerin in den Saal. Sie ist meine Tochter!" Alle drückten ihr Erstaunen aus. „Ja, meine Tochter, die Frucht einer jugendlichen Verbindung, die zwar der Leichtsinn der Jugend knüpfte, nicht aber zerriß,

wie ein dunkel verwebtes Geschick mich scheinbar anklagte. Ich erkannte diese Jungfrau an der Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Wenige Fragen nach ihrem Schicksale gaben mir Gewißheit. Jetzt aber führe ich sie in Eure strenge Mitte und bei der Heiligkeit des Vatergefühls beschwöre ich Euch, vernehmt ihr Zeugniß und hört die Anklage, die sie durch meinen Mund ausspricht. Sie betheuerte die Schuldlosigkeit Ludovico Terno's und behauptet, Marchese Foscari habe ihn fälschlich angeklagt, um Rache zu üben, weil der Jüngling vor drei Nächten ihn mit dem Schwerte in der Hand hinderte, eine Schandthat zu vollführen, eine Schandthat, bei der mein väterliches Herz sich empört. Denn diese holde Blüte, diese vom gütigen Lenker der Dinge mir aufgesparte Freude meines Alters wollte der Frevler raubend entführen, zur Sättigung wilder Lust."

Ein dumpfes Murmeln entstand im Saale. Selbst die eherne Brust der Blutrichter der Inquisition, denen nie der Schrei des Jammers, den die Folterqual erpreßte, das Herz erschüttert hatte, selbst diese war bewegt durch eine solche Wendung der Schicksale und durch den holden Reiz des heldenmüthigen Mädchens, das aus Liebe und Dankbarkeit so namenlose That wagte.

„Noch mehr," fuhr der Doge fort, „durch geheimnißvollen Wink belehrt, behauptet diese meine Tochter, jener angeklagte Jüngling sei der Sohn Foscari's."

„Ha!" rief hier die Stimme eines Vermummten und der Laut verrieth Foscari selbst.

Die erste Beschuldigung wird sie durch Zeugen erweisen. Bereits gab ich selbst Befehl zur Verhaftung seines Helfers. Die zweite Anklage ruht noch im Dunkel; einstweilen trägt aber meine Tochter darauf an, den würdigen Pa-

ter Benedetto zu vernehmen, dessen Rath sie geleitet hat. Auch zweifle ich nicht, daß, wenn ich in Venedig nachforschen lasse, Diejenigen, welche den geheimnißvollen Wink gaben, aus ihrer Verborgenheit hervortreten werden. Denn, daß Marchese Foscari sein unermeßliches, selbst der Republik gefährliches Vermögen nur durch den unbegreiflich plötzlichen Tod seiner Gemahlin Agnese Berberigo und ihrer beiden Kinder erster Ehe, welche ihre Erben waren, erwarb, das ist uns Allen noch erinnerlich. Wenn nun diese Kinder noch am Leben wären? Darum erbitte ich von dem Gerichte drei Tage Aufschub seines Spruches und verbürge mich mit meinem Haupte in dieser Zeit für den Angeklagten!"

Ludovico hatte bis dahin mit dem unaussprechlichen Gefühl der höchsten Spannung aller Kräfte seines Herzens zugehört. Jetzt sank er in die Knie und erhob, da er seine gefesselten Hände nicht zu regen vermochte, den Blick gen Himmel und rief: „Dank Dir, Allgütiger, Deine Hand war über mir im Dunkel des Abgrundes und Du rettest mich aus den Tiefen der Hölle!" Dann begegnete sein Auge dem Biondinens, die, sanft und schüchtern an ihren Vater geschmiegt, mit dem Blicke seliger Liebe zu ihm hinüberschaute.

„Wir wollen stimmen über die Forderung Andrea Cornaro's, des Dogen der Republik Venedig;" sprach der älteste Richter und Alle erhoben sich von ihren Stühlen, nur Foscari blieb trotzig sitzen.

Ein donnernder Schlag an die Thür, das Zeichen, daß ein Diener des Gerichts Einlaß begehre, unterbrach die Stille. Es wurde geöffnet und ein vermummter Bote trat ein. Er überbrachte dem Dogen ein Schreiben mit den Worten: „Gnädigster Herr! Diesen Brief überbrachte eine

fürstliche, edle Frau nebst zwei Begleiterinnen. Sie schwur bei San Marco, das Schreiben sei von äußerster Wichtigkeit für Euch und für Venedig, und drohte mit der Anklage auf Hochverrath, wenn wir eine Minute säumten, es Euch zu übergeben. Auch begehrt sie, mit ihren Begleiterinnen vor Euch gelassen zu werden."

Der Doge erbrach den Brief. Es war Rosaura's Anklage gegen Foscari. Kaum hatte er sie durchflogen, als er ausrief: „Senatoren der Republik! Die Unschuld dieses Angeklagten ist erwiesen! Dort, jenen verhaftet, ich selbst trete jetzt als sein Ankläger auf. Diener des Raths der Zehn! Im Namen der Republik! Verhaftet den Marchese Foscari!"

Wild sprang dieser mit den Worten auf: „Wer wagt es, einen Staatsinquisitor zu verhaften?"

„Wir!" ertönten zwei Stimmen zu gleicher Zeit. Es waren die seiner beiden Genossen in dem furchtbaren Amte. „Wir, auf das Wort des Dogen der Republik," fuhr der Rothgekleidete der beiden Aufgestandenen fort, der zu den Räthen des Dogen gehörte, „wir wagen es. Kraft unseres Amtes wählen wir Zwei einen Dritten, um dann Recht über Euch zu sprechen!"

Foscari knirschte vor Zorn.

Der Doge legte beiden Inquisitoren sogleich die Beweise, welche Rosaura eingesandt hatte, vor, die echte Unterschrift Foscari's und die Anzeige, daß auf der Anklage das Siegel derselben nicht aufgedrückt, sondern nur aufgeklebt sei.

Das Blatt wurde geholt und die Angabe richtig erfunden. Sofort waren auf einen Wink der beiden Inquisitoren zwei Vermummte an Foscari's Seite und führten ihn von seinem Richtersitze auf den Platz der Angeklagten, wo Ludovico stand.

Der Doge trug jetzt darauf an, die Anklägerin einführen zu dürfen. Es geschah. Rosaura trat, bleichen Angesichts, doch mit königlicher Haltung, gefolgt von Lucien und der alten Priscilla, ein.

„Richter Venedigs!" sprach sie mit Hoheit, „ich trete vor Euer gefürchtetes Gericht, ohne zu zittern, denn ich habe keine sterbliche Macht mehr zu fürchten. Binnen wenigen Stunden stehe ich vor dem Richter, vor dem auch Ihr erzittert. Darum schenkt meinen Worten Glauben. Dieser Jüngling ist unschuldig, wie das reine Licht der Sterne. Ich ward seine Anklägerin aus blinder Rachsucht getäuschten Liebeswahns. Doch vernehmt zuerst, was diese Euch zu verkünden hat." Sie deutete auf Priscilla, welche vortrat und sprach:

„Ich behaupte und beschwöre, jener Jüngling und diese edle Donna sind die Kinder der Gräfin Agnese Berberigo, der Gemahlin des Marchese Foscari. Mir übergab er sie zur — Vergiftung. Ich wußte, daß sie durch andere Hand umkommen würden, wenn ich mich weigerte, darum gab ich ihnen einen Schlaftrunk, daß sie todt schienen. Heimlich aber ließ ich sie auferziehen. Ich kann meine Behauptung beweisen. Zuerst mögt Ihr die beiden kleinen Särge in der Familiengruft der Foscari öffnen; sie sind leer. Keine Spur von menschlichem Gebein findet sich darin, wol aber in jedem eine Haarlocke der Kinder. Dann befragt den heiligen Pater Benedetto, dem ich die That in der Beichte gestanden. Ich entbinde ihn von dem Eide, der seine Zunge fesselt; er mag zeugen. Endlich lebt noch die Wehmutter, die der Gräfin bei der Geburt beider Kinder beistand, und die alte Wärterin derselben. Beide werden sie die Kinder an den Maalen, die ich angeben kann, erkennen!"

Es herrschte Grabesstille ringsumher. Foscari stampfte dumpf mit dem Fuße auf.

Jetzt trat auch Rosaura wieder vor. „Ihr wißt nun, Richter Venedigs, daß ich die Schwester des Angeklagten, die Tochter des Anklägers bin. Warum ich jenen Jüngling Eurer Rache überliefern wollte, das bleibt mein Geheimniß. Es stirbt mit mir in wenigen Stunden. Den unnatürlichen Vater aber mußte ich jetzt anklagen, um den edlen, unschuldigen Bruder zu retten. Nun richtet!"

Der älteste der Richter stand wiederum auf und sprach: „Löset Ludovico Terno's Fesseln. Fesselt Foscari. Er ist den drei Staatsinquisitoren zum Gericht übergeben."

„Dem Teufel, aber nicht Euch," schnaubte Foscari und in demselben Augenblicke zuckte ein Dolch in seiner Hand, mit dem er sich das Herz durchstieß. Ohne einen Laut sank er entseelt zu Boden.

Ein Schauer zitterte in jeder Brust bei dem Falle des Frevlers. Auf einen Wink des Aeltesten wurde er hinausgetragen. „Richter des Raths der Zehn," begann er, „werft Eure Kugeln in die Schale, ob dieser Angeklagte freizusprechen ist.

Es geschah. Man fand keine schwarze Kugel in der Urne.

„Fort, Unglücklicher! Du hast hier nichts zu thun!" rief der Aelteste Ludovico finster an. „Zittere, wenn Dich unser Auge je wieder hier erblickt!"

In den Gemächern des Dogen fanden sich wenige Augenblicke nachher Ludovico, Biondina, Rosaura, Priscilla und Lucie beisammen. Rosaura war die Letzte, die bleich und schwankend, auf Lucie und Priscilla gestützt, eintrat.

Stumm sank sie an Ludovico's Herz, der sich aus den Armen Biondina's zu ihr wandte. „Bruder, kannst Du mir vergeben?“ sprach sie endlich mit hinsterbender Stimme. „Ich gehe hinüber! Laß mich nicht mit Deinem Zürnen belastet vor den Ewigen treten.“

„Dir vergeben? Nur vergeben? Vergissest Du denn, Schwester, wie schwer ich gegen Dich gefehlt? Du, vergib mir! Doch sprich, wie deute ich Deine Worte? Was hast Du Fürchterliches gethan? O, rede, Schwester!“

„Das Gift,“ sprach sie schwach, aber entschieden, „welches Dich verderben sollte, richtet meine Schuld. Ich hatte getheilt. Es reichte hin für Zwei. Um Mitternacht trete ich vor den Richter jenseit der Gestirne!“

„Gnadenreicher Gott! So soll ich denn Vater und Schwester nur gefunden haben, um Beide hier und dort ewig zu verlieren!“

„Hier — ja. Dort? Gott wird barmherzig sein!“

„Nicht gegen die Selbstmörderin!“ rief Ludovico und rang die Hände.

Jetzt trat Priscilla, die bisher aufmerksam gehorcht hatte, näher und sprach: „Signora! Habt Ihr von dem Gifte getrunken, das ich Euch verkaufte?“

Sie nickte stumm.

„Dank allen Heiligen!“ rief die Alte aus, „so seid Ihr gerettet! Es ist nur ein starker Schlaftrunk. Da ich schon vermuthete, mit wem ich zu thun hatte, wollte ich Euch nicht die Mittel in die Hand geben, die Euch vielleicht gereut hätten, wenn Ihr das Geheimniß Eurer Geburt erfuhret. O, die alte Priscilla ist schlau und vorsichtig!“

Mit einem Ausrufe der Freude drückte Ludovico die gerettete Schwester an seine Brust; sie zerfloß in Thänen, die schmerzlich-süßesten, die ihr Auge je geweint. „Allgütiger,“

sprach sie endlich, indem sie, in Ludovico's Arm ruhend, das Auge andächtig gen Himmel erhob, „Deine Wege sind unerforschlich, Deine Gnade unerschöpflich! Also auch noch Zeit zu Reue und Büße willst Du mir geben? Nun wohl denn, Du sollst eine zerknirschte Büßerin finden. Ich wollte aus dieser irdischen Welt scheiden. Ich will es noch. Aber nicht der Schleier des Todes, sondern der klösterliche verhülle mir die Erde! Dich, so wandte sie sich zu Biondinen und nahm sie in ihre Arme, Dich, Du holde, reine Tochter der Natur, will ich noch mit dem Brautschleier für den Bruder schmücken; dann decke der Nonnenschleier mein Antlitz auf ewig und verberge meine schwere Schuld, bis ich sie reuig in Thränen und Gebeten abgebüßt!"

Und sie erfüllte ihren Vorsatz. Dem Feste, das Biondina und Ludovico vereinte, wohnte sie noch bei und war die Brautführerin für den Bruder. Dann nahm sie Abschied von Beiden und barg den Glanz ihrer Schönheit, ihren reichen, hohen Geist in die dunkle Stille klösterlicher Mauern.

Doch schon, als der nächste Lenz keimte und alle Blüten zum himmlischen Lichte drängten, brach auch die Sehnsucht ihrer Seele durch die Fesseln des Körpers. Der ewige Vater sandte ihr den sanften Engel der Erlösung; sie entschlief und der Friede des Jenseits, der schon in ihrer Brust wohnte, lächelte auf den Lippen und in dem verklärten Auge der Sterbenden.

Die Strandbewohner.

Eine Novelle.

Erstes Capitel.

„Nun komm, Helga, steig' mit hinauf und hilf mir die Lampen anzünden!" sprach der Leuchtthurmwärter Halland zu seiner Pflegetochter, die, festlich geschmückt, in einem weißen Kleide, mit Blumen an der Brust und im Haar, eben mit dem Vater aus der Kirche nach Hause zurückgekehrt war, wo sie die Weihe der Einsegnung empfangen hatte. Sie stand noch unter einigen jüngern Gespielinnen aus der Nachbarschaft an der Thür des Thürmerhäuschens und sprach freundlich mit ihnen, die gekommen waren, um den Putz der älteren Freundin zu beschauen.

„Gleich, Vater," erwiderte die anmuthige Helga, „ich will nur erst den Kranz aus den Locken nehmen und ein anderes Kleid anthun; aber in wenigen Augenblicken bin ich bei Euch!" Mit diesen Worten wollte sie ins Haus eilen, doch der Vater sprach: „Ei, heut ist ein Fest- und Ehrentag für Dich, da kannst Du im Schmuck bleiben; wer weiß, es spricht noch ein oder der andere Nachbar mit an, um Dich in Deinem Staat zu sehen und Dir Glück zu wünschen. Komm nur so mit hinauf."

Helga folgte willig; sie nahm dem Vater die Schlüssel zur Pforte des Leuchtthurms aus der Hand, hüpfte leicht wie

ein Reh voran, schloß auf und verschwand. Es dauerte nicht lang, so wurde sie oben auf der Gallerie des Thurmes sichtbar. Die Abendsonne warf eben die letzten glühenden Strahlen über das Meer gegen die Thurmzinnen, die wie vom Widerschein einer Feuerbrunst geröthet schienen. Helga's weißes Gewand flatterte rosig angestrahlt im leichten Hauch des Abendwindes; die blonden Locken fielen ihr frei gelöst um den Nacken; sie stand auf der Thurmzinne wie ein Engelsbild, wie eine holdselige Meerfee. Die Kinder schauten hinauf und riefen fröhlich: „Seht doch, seht, wie schön Helga aussieht! Sie schwebt in goldenem Duft! Wenn sie fliegen könnte, wäre sie ein Engel und flöge gen Himmel! Ach, wie schön sie aussieht!"

„Ja wol wie schön, wie unbeschreiblich reizend!" sprach leise eine sanfte männliche Stimme, die Worte der Kinder gewissermaßen wiederholend, doch nicht, daß sie ihn hörten. Es war William, der Sohn des alten Schullehrers John, der unweit vom Leuchtthurm in einem Häuschen am Strande wohnte. Die Kinder sahen sich um, da sie seine Schritte vernahmen; als sie ihn erkannten, begrüßten sie ihn mit Freude und Ehrfurcht. Denn er war ihr und Helga's Lehrer gewesen, da er seinem Vater in dessen Geschäften klug zur Hand ging. William kam ebenfalls aus der Kirche, wo er der Einsegnung Helga's beigewohnt hatte. Jetzt wollte er ihr noch einen Abendgruß bringen. Sie stand droben und hatte das Antlitz der sinkenden Sonne zugewendet. Ihre Gestalt zeichnete sich gegen das reine Blau der Lüfte so klar ab, daß sie wie im Aether zu schweben schien. Die Züge waren in dieser Höhe nicht genau zu erkennen, doch die Anmuth der ganzen Erscheinung hätte sie auch bei Demjenigen für schön gelten lassen, der sie nicht gekannt. William ergänzte sich daher leicht, was die Ferne ihm entrückte, und

er sah das Bild des reizenden, eben aufblühenden Mädchens, vom goldenen Abendduft wie von einem Heiligenschein umflossen, so klar vor sich, als stehe sie ihm zur Seite.

Jetzt warf sie einen Blick hinab und rief: „Guten Abend, William! O kommt herauf, die Sonne vergoldet das ganze Meer!" Sie begleitete ihre Worte durch Winke, weil sie besorgte, daß der Wind den Schall verwehen möchte. William aber hatte sie verstanden und flog hinauf.

Es war einer der mildesten Sommerabende, die uns das ganze Jahr bringt. Die Lüfte zogen, den rosig goldnen Wölkchen gleich, nur langsam, spielend durch den Raum des Aethers, das Meer hauchte Kühlung aus, die Fluren dufteten und schimmerten im Anhauch der Abendglut. Als William die letzten Thurmstufen hinauf war, stand er in der heißen, von der Sonne durchglühten Glasglocke des Leuchtthurms, wo der alte Graukopf Halland eben die Lampen anzündete. Der Dampf des Oels und die glühende Hitze der Sonne, die den ganzen Tag darauf gestanden, erzeugten einen schweren, fast erstickenden Dunst. William stand tief athmend einen Augenblick still. Draußen lag der weite freie Raum, von fächelnden Lüften durchspielt, und an der Pforte hinter den Glasscheiben stand Helga und winkte ihm freundlich zu. Es war ihm einen Augenblick zu Muth, als befinde er sich in einer schwülen Hölle, aber sehe durch die dünnen Aetherflammen den Himmel, die Seligen und den reinen Engel der Gnade vor sich, im weißen Gewande, mit den goldenen Locken und blauen Augen der ewigen Liebe. Hastig öffnete er, von der Beklemmung des Körpers und des Geistes getrieben, die Thür nach der Gallerie und eilte hinaus. Als habe ihn ein lastender Alp verlassen, so fühlte er sich frei und leicht, als er den Abendhauch an Brust und Wange spürte und den Blick über

das Rundgemälde der Erde, des Meeres und des Himmels schweifen ließ, das in blendendem Reichthum vor ihm ausgebreitet lag. Helga nahm freundlich seine Hand und redete ihn an: „Guten Abend, William! — Schön, daß Ihr noch kommt. Ich sah Euch wol in der Kirche und wäre gern nachher zu Euch gekommen, um den alten Vater John zu umarmen, aber meine Freundinnen und meine Pathen drängten sich um mich her und wünschten mir Glück. Thut Ihr es auch, William?"

„Von ganzem Herzen, liebe Helga," erwiderte William. „Möge sich Dir Alles erfüllen, was unser Pfarrer den Frommen Segensreiches verheißen hat. Ich kam hieher, um Dir das noch zu sagen!"

„Das ist schön von Euch, William," erwiderte Helga. „Ihr seid so gut. Ich verdanke Euch so viel. Ihr habt mich so viel Gutes und Schönes gelehrt und Euer Vater auch —" dabei blinkten dem bewegten Mädchen zwei große Thränen in dem blauen Auge. „Ihr unterrichtet mich doch noch ferner, William? Der Sommer wird ja bald vorüber sein; wann die Schifffahrt eingeht und die langen Abende kommen, nicht wahr, William, dann kommt Ihr wieder mit Euren schönen Büchern?"

„Ich glaube nicht, liebe Helga," sprach William bewegt. „Das Kind durfte ich wol unterrichten, nun bist Du eine Jungfrau —"

„Und — und warum nun nicht?" fragte sie mit betroffener Stimme und blickte ihn unschuldig erstaunt an.

„Ich bin vielleicht den Winter gar nicht mehr hier," erwiderte William mit sichtlich bekämpfter Wehmuth. Helga sah ihn nur fortwährend fragend an und er fühlte, daß ihre Hand, die er gefaßt hatte, in der seinigen zitterte. „Der Vater hat mir schon öfter angedeutet, daß eine Zeit

kommen werde, wo ich von hier fort muß, um weit in die Ferne zu reisen!"

Helga war traurig geworden. „Aber Ihr kommt doch wieder?" fragte sie kaum hörbar.

„Ich hoffe es gewiß," antwortete er; „doch sieh," fuhr er fort, um sich zu etwas Anderem zu wenden, „sieh, wie die Sonne eben ins Meer sinkt. Als ob eine Goldstufe zerschmölze und in dem blauen Silber der Wellen glühend zerrönne."

Der wolkenlose Himmel lag wie eine bläulich klare Krystallschale auf tief dunklem Meeresspiegel. Im Westen färbte sich der Aether allmälig lichter, als ob ein blasser Purpurduft hindurchschimmere, der immer glühender wurde, bis er um den Feuerball der Sonne zu leuchtenden Flammen aufschlug, weit am Himmel emporloderte und in den Wellen dunkler widerstrahlte. Ein Schiff, das alle Segel aufgespannt hatte, um den unmerklichen Strom der Lüfte so voll als möglich aufzufangen, zog stolz durch den brennenden Aether. Erst glühte es im schräg auffallenden letzten Sonnenstrahl, dann dämpften sich die Farben ab und nur die Segel schimmerten purpurn im Abglanz der Abendröthe; dann dunkelten sie tiefer nach, bis das Fahrzeug, einem schwarzen Raubvogel mit hundert breiten Fittigen ähnlich, den feurigen, fast schon versunkenen Schildrand der Sonne bedeckte. Noch einmal blitzte er zwischen den Segeln hindurch, dann tauchte er sich hinab und der Schatten der Nacht fiel weit über die Meeresfläche. Die Glut des Westens milderte sich zu einem sanften Rosenschimmer, der Himmel und Wellen weit überhauchte; über die ganze Landschaft war mit dem Verschwinden der Sonne plötzlich der erste durchsichtige Schleier der Nacht gesunken, der noch nichts verdeckte als den Glanz und die Pracht der

Farben. — In langsamen, breiten, ruhigen Wellen rauschte das Meer an das Ufer und kränzte den Strand mit den leichten Perlenschnüren seines Schaums. Ein Fischerboot wiegte sich auf der ruhigen Fläche.

„Soll ich Dich noch ein wenig hinausfahren auf das Meer, Helga?" fragte William das in stilles Nachdenken versunkene Mädchen; „unsere Barke liegt dort unten in der Umpfählung des Hafens. Der ganze Sommer bringt uns vielleicht keinen schönern Abend. Ich rudere Dich bis an die Spitze des Vorgebirges, daß wir den schönen Blick nach Osten genießen, und dann lassen wir uns leise von den Wellen und dem Nachthauch zurückwiegen."

„Wenn der Vater mein nicht bedarf, gern," antwortete Helga und pochte an die Glasscheiben, hinter denen Halland noch mit Anzündung der Lampen beschäftigt war. Dieser nickte auf ihre Anfrage und warnte nur, sich nicht zu verspäten.

„So kommt denn, William," sprach sie heiter, „nun wollen wir auch eilen, daß wir noch recht lange den Anblick des Abendhimmels haben." Sie schritt leicht und anmuthig voran, die Stufen hinab. William folgte ihr.

Der Leuchtthurm stand auf einer vorspringenden Landzunge, die auf der einen Seite das Ufer der Mündung eines breiten Stromes bildete, auf der andern von der offnen See bespült wurde. Das Feuer sollte den Schiffen zur Auffindung der richtigen Einfahrt in den Strom dienen. Die nächste Strandgegend war nur mit einzelnen Schiffer- und Fischerhütten bedeckt und auch die Kirche, eine Viertelstunde landeinwärts, gehörte nur zu einem kleinen, fast nur von Schiffern bewohnten Oertchen, Leuten, die sich meist vom Fischfang und den kleinen Küstenfahrten ernährten. Doch war die Schifffahrt des Stromes nicht

unbelebt, da wenige Meilen aufwärts schon ansehnliche Städte lagen; englische, holländische, dänische, schwedische und norwegische Flaggen waren fast immer in der Strombahn zu erblicken. Von dem Leuchtthurm aus pflegten sich nicht selten Reisende, die aus dem Innern des Landes kamen, nach den regelmäßig durchgehenden Postschiffen und Packetbooten übersetzen zu lassen, auch wurden hier öfters welche in Boten ans Land gesetzt, um dann ihren Weg ins Innere zu nehmen. Der Thurmwärter hatte daher sein Häuschen am Thurm zu einer kleinen Gastwirthschaft eingerichtet, wo im Sommer mancher Fremde einsprach. Wenigstens tranken die Schiffer und Matrosen gern ihren Grog oder Rum in der großen Schenkstube unten im Hause und ließen sich am liebsten das Glas von der anmuthigen Helga darbringen, die seit einigen Monden, wo die alte Base des Thurmwärters fast immer krank darniederlag, der Wirthschaft des Hauses vorstand.

Jetzt war Helga jedoch nicht mehr so eng durch diese Pflicht gebunden, denn schon seit acht Tagen wohnte eine ältere Schwester Hallands im Hause, welche bei der zunehmenden Kränklichkeit der Base dereinst an die Stelle derselben treten sollte, indessen schon jetzt eingezogen war, damit Helga in ihrer Einsegnung durch die häuslichen Geschäfte nicht gestört werde. — Halland, dessen Einsicht und Charakter sich nicht über die Gewöhnlichkeit erhob, hätte dergleichen Maßregeln schwerlich getroffen, wenn nicht William's Vater, der sehr nahen Antheil an Helga nahm, dieselben einzuleiten gewußt und überhaupt für die feinere Erziehung des Mädchens Sorge getragen hätte. Deshalb hatte sie auch vielfältigen Unterricht von ihm und William erhalten und sogar das Englische, die Landessprache Beider, von ihnen geläufig erlernt. Es war dadurch in der

Seele des Mädchens ein edler Funke zur still leuchtenden Flamme geweckt worden. Und fast waren ihr die langen Winter dieser rauhen nordischen Küste, wo bei der stockenden Schifffahrt der Strand fast ganz verödete, die liebste Zeit des Jahres gewesen, weil dann William gewöhnlich jeden Abend mit seinem Vater herüberkam und, während die Alten behaglich rauchten und schwatzten, mit Helga die schönsten Bücher las, oder sich sonst unterrichtend und belehrend mit ihr beschäftigte.

Beide gingen jetzt vertraut wie Geschwister den Strand hinab, bis zu dem eingepfählten Hafen, wo sie sich in die Barke setzten. William nahm das Ruder und trieb mit kräftigem Schlage das leichte Fahrzeug über den Wasserspiegel dahin. Helga saß ihm gegenüber. Sie war sehr nachdenklich geworden, durch Das, was ihr William von seiner bevorstehenden Abreise gesagt hatte; in ihrem kindlichen Herzen wohnte die natürlichste schwesterliche Liebe zu ihm. Wie tiefe Wurzeln dieses Gefühl in ihr geschlagen hatte, welch andrer Natur es war, oder vielleicht erst durch das Heranreifen des Kindes zur Jungfrau und durch den Gedanken der Trennung wurde, dessen war sie sich nicht bewußt. Die Trennung von William erschien ihr nur als ein Scheiden von den liebsten Gewohnheiten und Freuden ihres Lebens, von denen es ihr gewesen war, als wenn sie ewig so fortdauern müßten. An eine andere Gestaltung ihrer Zukunft durch William hatte sie noch niemals gedacht, wol aber er. Denn unvermerkt hatte sich die liebliche Knospe des Kindes, die er mit höherer Bildung und Leitung gepflegt, zur jungfräulichen Blüte aufgeschlossen, um so reizender, je weniger ein Bewußtsein des neuen Zustandes in ihr erwacht war.

So saß Helga jetzt vor ihm, das sinnende Köpfchen

halb geneigt, mit der Hand an ihrem Blumenstrauß spielend; oftmals blickte sie zu ihm hinüber, aber senkte das Auge schnell wieder. Es schien William, als wenn sie zum ersten Mal in ihrem Leben ihm gegenüber Scheu und Befangenheit fühlte. Sie war noch geschmückt für das Fest, das den Schritt aus der heitern überall offenen Welt des Kindes in das enger durch Sitte und Bewußtsein begrenzte Gebiet der Jungfrau bezeichnete. Sollte schon so rasch das Gefühl einer Umänderung der alten Verhältnisse sich kundgeben? — Sie bewegte mehrmals die Lippen, als wollte sie eine Frage thun, schwieg aber immer wieder. Endlich überwand sie sich sichtlich zu dem Wort: „Ist es denn aber durchaus nothwendig, daß Ihr uns verlaßt, William? Was wollt Ihr denn in der Fremde und Ferne suchen? Ist es denn bei uns nicht schön? Sind wir nicht fröhlich und glücklich? Doch gewiß fröhlicher und glücklicher als alle die Leute, die von fernher auf den großen Schiffen kommen und bisweilen bei uns vor Anker liegen. Ich habe sie meist wild, rauh oder mismuthig gefunden, warum wollt Ihr also nicht hier bleiben, wo wir so viel glücklicher leben? Sagt das doch dem Vater John! — Ich will's ihm selber sagen, ja, William? Geht nicht von uns!"

Sie bat so sanft, so vertraulich, daß es in des Jünglings bewegtes Herz drang. „O Du liebes, schuldloses Kind," sprach er, indem er das Ruder fortlegte und ihre Hand ergriff, „was weißt Du von der Welt da draußen! Und doch hast Du in Deinem kindlichen Sinn vielleicht das höchste Recht!"

„Wenn ich Recht habe, dann bleibt Ihr, nicht wahr, William?" sprach sie fröhlicher schmeichelnd! „Es ist ja so wunderschön bei uns, im Sommer und im Winter. Seht

nur um Euch, das schöne, spiegelhelle Meer in der Abendröthe, dort die Felsen und Waldhöhen, hinter uns die Hütten an dem grünen Strande herauf! Und bei den Herbst- und Winterstürmen, wenn die See braust und donnert und die Wellen hoch am Leuchtthurm hinaufsprützen, wie vertraulich sitzt sich's dann in unserm sichern Hause! Ja, William, der Winter kam mir oft noch schöner vor wie der Sommer. Solch ein Abend wie heut — freilich!"

„O ich werde ihn nie vergessen," sprach William innig und drückte Helga's Hand. Sie erröthete, ihr Herz klopfte stärker. Es war das Erstemal, daß dieses selig bange Gefühl sie überdrang.

„Fort muß ich, Helga," begann William nach einer stummen Pause von einigen Minuten, „wirst Du aber auch in der Ferne meiner gedenken? Wirst Du mich nicht vergessen haben, wenn ich wiederkehre?"

Helga brach in Thränen aus; sie wußte nicht, wie ihr geschah, so süß, so bang, so weh wurde ihr zugleich. — William zog sie mit sanfter Hand zu sich hinüber auf die Bank und sprach aus tiefster Brust: „Helga, ich liebe Dich!"

Sie weinte heftiger und lehnte das Haupt an sein Herz, während er den Arm sanft um sie gelegt hatte; doch vermochte sie nichts zu erwidern. Sie hatte William immer geliebt, es ihm tausendmal gesagt, es war ja nichts Anderes geworden und doch fühlte sie jetzt eben etwas ganz Anderes.

Er ließ ihre Thränen still fließen; dann richtete er ihr das Haupt leise in die Höhe, blickte ihr in das große blaue Auge und fragte sie: „Liebst Du mich wieder, Helga? So, um für das ganze Leben mein zu sein?"

Fast unwillkürlich öffnete er die Arme, sie barg sich an

seiner Brust, umfaßte ihn sanft und hauchte kaum hörbar: „Ewig — ewig! William!"

Jetzt blinkten die ersten Sterne durch den verduftenden Rosenschimmer des Himmels; im frischeren Luftzug kräuselten sich die Wellen und wiegten den Nachen tiefer in das Meer hinein; die Liebenden saßen in dem ersten Gefühl der Seligkeit verloren und sahen nicht und fühlten nicht, wie mild und groß die Natur und der Abend um sie her waren, denn größer und holdseliger war das unsichtbare und ungekannte Glück, das ihnen aus der Tiefe ihrer eigenen Brust aufstieg.

Zweites Capitel.

Ein stärkerer, fast rauher Hauch des Windes weckte William aus der Seligkeit, in die er sich ganz verloren hatte. Der Nachen war von dem Abendhauch allmälig bis vor die äußerste Gebirgsspitze getrieben worden, wo ihm die Küste keinen Schutz mehr vor dem Winde gewährte. Deshalb faßte ihn dieser auch jetzt mit stärkerer Strömung; die Wellen gingen höher, die Nacht fing an zu dunkeln; William wollte nach dem Ruder greifen, doch er erblaßte, denn er sah es nicht mehr. Es hatte muthmaßlich ein Uebergewicht nach dem Wasser bekommen, war anfangs leicht auf demselben aufgelegen, nachgeglitten und so allmälig geräuschlos in die Flut gesunken. Mit schweifend spähendem Blick sah William ringsumher, ob er es irgend wo noch treiben sähe und es etwa schwimmend abreichen

könnte. Vergeblich! In diesem Augenblicke flog ein leichter Schein über den Horizont; es blitzte südöstlich von der Küste her und bald darauf ließ sich ein fernes Donnern schauerlich vernehmen.

„Hier bleibt keine Wahl, Helga," rief er, „ich muß das Segel aufspannen, und wir müssen sehen, ob wir gegen den Wind so laviren können, daß wir dort die Spitze des Vorgebirges erreichen. Nach dem Leuchtthurm zurück ist's unmöglich zu kommen." Rasch war er dabei, die Segelstange aufzurichten und das Segel hinaufzuziehen; doch hatte er die geheime Besorgniß, daß das herannahende Gewitter, dessen Aufziehen ihnen theils von dem gebirgigen Strich der Küste bedeckt, theils, weil es hinter ihnen geschah, verborgen geblieben war, den Wind verstärken und die Landung unmöglich machen werde. Wirklich erhob sich auch eben ein zweiter rauherer Stoß als jener erste, ganz so wie er einem Gewitter vorherzugehen pflegt. Die Wellen wurden wie von einem laufenden Schatten dunkler gefärbt, wo der Wind darüberstrich und sie in kräuselnde Bewegung setzte. Helga, die das Meer kannte, sah diese Anzeichen mit Aengstlichkeit, denn sie empfand die vorhandene Gefahr. Doch sprach sie freundlich und ermuthigend zu William: „Ich besorge nichts, wir werden unter der Felsspitze landen; wenn wir auch ein wenig durch das Wasser waten müssen, es ist ja so milde Luft und das Bad erfrischend." — „Das macht mir keine Sorge, meine Helga," entgegnete William, „ich will Dich schon bis auf den trockenen Strand tragen. Aber daß ich so fahrlässig war! Ich möchte mich —"

„Sei ruhig, William," fiel ihm Helga ins Wort; „Du siehst, der Wind ist stät und mäßig, in einer halben Stunde können wir an dem Landungsplatz sein."

„Ja, wenn das Wetter nicht heftiger heraufkommt," dachte William, schwieg aber und setzte sich pochenden Herzens, denn er zitterte für die Geliebte, ans Steuer und blickte mit scharfem Auge nach dem Segel, dem Winde und dem Punkte, wohin er halten mußte.

Es blitzte zum zweiten Mal, viel heller; der Donner folgte rascher und stärker. Das Wetter zog herauf.

William, der See gewohnt und ein geübter Schiffer, fühlte in sich, wenn das Ziel zu erreichen war, die Kräfte dazu. Er schnitt den Wind, so scharf es möglich war, um die Küste schneller zu gewinnen; jetzt schlug er das erste Ree, wie der Schiffer es nennt, und kreuzte nun die Windlinie nach der entgegengesetzten Richtung. Er kam schneller vorwärts, als er erwartet hatte, und gab jetzt der Hoffnung Raum, das Land zu gewinnen.

Doch plötzlich sah er es finster gekräuselt von fern her über die Wellen heranlaufen. Das war ein einzelner starker Windstoß! Kaum hatte er's gedacht, als das Boot schon davon ergriffen und so gewaltig auf die Seite gebeugt wurde, daß es fast Wasser schöpfte. Er mußte den Strich ändern, um dem Winde nicht zu viel Segel preiszugeben, doch diese Aenderung führte ihn beinahe mehr abwärts als der Küste zu. Und dennoch konnte er nur wenige Minuten so halten; der Wind wurde stärker, prallte in abgebrochenen, unregelmäßigen Stößen an, die Wellen schäumten auf, die See fing an hohl zu gehen.

Abermals ein Blitz; das halbe östliche Himmelsgewölbe stand in Feuer, es folgte ein starker, anhaltender Donner. Helga, die sich auf der Bank am Steuer neben William gesetzt hatte, schmiegte sich unwillkürlich an ihn, sprach aber dabei, als fühle sie ein Unrecht in dieser Aeußerung der

Furcht: „Ich bin nicht bang, William. Wie oft sind unsere Fischer in solchem Wetter auf der See!"

William sagte nichts, sondern drückte das Steuer kräftig herum, um Wind und Wellen das Gleichgewicht zu halten. Der Nachen schwebte einer Schaale gleich auf den breiter und höher schwellenden Wogen, die schon so stiegen, daß man auf dem Gipfel weit über die See blikken konnte.

„Gerade hier bricht sich beim Abendwind die See am stärksten," sprach William beruhigend, „weil der Windstoß vom Gebirge abprallt und die Strömung hier herüber wirft. Nur hundert Faden landwärts und wir haben das Schwerste überstanden."

Er mußte abermals ein Ree schlagen und hatte jetzt den Gewitterhimmel vor sich. Unglaublich schnell waren die schweren Wolken heraufgezogen; schon verhingen sie den halben Horizont mit ihren düstergrauen Schleiern, die nur der Widerschein des noch immer im tiefsten Purpur nachglühenden Abendhimmels blaßröthlich säumte. Dazwischen zog es wie schwefelgelber Rauch, bald wolkig, bald zackig und gestreift durch die schwarzen Massen, als seien sie durch und durch mit Feuer geschwängert.

Helga betrachtete das drohende Antlitz des Himmels mit bangen Schauern, aber zugleich mit staunendem Bewundern; es lag ein majestätischer Zorn auf dieser finster gefurchten Stirn des Ewigen. „Es ist doch ein prachtvolles Schauspiel, ein solches Gewitter," sprach sie, halb William, halb sich beruhigend, leise zu diesem. Aber der nächste Moment entriß ihr einen unwillkürlichen Schrei. Denn plötzlich zerriß ein ungeheurer Blitz die schwarzen Wolkenthore, fuhr zackig herab gegen die See und schlug die breiten Feuerschwingen über den Himmel auf, daß das

Meer wie in bleichem Entsetzen das Schreckensbild widerspiegelte und die Fluten bebend zurückrauschten. Zwei krachende Donnerschläge folgten nach und lösten sich in einen hohlen Wirbel auf, der über Himmel und Fluten daherrollte. Dann schauerliche, tiefe Stille.

„Gott schütze uns!" betete Helga und faltete die Hände.

Es zog sausend durch die Lüfte heran; das Meer vor ihnen überdeckte sich wie mit einem schwarzen Schuppenpanzer, auf dem die schäumenden Wellenhäupter wie Glanzblicke des Metalls leuchteten und drohend gegen das schwankende Fahrzeug heran liefen.

„Dieser Stoß wird gewaltig," rief William besorgt und faßte das Steuer mit aller Kraft an, um den Nachen herumzuwerfen; „wir müssen ihm nachgeben, sonst reißt uns der Windstrom auf die Seite."

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als das Segel straff bis zum Bersten aufschwoll und die Segelstange sich wie ein schwaches Rohr überbeugte. Der Nachen schoß eine Riesenwelle hinauf, dann jählings abwärts; hoch ging der weiße Schaum überhin und schüttete eine nasse Wolke über die Schiffenden aus.

Helga in ihrem leichten Gewande schauerte zusammen vor der unfreundlichen Begrüßung des Meeres; William preßte sie mit dem linken Arm schmerzlich an sich, um ihr Schutz und Wärme zu bieten. Mit flehendem Auge blickte er gen Himmel: „Ach, es wäre süß und doch namenlos grausam, so in dieser ersten Stunde liebender Seligkeit zu sterben!"

William durfte sich nicht mehr täuschen. Es war unmöglich, bei dieser Gewalt und Richtung des Windes die Küste zu gewinnen. Das Segel brachte nur Gefahr. Er

zog es daher ein und ließ das Boot auf den Wellen treiben, deren Gewalt zu brechen und zu mindern er noch immer seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit aufbieten mußte.

Das Gewitter war jetzt vollends herauf und hatte seine schwere Wolkendecke über den ganzen Himmel gewälzt. Nur im Nordwesten glühte noch der See des Abendroths im tiefsten Purpur unter dem Erdball herauf und warf seinen Widerschein gegen die gehobenen Wellen, daß sie im blutigen Violett schimmerten, während sie auf der andern Seite, vom Blitz angeleuchtet, einen matten Schwefelglanz zurückstrahlten. Die Nacht sank tiefer und tiefer herab und begrub Himmel und Meer. Die Luft drückte beängstigend. Noch einmal flammte der Horizont in gelber Lohe auf und der Donner krachte in derselben Sekunde im Zenith des Wolkengewölbes. Es zerriß; einige schwere Tropfen fielen, dann plötzlich prasselten die vollen Himmelsströme nach; ein undurchdringliches Dunkel verschlang den Raum zwischen See und Gewölk. Helga, vom Schrecken überwältigt, warf sich auf die Knie und barg das Haupt in William's Schoos. Dieser sah eine Riesenwelle sich vor dem Nachen aufthürmen und mit äußerster Kraft versuchte er es, das Fahrzeug in eine günstige Lage dagegen zu bringen. Doch die Gewalt des Wassers warf sich auf das Steuerruder; es brach splitternd in seiner Hand und so war das Boot der vollen Willkür des Elements preisgegeben.

Der peitschende Sturm ergriff es mit furchtbarer Gewalt und jagte es, bald auf den Gipfeln, bald im tiefen Schlunde der Wogen, in die weite Meereswüste hinaus. Finsterniß rings umher, kein Stern, keine Landspitze mehr zu erkennen; nur die Feuer des Leuchtthurms glühten hin-

ter ihnen, düster, halb verschleiert, durch die Nacht und an ihrem immer ferner verglimmenden Schein konnten die Unglücklichen allein wahrnehmen, wie viel weiter sie jeder Augenblick von rettender Hülfe hinweg in die Unermeßlichkeit der hohen See hinausführte. Ergeben in ihr Geschick, hielten sie einander am Herzen und Sturmes- und Wellenbrausen sang ihnen das schauerliche Brautlied.

Drittes Capitel.

Als, etwa eine Stunde nachdem Helga und William den Leuchtthurm verlassen hatten, das Ungewitter schon hoch heraufgezogen war, wurde Halland besorgt um sie. Seine Leuchtfeuer brannten in vollem Glanze; er konnte sich daher abmüßigen und hinunter nach dem Hause gehen, sich zu erkundigen, ob Helga schon zurückgekehrt sei. Er fand aber Niemand unten als den alten John, der eben so nach seinem Sohn zu fragen beabsichtigte, als Halland nach seiner Tochter.

„Guten Abend, Herr Nachbar," grüßte Halland den Gast in seinem Hause, „was bringt Ihr mir Neues? Ich will hoffen, unsre jungen Leute sind zurück von ihrer Spazierfahrt. Die See schneidet ein mürrisches Gesicht, die Wetterwolken ziehen rasch herauf und mit Eins hat sich ein rauher Ostwind erhoben, der ihnen das Landen schwer machen könnte."

„Ich selbst bin besorgt, Nachbar," erwiderte John; „aber mein Sohn kennt ja die See und versteht sich auf

Wetterzeichen; er wird doch hoffentlich vorsichtig gewesen sein?"

„Freilich, er ist ein guter Schiffer, aber ein kecker Schiffer! Wenn er nur nicht zu viel gewagt, oder das Wetter ihn überrascht hat. Es ist gar schnell heraufgekommen; ich wohne doch nun schon fünfundzwanzig Jahre an der See und habe Wind und Wolken Tag und Nacht beobachtet, allein ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß jemals aus einem so klaren Abend so rasch ein solches Wetter geworden wäre. Je nun, es droht vielleicht nur scharf, und zieht vorüber — Heiland Jesu Christ! Was war das für ein Blitz! Der fuhr ja im Zickzack durch die schwarzen Wolken wie eine Rakete!"

John stand nachdenkend. „Laßt uns an den Hafen hinuntergehen, Nachbar, ob das Boot da ist; vielleicht sind sie schon herein, ohne daß wir's wissen, und haben bei irgend einem Nachbar vorgesprochen."

Sie gingen miteinander hinab.

John sah einem Greise ähnlich, wiewol er erst im höheren Mannesalter stand; er zählte dreiundfunfzig Jahre. Seit sechzehn Jahren wohnte er an dieser Küste, wohin er sich mit seiner Frau und seinem Sohne von einem strandenden Schiffe gerettet hatte. — Eine Krankheit seiner jungen Frau, Folge der ausgestandenen Angst und Beschwerden, nöthigte ihn, ein Häuschen am Strande zu seinem Zufluchtsort zu nehmen. Nach wenigen Wochen starb die liebliche junge Frau und wurde auf dem Kirchhofe des Fischerdorfes, wenn man die einzelnen Hütten, die nicht einmal einen bestimmten Namen führten, so nennen will, bestattet. Der tiefste Schmerz bemächtigte sich des unglücklichen John; er konnte sich nicht entschließen den Ort zu verlassen, wo Diejenige ruhte, in der er sein ganzes

Lebensglück gefunden hatte. Da überdies seine tiefe Trauer und sein Hang zur Schwermuth in der Einsamkeit einen Trost fand, mußte ihm dieses stille Fleckchen der Erde, welches, so nahe der Verkehr der Welt sich auf Meer und Strom an ihm vorübertrieb, doch fast ganz entfernt davon lag, eine Zuflucht dünken, die sich ganz für ihn eignete.

Nach einiger Zeit fand er aber, daß eine für Andere nützliche Thätigkeit etwas Unentbehrliches sei, um das Leben zu ertragen. Bisher hatte er sich nur mit der Erziehung seines beim Tode der Mutter achtjährigen Knaben, William, und mit eigenen Studien beschäftigt. Jetzt stieg ihm der Gedanke auf, sich dem Orte, wo er wohnte, dem er sich als Bürger gewissermaßen angeschlossen hatte, heilsam zu erzeigen, indem er die des Unterrichts fast ganz entbehrende Jugend um sich versammelte. Er besaß ein kleines Vermögen, deshalb ließ er sich für die Mühe des Lehreramtes nur geringfügig entschädigen, und die ärmeren fleißigen Kinder unterrichtete er ganz unentgeltlich. Seinem Sohn William gab er eine so sorgfältige Erziehung, als es an diesem Orte nur möglich war. Er lehrte ihn aber nicht nur ältere und neuere Sprachen und brachte ihm die sonst üblichen Schulkenntnisse in einem ungewöhnlichen Grade bei, sondern bildete ihn auch zu einem praktisch tüchtigen Menschen aus.

Indessen trieb die Neigung William viel mehr zu den Büchern hin und er hatte darin seines Vaters Sinn, wie überhaupt dessen stille, friedliche, zu ruhigen Lebensbeschäftigungen sich hinneigende Gemüthsart ererbt. — Durch diese Eigenschaften des Charakters hatte sich aber der alte John (so nannte man ihn seines früh ergrauten Haares wegen und weil er die guten Züge des Alters, Ruhe und Milde, in hohem Grade besaß) auch die Liebe aller Nachbarn in

reichem Maße erworben. Ja, man ehrte ihn wie einen Vater und Vorsitzer im Rath; die Jünglinge und Mädchen des Dörfchens waren seine Zöglinge gewesen und ihm daher mit Dank und Liebe zugethan, die Aeltern, weil ihre Einsicht sie seine Verdienste schätzen lehrte und weil sie ihm Dank für Das wußten, was er ihren Kindern gethan und that.

Jetzt war der Augenblick, wo John Früchte von diesen Gesinnungen ernten konnte. Denn während er mit Halland nach dem Hafen herunterging, kam das Gewitter heftiger und heftiger herauf. Der Nachen, mit dem William in die See gefahren war, war nicht zurückgekehrt, die Gefahr augenscheinlich. Als die Schiffer, die sich im Hafen befanden, von John's Besorgniß hörten, umringten sie ihn und sprachen ihm Muth ein. Einige Lootsen erboten sich sogleich mit etlichen Booten ein Stück in die See hinauszugehen, ob man ihm, der allein und nur mit einem Ruder versehen war, Hülfe bringen könne. — John hielt die Leute zurück, da sie eigene Gefahr zu fürchten hätten. Doch sie ließen sich nicht abhalten und alsbald gingen zwei Boote in See, jedes mit sechs tüchtigen Leuten bemannt. So lange sie sich unter dem Winde der Küste hielten, war die Gefahr nicht so groß, zumal bei den vorhandenen Mitteln, der See Widerstand zu leisten. William's Unglück war es hauptsächlich gewesen, daß er schon zu hoch in See war, als er an die Rückkehr dachte.

Mit dankbarem, aber doch ängstlich klopfendem Herzen sah John die Boote abstoßen. Er ging hierauf mit Halland nach dem Hause, auf dem der Leuchtthurm stand, zurück, um ihnen weiter nachsehen zu können. Am Thurm blieben sie stehen. Die See war schon sehr unruhig und spiegelte den grauen, drohenden Himmel ab; die Boote

tanzten hoch auf den Wellenspitzen und waren bald sichtbar, bald verschwanden sie. Von einem Nachen, wie er William trug, war keine Spur zu entdecken.

„Welche Erinnerungen werden in mir wach, Nachbar Halland," sprach John, „wenn ich die See in dieser Gestalt sehe! So sah sie aus in der Nacht, die mich an diesen Strand führte!"

„Etwas wilder doch, Nachbar John!" erwiderte Halland. „Und wir hatten rauhes Octoberwetter! Heiliger Gott, was war das für ein Sturm! Noch sehe ich das Schiff, aus dem Ihr ins Boot gesprungen waret vor mir, wie es mit einem Mast und zerrissenen Segeln, die im Winde flatterten, auf und nieder schwankte. Es glich einem blassen Gespenst in zerlumpten Leichentüchern, wenn der Mond es durch die zerrissenen Wolken beleuchtete. Aber seht! Sind das unsre Leute dort bei der Felsenspitze drüben? Sie sind schon weit hinaus!"

Der Himmel flammte in Feuer, der Donner krachte sogleich nach, der Sturm jagte die zischenden Schaumhäupter der Wellen vor sich her.

John ging unruhig auf und nieder. Sein Auge spähte unverwandt in die weite See hinaus, die sich immer dunkler einhüllte.

„Es ist nichts zu erkennen," sprach er nach einigen Augenblicken schmerzlich. „Menschliche Hülfe vermag jetzt nichts mehr — Gott allein kann sie schützen. Wenn nur unsre Nachbarn und braven Freunde nicht Schaden nehmen!"

„Ich muß hinauf nach den Lampen sehen," sprach Halland, „wollt Ihr mit?"

John stieg mit auf den Leuchtthurm. Der Regen zischte jetzt in dichten Strömen herab. Dennoch trat der bekümmerte Vater auf die Gallerie und ließ seine grauen Locken

von Wind und Regen peitschen und starrte hinaus in die finstere, unwirthbare Oede. Schwere Gedanken erfüllten sein Herz; große Thränen drängten sich ihm ins Auge. „So," seufzte er tief, „so sah mein Leben aus, so schwarz, so stürmisch, so ohne Hoffnungsstern! Ich hatte ein Eiland gefunden! Es war ein Kirchhof; eine Grabstätte war mein stiller Friedensherd, ein Bäumchen, das daraus emporwuchs, meine Seligkeit, sein Schatten die Hoffnung meines Alters! Gnädiger Gott, wollen Deine Stürme auch das entwurzeln?"

Viertes Capitel.

Vor nasser Kälte schauernd, von Angst erschöpft, lag Helga in William's Armen, der sie an seinem Herzen zu erwärmen suchte. Finster starrte sein Blick hinaus in die Meereswogen, ohne Hoffnung, ohne Trost. Denn nur ein Wunder hatte das gebrechliche Fahrzeug bisher behütet, daß es die Wellen nicht zerschmetterten oder verschlangen, nur ein Wunder konnte es ferner behüten! Zwar legte sich das Ungewitter, der Regen hörte auf, die Wolken fingen an sich zu zertheilen; auch stieg der Mond trübroth am äußersten Meeresrande auf und erschien trotz seiner nebligen Umschleierung wie ein Zeichen der ewigen Gnade; doch dem kundigen William war dadurch die Gefahr nicht gehoben. Helga aber erhob das bange Haupt; sie schaute nach dem sanften Gestirn hinüber, das ihrem Geschick wehmüthig zu lächeln schien, und sprach flüsternd: „William, das ist ein

Zeichen von Gott, ich habe wieder Hoffnung!" — „Auch ich," erwiderte er und küßte ihren lieblichen Mund. Doch er sprach anders, als er dachte. Das Meer hob sich noch in grimmigen Wellen und der Sturm hatte sich nicht gelegt. Wie konnte er hoffen, daß von so vielen tausend Wogen, die den Nachen hin und herschleuderten, nicht eine über ihn wegstürzen und ihn begraben sollte? Wie konnte er hoffen, daß das schwache Fahrzeug noch lange die furchtbaren Stöße der Wellen ertragen werde, da es schon seit dem Bruch des Steuers kleine Beschädigungen erlitten hatte, die unter diesen Umständen schnell zu Pforten der gänzlichen Zertrümmerung werden mußten! Auch die Hoffnung, einem größeren Schiffe zu begegnen, war äußerst schwach, denn William konnte berechnen, daß der Sturm sie längst weit über die Bahnlinie der Schiffe, die aus dem Strom aus- oder einlaufen, hinausgetrieben habe. So bereitete er sich denn düster, aber ergeben, auf den Tod mit Helga und an ihrer Brust vor. Er würde ihn leichter getragen haben, wenn er sich jetzt nicht mit dem schweren Vorwurf belastet gefühlt hätte, daß allein seine Unachtsamkeit auf das Ruder und auf die Wetterzeichen sie in diese Gefahr gebracht habe! Zwei Minuten früher durfte er um sich blicken und er hatte noch die Möglichkeit, die Spitze des Vorgebirgs zu erreichen, so schmal war die Grenze zwischen dem seligsten Glück und unermeßlichem Unglück.

„Helga!" rief er mit unaussprechlichem Schmerz und preßte die Lippen auf die erblaßte Rosenknospe ihres Mundes. „Helga, Du bist mein! Dieses Glück ist die köstliche Perle, welche ich in dem Abgrunde dieser Meereswüste gefunden habe! O! ich wollte gern versinken, wenn ich Dich nicht mit hinabzöge!"

„Mit Dir vereinigt sterbe ich glücklich," erwiderte Helga

zitternd und in Thränen; „aus dem unermeßlichen, bittern Meer rings um uns quellen uns doch noch süße Tropfen!“

So saßen sie bei einander und Minute auf Minute verging; — der Mond stieg höher, es wurde heller, der Sturm ließ nach, doch hatte er sich in einen scharfen, stätigen Ostwind verwandelt, bei dem die See sobald nicht ruhiger werden konnte.

„Heiliger Gott, was war das!“ rief William aus, als der Nachen eben auf der Spitze einer hohen Welle schwebte, aber in demselben Augenblick auch schon wieder in die tiefe Wasserfurche hinabschoß.

„Was ist Dir?“ fragte Helga erschreckt.

„Laß mich! Bevor ich's nicht gewiß weiß, darf ich's nicht aussprechen!“ Damit rang er sich aus ihren Armen los und sprang zum Mast hinan, an dem er sich, um aufrecht zu stehen, fest anklammerte. Er sah mit seinem scharfen Falkenauge spähend umher. „Es war gewiß so, ich habe mich nicht getäuscht, der Augenblick muß wiederkommen,“ sprach er halb andeutend zu Helga, nachdem das Boot einigemal auf der Höhe der Wellen geschwebt hatte, ohne daß er den Gegenstand entdeckt zu haben schien, wornach er spähte. Plötzlich rief er: „Ein Segel! Gott im Himmel! Jetzt ist Rettung möglich! Helga, reiner Engel, bete Du, es wird wirksamer sein, als Das, was ich zu thun vermag.“

Helga sank auf die Knie; sie wendete das gläubige Antlitz nach der Mondscheibe, als wenn in ihr das Auge Gottes lächle, und faltete fromm die Hände.

William aber klimmte den kurzen Mast hinan, zog sein Tuch heraus und band es um die Spitze, daß es als Nothzeichen im Winde flattere; dann stellte er sich wieder fest und hoch aufgerichtet an den Fuß des Mastes. Wenige

Sekunden darauf tönte durch den Sturm der durch ein Sprachrohr gesandte Schifferruf „Hallah, he Hallah!“ wodurch nach dem Brauch der Gegend ein Gespräch zwischen den Fischerkähnen und Küstenbooten eingeleitet wurde.

William hatte kein Sprachrohr; doch beide Hände hohl an den Mund legend, ließ er einen gellenden Schrei ertönen, der schrillend durch Windes- und Wellenbrausen drang. Dieses Zeichens bedienten sich die Schiffer der Gegend als Hülfsruf. Eine ähnliche Antwort durch das Sprachrohr sagte ihm, daß er gehört und verstanden worden sei. Sein Auge glänzte, der reine Strahl der Hoffnung spiegelte sich darin ab. Er blickte mit einem seligen Gefühl auf Helga. „Dein Gebet ist erhört,“ sprach er zu ihr und richtete den Blick dankbar gen Himmel.

Das Schiff unfern von ihnen hatte seinen Cours gewandt. Es kam ihnen näher, obwol es schwer mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte. Bald war es im Wasserschlund verschwunden, bald erschien es auf der Höhe der Wellen, jetzt näher, dann wieder ferner. William erkannte, daß es ebenfalls nur ein kleines, aber doch wenigstens doppelt so großes Fischerboot sei, als das, worauf sie sich befanden. An der Art, wie es Wind und Wellen schnitt, konnte er sehen, daß ein höchst gewandter, aber fast tollkühner Steuermann es leiten mußte. Indessen verlor er keine Zeit, die Rettung auch von seiner Seite vorzubereiten. Er wickelte zwei Seile auf und schlang sie um den Mast. Das eine gab er Helga, das andere nahm er selbst, um es gegen das fremde Schiff auszuwerfen. Dies schwankte heran; schon sah man es auf den nächsten Wellen. Mit Erstaunen bemerkte William nur einen einzigen und wie es schien ganz jungen Menschen, der am Steuerruder stand. Jetzt hob eine Welle das rettende Fahrzeug hoch empor, daß

es fast über William's und Helga's Häupten schwebte und auf sie hinabzustürzen drohte. Da that der junge Steuermann einen hellen Pfiff, es war das Zeichen zum Auswerfen der Seile. Mit geschicktem Wurf schleuderte er von seiner Seite, eben so gewandt William von der andern. Im gleichen Augenblick hatten Beide die Seilenden gefaßt und im nächsten waren die Boote dicht an einander. William hielt mit der linken Hand kräftig fest, mit der rechten faßte er Helga's Arm unterstützend und half ihr hinüber. Leicht wie ein Reh war sie in dem rettenden Boot, wo der junge Schiffer sie mit gewandter Schnelligkeit auffing und sanft niederließ. Jetzt schwang sich auch William mit einem Satz hinüber. Dann wurden die Seile losgelassen und das verlassene Boot den Wellen preisgegeben.

„Eure Nußschale erbt die graue Mutter See," rief der junge Retter in einem fröhlich wilden Ton des Scherzes. „Laßt's Euch nicht kümmern! Das Beste war ja schon heruntergeschlagen, ich glaube nicht, daß Ihr noch tausend Faden damit geschwommen wäret. Da seht, sie liegt schon auf dem Angesicht! Nun, sie hat ihre Pflicht bis auf den letzten Augenblick gethan, so weit sie vermochte!"

Wirklich war das Boot wenige Sekunden, nachdem William und Helga gerettet waren, umgeschlagen und die Wellen begruben es in einem Augenblick so, daß nichts mehr da von zu entdecken war.

Helga's Kräfte und Muth hatten gedauert, so lange sie deren bedurfte; jetzt war es das Gefühl der Rettung, was die angespannten Nerven löste, bewußtlos sank sie nieder. In William, dem im ersten Augenblick Dankbarkeit gegen den Retter und gegen Gott, Freudengefühl über die eigne Rettung und das Uebermaß der Seligkeit, die

Geliebte gerettet zu sehen, zugleich das Herz erfüllten, wurden alle diese Empfindungen durch das eine Gefühl des tödtlichsten Schreckens erlöscht, als er Helga erbleichen und niedersinken sah. „Helga, Du stirbst, Helga," rief er, kniete zu ihr nieder, umschlang sie mit beiden Armen und legte ihr zurückgesunkenes Haupt an seine Brust.

„Das ist die Angst, Freund, glaubt mir, nichts weiter," rief der junge Schiffer, der schon wieder fest am Steuerruder stand. „Ich wollte Euch wol helfen, doch hier gilt's die Augen auf die See, die Hand am Steuer haben. Mein Boot segelt gut und der Wind ist, wie man ihn brauchen kann, aber die See ist noch zu wild, um achtlos zu sein. — Die Nacht ist rauh! Das arme Kind wird frieren. In die Kajüte könnt Ihr sie nicht bringen, die Luft in dem niedrigen Loch ist zu schwül, da möchte sie seekrank werden. Aber es liegen Matten drinnen, die holt heraus und macht dem armen Kinde ein trocknes, warmes Lager. Sie ist wol Eure Schwester?"

In der Ueberraschung und weil er nicht wußte, wie er seine Sorgen um Helga, seine einsame Fahrt mit ihr besser erklären konnte, antwortete William: „Ja, Freund! O welchen Dank sind wir Euch schuldig!"

Der junge Mensch sprach fröhlich: „Dank? Wofür? Daß ich Euch ein Endchen Seil zuwarf? Welcher Fischer ginge wol noch auf die See, wenn sich einer vom andern nicht solches Dienstes gewiß wäre? Aber Gott könnt Ihr danken, daß er Euch auf Eurm dürftigen Wrack bei der See so lange über Wasser gehalten und endlich gerade in meinen Fahrstrich getrieben hat. Hier könntet Ihr drei Wochen kreuzen und würdet wenig Segel zu sehen bekommen, zumal in der Nacht! Aber es geht auch kein Fischer vom

Eiderholm so weit in die See als Rollo, der jüngste auf der ganzen Insel, der ein eignes Boot besitzt!"

Der Knabe, so mußte man ihn nennen, denn er konnte kaum sechzehn Jahre zählen, sprach diese Worte, wodurch er seinen Namen und Wohnort zugleich kundgab, mit einem Selbstgefühl, ja Stolz, der ihm ein edles Ansehen gab. Er warf das Haupt mit den langen Locken, die im Winde flatterten, keck empor und nickte William zu, als wollte er sagen: „Hab' ich nicht Recht?"

„Rollo ist Euer Name, und von Eiderholm seid Ihr, mein wackrer Freund?" erwiderte William, indem er die Matten ausbreitete, auf denen Helga ruhen sollte. „Wie weit sind wir von der Insel entfernt?"

„Hm!" meinte Rollo, „genau kann ich's Euch nicht sagen, denn der Sturm hat mich wol drei Stunden kreuz und quer über die See gejagt; aber ich denke wol, wir werden, wenn es gegen Morgen klar wird und das Boot so fort vor dem Winde läuft, bei Sonnenaufgang den Fels, auf dem das Kirchlein steht, bläulich dämmern sehen. Zwanzig Stunden weit schätze ich die Entfernung; schneiden wir aber die See wie jetzt, so sind wir in sieben Stunden im Hafen. — Doch hört, hier ist eine Flasche! Trinkt einmal, das Wetter hat Euch auch durchnäßt, und gebt dem Kinde da ein paar Tropfen. Es ist zwar Rum und das Püppchen sieht mir gar zart aus, aber es wird ihr doch gut thun. Im Korbe dort unter der Matte am Mast ist auch Brot."

William nahm die Erquickung mit Dank an und flößte auch einige Tropfen auf Helga's Lippen und rieb ihr die Schläfe damit. Nach wenigen Minuten kam sie zu sich, schlug die Augen auf, richtete sich empor und sprach

noch halb irr': „Wach' ich, oder träum' ich! Führt nicht ein Engel mit schönem, goldnem Haar das Schiff?"

Wirklich hatte eben der kühne Fischerknabe ein wunderbares Ansehen. Der Mond war durch zerrissenes Gewölk gebrochen und warf seine hellen Strahlen auf das Schiff. Rollo stand aufrecht, schlank, stolz da; seine langen blonden Locken fielen ihm um den Nacken. Er hatte den Hut neben sich gelegt, um ungehinderter zu sehen, und sein Schifferkleid abgeworfen, weil es naß war und er das flatternde Hemd im Winde trocknen lassen wollte; auch die offne Brust war dem freien Spiel der Lüfte preisgegeben. — Die schlanke Gestalt in der weißen Linnentracht, vom Mondlicht umflossen, schien, wie sie der schwankenden Bewegung des Schiffes folgte, fast zu schweben und doch war der Strahl des Mondes hell genug, um die edlen Züge des Angesichts, das große blaue Auge wahrnehmen zu lassen. Dies heftete er aufmerksam auf Helga, während sie sprach; seine kecke, trotzige Miene wurde sanfter, er lächelte, doch das Lächeln schwebte nur so eben hin, über die frischen Lippen, wie ein Lufthauch über den Wellenspiegel, und verlor sich wieder. Sinnend, schweigend blieb er im träumerischen Anschauen des lieblichen Mädchens verloren.

„Wenn ich Euch nur besser erquicken könnte," sprach er endlich mit herzlichem Ton, „Ihr armes, geängstetes Kind; und wie naß Eure dünnen Kleiderchen sind! — Hüllt Euch doch ja dicht in die warmen Matten; zu Haus soll meine Mutter Euch pflegen!"

Während dieser Worte kam Helga erst ganz zu sich. In ihrer freundlichen, dankbaren Sinnesart richtete sie sich empor, reichte Rollo die Hand hinüber und sprach: „O habt Dank, Ihr Retter unsres Lebens! Habt Dank!"

„Schweigt doch! Schweigt doch!" rief Rollo ehrlich und

halb böse, während er ihr die Hand bieder schüttelte. „Als ob Ihr mich nicht in Euer Boot genommen hättet, wenn meins ein Wrack gewesen wäre! Aber zum Glück ist's noch nicht so weit. Seht nur, wie es segelt und sich unter den Wind schmiegt! Wie ein Vogel fliegt es mit uns über das Meer! Die Wellen könnten noch einmal so hoch gehen und es sollte doch wie ein Seeschwan hindurch gleiten!"

„Unser Freund ist von Eiderholm, der kleinen Insel nach Nordwest, vierzig Stunden von unsrer Küste," sprach William zu Helga; gegen zwanzig Stunden hatte uns das Wetter in die See gejagt."

„Wo wohnt Ihr?" fragte Nollo.

„Am Leuchtthurm auf der Westerspitze. Seid Ihr niemals dort gewesen?" erwiderte William.

„Niemals! Ich gehe nur in die See; von anderm Land als von unsrer Insel mag ich nichts wissen! Ihr wohnt ja schon auf dem Festlande, da würde mir gedrückt und bang werden."

„O, wir können von unserm Strand aus so weit in die See gehen wie Ihr Eiderholmer!" entgegnete William lächelnd.

„Wir aber gehen frei nach allen Seiten!" rief Nollo feurig. „Uns hindert kein Windstrich am Auslaufen. Ist's nicht Nord, so ist's Süd; mit ein paar hundert Ruderschlägen bin ich von der Küste weg im vollen Winde und kann nach der ganzen Windrose in die weite See hinaus. — Nur bei Windstille, da ist's freilich, als müßte die See faulen wie die Sumpfwasser im Binnenland. Dann klettre ich auf unsre Felsen und jage Eidervögel, da kann ich doch wenigstens meilenweit hinaussehen in das blaue Meer!"

Während dieser Gespräche, denen William und Helga mit Freude und Staunen über die eigenthümliche, kecke Na-

tur des Knaben zuhörten, behielt er den schärfsten Blick für Alles, was er zu merken hatte, schien jede Welle genau darauf anzusehen, wie er sie schneiden müsse, stellte das Segel, bog das Steuer, wendete das Fahrzeug, Alles, stets wie es am günstigsten war. Ein Knabe an Jahren, zeigte er bei seinem Gewerbe die Erfahrung und Sicherheit des längsten Lebensalters.

William, der selbst geübter Schiffer, die Kunst des Gefährten zu schätzen wußte, fragte ihn halb scherzend: „Wie hast Du es angefangen, Du junger lieber Freund, in so frühen Jahren schon so ein erfahrner Steuermann zu sein? Ich verstehe die Kunst auch, deshalb weiß ich Dein großes Geschick wohl zu schätzen!"

„Meint Ihr?" fragte Rollo freudig und richtete sich stolzer auf. „Pah! Die Eiderholmer sind alle geborene Seefische," setzte er lächelnd hinzu. „Ich aber bin mitten in der See geboren," fuhr er ernster fort. „Wir haben eine Klippe, eine Viertelstunde von der Insel, vom Meer leicht überspült, eine gefährliche Stelle mit furchtbarer Brandung. Da gebar mich meine Mutter auf einem im Sturm gescheiterten Wrack und die Eiderholmer holten mich erst zur Taufe ans Ufer. So haben Sturm und See zu meiner Geburt gebraust, mir das erste Wiegenlied gesungen, und meine Wiege waren die brandenden Fluten. Mir ist's angeboren und ich habe es mit der ersten Milch eingesaugt, auf dem Meere zu leben; ja am liebsten lebte ich bisweilen im Meere selber. Wann ich in stillen Nächten mein Boot über die Flut gleiten lasse und unter mir die Sterne flimmern und der Mond in der Tiefe schwimmt, da hat mich's oft wie mit unsichtbaren Händen gezogen, hinab zu tauchen nach den schönen goldenen Lichtern, die wir über uns nicht erreichen können. Und an blauen Frühlings-

tagen, wenn die See still lag wie ein schlafendes Kind mit offnen dunkelblauen Augen, dann habe ich schon hinunterspringen wollen, weil ich meinte, unten lausche die süße Wasserfee, von der die Alten erzählen und meine irre Mutter singt! Lacht nur, aber ich habe schon geweint, daß ich nicht in der tiefen See im krystallenen Schloß wohnen kann! Am wohlsten wird mir, wenn sie mich so wiegt wie heut Nacht, hui! bergauf, bergab! daß Rollo's Haar im Sturm flattert, und der kühle Meerschaum ihn flockig bespritzt!"

Der Knabe fuhr sich dabei mit der Hand über die Stirn und, als wolle er seine kecken Worte bewähren, warf er wie im Uebermuth der Kraft das leichte Boot quer in den Schaum einer sich überstürzenden Welle hinein, daß es in eine weiße, blitzende Wolke gehüllt wurde, dann auf der Spitze der Woge tanzte und im nächsten Augenblick steil hinabschoß in den aufklaffenden Abgrund.

Helga richtete sich erschreckt auf und schlang den Arm um William. Doch Rollo rief wie bestürzt: „Hab' ich Euch erschreckt, zartes Goldköpfchen? Fürchtet Euch nicht! Aber ich bin auch ein rechter Thor! Nun, habt nur Geduld mit dem wilden Rollo, so nennen sie mich immer, aber ich bin doch sanft und herzensgut! Seid nur nicht mehr bös und bang, jetzt will ich Euch das Schifflein führen, daß es über die Wellen schweben soll wie eine badende Meerjungfrau. Seid mir nur nicht böse!"

Wer hätte dem seltsamen, warmen, guten, trotzigen Knaben bös sein können!

Das Schiff schwebte leicht auf und nieder; es schien Flügel zu haben; Rollo wandte kein Auge mehr von den Wellen. — Die See wurde nun ruhiger, der Wind blies frisch, aber gleichmäßig wie ein ruhiger, starker Strom.

Allmälig fing Helga an, sich in den Matten zu er-

wärmen; die Angst, die Anstrengung hatte ihre Kraft erschöpft, sie sank in Schlummer. Der Mond, der jetzt schon in einem kleinen blauen Weiher, der sich zwischen dem Gewölk aufgethan hatte, ruhig schwamm, bestrahlte ihr holdes jungfräuliches Antlitz. William beobachtete sie mit unbeschreiblicher Rührung. Als er einen Blick auf Rollo warf, sah er, daß der Knabe sich wie lauschend und spähend vorn hinüber gebeugt hatte, um Helga's mondbeglänztes Antlitz zu sehen. „Sie schläft wie ein Engel," sprach William leise und machte seinem selig überdrängten Herzen durch diese Worte Luft.

Doch Rollo legte den Zeigefinger auf den Mund und winkte zu schweigen.

Die See rauschte milder; das Schiff durchschnitt sie mit pfeilschneller Bahn; die Wolken zogen mitsegelnd über den Nachthimmel voller Sterne, der Mond versilberte die Wellen; — erhabnes Schweigen herrschte ringsum und die Einsamkeit des kleinen Nachens auf dem unermeßlichen, tiefen Meer weckte in der tieferen, unermeßlicheren Menschenbrust alle geheimen Wunder der Gedanken, Gefühle und Ahnungen auf.

Fünftes Capitel.

Endlich war auch William in einen leisen Schlaf gesunken, nachdem er es Rollo vergeblich angeboten, an seiner Statt das Steuer zu führen, während er der Ruhe pflege. „Das Schiff ist meine Braut, die darf mit keinem

Andern tanzen," hatte der Knabe erwidert und blieb unermüdlich und wachsam auf seiner Stelle.

Der Morgen dämmerte; in Nordost war der Himmel schon purpurn gefärbt und der nach Westen gesenkte Halbmond schimmerte bleich, aber freundlich wie ein sterbendes schönes Antlitz. Die Sterne waren in dem lichten Ocean über ihnen verschwunden; die See schwoll in breiten, hohen, aber regelmäßigen Wellen. William hatte Kopf und Rücken an die innere Wand des Schiffes gelehnt, Helga lag mit dem tiefmüden Antlitz halb ihm zur Seite, halb auf seinem Schoß.

„Ich möchte auch eine Schwester haben!" sprach Rollo unwillkürlich halblaut und wandte das Auge auf die Schlummernde. „Ich wollte sie eben so lieb halten!" Nachdenklich saß er neben dem Steuerruder, auf das er wenig Aufmerksamkeit mehr zu verwenden hatte, da der Wind das Boot gerade dem Ziele zutrieb und die See keine Gefahr mehr bot.

Schon stieg der zackige Felsgipfel des Eiderholms mit dem Kirchlein darauf, bläulich in Duft und dämmernde Morgenschleier gehüllt, aus dem Meere auf. Gerade darauf richtete Rollo die Fahrt. Der Osten glühte stärker; jetzt zitterten die ersten Strahlen der Sonne über den Meeresrand und alle Wellen brannten. Das Gewitter hatte die Luft bis zur durchsichtigsten Klarheit gereinigt; der Himmel wölbte sich wie eine tiefblaue Krystallglocke über das goldfunkelnde Meer. Die Morgenröthe schimmerte in Rollo's Haar, auf seiner blühenden frischen Wange. Jetzt erwachte Helga; noch halb von den Bildern des Schlafs und Traums umschwebt, mischte sie die Eindrücke der Wirklichkeit noch verworren damit. Ihr Auge haftete staunend auf dem schönen Knaben, der jetzt, von der Glorie des Morgens umflossen, in ernstes Sinnen verloren noch mehr einem fremdarti-

gen, kühnen Wesen glich als gestern, da ihn Helga zuerst im Mondenschimmer erblickte. Unverwandt schaute sie ihn an und es war ihr, als müsse sie ihn betend verehren. Er hatte ihr das Gesicht nur halb zugewendet; die Rechte ruhte nachlässig über dem Steuerruder, die Linke hatte er mit dem Ellenbogen auf das erhobene Knie gestützt und lehnte das Haupt, in Betrachtungen versenkt, hinein. Da sah Helga eine große Thräne über seine Wangen rollen, die unbemerkt und ungetrocknet herabtropfte. Dies Zeichen seiner menschlichen Natur brachte ihr freundliches Herz in vertraute Nähe zu ihm. Mit sanfter Stimme fragte sie: „Ihr weint?"

Rollo fuhr empor; er sah trotzig, fast zürnend aus, wie Jemand, der sich von einem Unberufenen überrascht oder behorcht findet. Doch als er Helga's sanftes Antlitz und die Theilnahme darauf sah, flog der Zorn wie ein eilender Wolkenschatten über seine Stirn und der Glanz des freudigen Sonnenlichts folgte nach. Er wischte hastig die Thräne aus dem Auge und sprach schnell: „Die helle Morgensonne blendet mich; Du bist wol auch davon erwacht? Hast Du geruht und sanft geschlummert auf Rollo's Boot?"

Helga erhob sich leise, um William nicht zu erwecken. Sie strich sich das blonde Haar aus der Stirn und glättete das zerdrückte weiße Gewand; die Blumen von gestern prangten noch an ihrer Brust, aber welk. Es lag etwas Rührendes in der Zerstörung ihres einfachen Schmucks, welche die rauhe Nacht geübt hatte; sie war zwar noch nicht so vollständig, daß alle Spuren der Schönheit und zierlichen Sittigkeit dadurch vertilgt gewesen wären, aber doch so, daß man die Heftigkeit und Gewaltsamkeit erkannte. So glich Helga einem Blumenbeet nach einem starken Gewitterregen; herabgeschlagene Knospen, Verwirrung, aber nicht ohne Reiz, gesenkte Blüthen, geknickte Halme. Von einem unaus-

sprechlichen Gefühl des Danks, der Liebe, der Rührung ergriffen, reichte sie Rollo die Hand hinüber, ohne ein Wort zu sprechen. Dann sank sie auf die Knie nieder und, das Angesicht der aufsteigenden Sonne zugewendet, versenkte sie ihre fromme Seele in ein brünstiges, stummes Dankgebet.

Auch William erwachte. Er sah, was Helga that; mit stiller Ehrfurcht betrachtete er sie, ohne sie zu stören. Als sie sich wieder erhob, stand auch er auf, zog sie sanft an sein Herz und rief: „Helga, der Himmel hat uns errettet — für einander gerettet!" setzte er leiser hinzu und sie schmiegte sich erröthend, bebend, selig an die Brust des Geliebten.

Von ihr wandte sich William zum dankenden Morgengruß an Rollo; treuherzig, derb reichte dieser ihm die rauhe Hand. Mit der andern zeigte er über das Meer: „Dort seht Ihr den blauen zackigen Fels! Jetzt auch schon die niedrigeren Höhen ringsumher! Das ist der Eiderholm. In drei Stunden landen wir, wenn der Wind so anhält!"

Immer höher stieg die felsige Insel aus den Fluten empor, immer klarer wurden die Umrisse. Das duftige Blau verlor sich und wandelte sich in abwechselnde Farben; man erblickte im Glanz der Morgensonne die weißen Fischerhütten an den Höhen als leuchtende Punkte; bald waren auch Wald und Feld zu unterscheiden; schon wurde man am Horizont mehrere Segel von Fischerbooten gewahr, Anzeichen, daß man der Küste nahe; immer deutlicher zeichnete sich das Land ab, immer näher rückte der wirthliche Strand, auf dem die Rettung festen Fuß fassen sollte. Rollo hißte eine Freudenflagge auf; er setzte seinen breiten Fischerhut auf und zog sich das Wamms an. Schon grüßten Schiffer durch Zeichen rechts und links, bald hörte man auch ihren Ruf über das Wasser erschallen. Jetzt zählte man die Häuser und ihre Fenster, unterschied die Gärtchen und

Zäune; noch in der Morgenfrische endlich lief Rollo's Boot in den Hafen ein und freudig fühlten die Geretteten das Ufer unter ihren Füßen.

„Kommt nur gleich mit mir hinauf nach dem Häuschen," sprach der Knabe. „Ihr sollt Euch erquicken, und meine Mutter wird Dich pflegen, armes Kind. Du mußt auch andre Kleider haben. Meine Mutter ist schwermüthig, still, oft irr — aber immer gut. Laß sie nur gewähren und störe sie nicht, wenn sie ihren leisen Gesang anstimmt."

Sie stiegen einen steilen Pfad die Anhöhe hinan. Zwischen Gärten hinter freundlichen Fischerhäusern, unter Gebüsch, an Felsenabstürzen dahin, wandte man sich die Höhen aufwärts. Bald erreichten sie ein kleines, einsames Häuschen, aber malerisch am jähen Abgrund gelegen und mit dem Blick über das weite Meer hinaus. „Das ist unsre Wohnung," sprach Rollo, „und dort steht meine Mutter!"

Sie gewahrten eine weibliche Gestalt, nicht in der üblichen Fischertracht der Eingebornen, sondern in einem grauen, unter der Brust gegürteten Gewande, welches zwar faltig den Körper umfloß, doch so, daß es den feinen Wuchs erkennen ließ. Die Tracht war klösterlich zu nennen, zumal da ein weißes Tuch, sauber gefaltet, unter dem Kinn geknüpft, Haupt und Wangen bedeckte.

„Mutter," rief Rollo von weitem, „ich bringe Dir Gäste; mein Boot nahm Verunglückte auf hohem Meere auf."

Helga ging ein wenig zagend näher. Doch ihre Scheu verwandelte sich in Theilnahme, als sie das Angesicht der wundersamen Frau erblickte. Es war blaß, kränklich, von Gram gefurcht, doch mild und freundlich; ein großes, aber erloschenes Auge sah leidend und sanft unter langen Wimpern hervor. Die Stirn frei und weiß, um die Lippen ein schmerzliches Lächeln. Sie sprach nicht, aber ging den An-

kommenden entgegen. Rollo nahm begrüßend ihre Rechte; sie küßte ihm die Stirn und legte ihre Hand segnend auf sein Haupt.

Dann reichte sie der schüchtern herantretenden Helga beide Hände, die zart und lilienweiß waren, als ob sie niemals rauhe Arbeit angerührt hätten. Unruhig, tief forschend blickte sie in Helga's Auge, sprach aber kein Wort. Plötzlich schlang sie die Arme um ihren Hals, zog sie ans Herz, ihr Busen flog, sie weinte und zitterte. Dann ließ sie die Hände matt herabsinken und man vernahm einen leisen, summenden Ton, eine Melodie ohne Worte, und gesenkten Hauptes ging die arme, schwermüthige Dulderin in die Hütte voran.

Sechstes Capitel.

Das Innere des Hauses bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Ueberall Zierlichkeit und größte Ordnung; die Einrichtung war nicht die einer gewöhnlichen Fischerfamilie. Es mußte ein gewisser Wohlstand sie gegründet, ein feinerer Sinn dabei gewaltet haben. William bemerkte englische Bücher, Helga sah eine Laute hangen. Eine freundliche, noch kräftige Alte trat ins Gemach, grüßte Rollo mit herzlichen Worten und sprach zu den Gästen: „Seid willkommen! Es soll gleich für Eure Erquickung gesorgt werden. Rollo, was stehst Du und sinnst, gib dem Gast ein trocknes Kleid, ich werde für das arme Kind sorgen!"

„Freilich, Du hast Recht, Selgard," rief der Knabe, „kommt mit mir." Er zog bei diesen Worten William mit

sich durch die Thür in ein Gemach jenseit der Hausflur was man sogleich als das seinige erkannte, denn allerhand Fischergeräthe, feingestrickte Netze, Angelruthen, befanden sich darin, aber eben so wohl geordnet, als die Gegenstände weiblicher Bedürfnisse und eines feineren Lebensgenusses im Gemach gegenüber.

Tausend Fragen schwebten auf William's Lippe, allein er unterdrückte sie, weil es ihn unbescheiden dünkte, seinen wohlwollenden Retter über Das auszuforschen, was die Eigenthümlichkeit, vielleicht das Geheimniß seiner nächsten Umgebungen betraf. Rollo zog saubere Laden auf und versorgte William reichlich mit Kleidungsstücken. Als dieser sein Erstaunen über bei Fischern so ungewöhnlichen Reichthum des Besitzes ausdrückte, sprach Rollo: „O meine Mutter ist nicht arm, nur sehr traurig; fast immer liegt eine Wolke auf ihrem edlen Geist! Zuweilen indeß zieht sie vorüber, und dann wird es still und hell wie eine Mondnacht in ihrer Seele."

„Bedrückt sie ein Kummer?" fragte William gespannt.

„Freilich! Aber sie entdeckt ihn Niemandem. In hellen Stunden spricht sie zu mir: Rollo, ich werde früh sterben; mein Tod löst das Siegel von meinen Geheimnissen! — So möchte ich sie denn nimmermehr erfahren! — Deshalb ist mir auch immer so schwer und düster und trübselig hier zu Muth, und nur auf der schönen See, wenn die Wellen mich schaukeln, wird mir wohl, und am wohlsten, wenn der Sturm mich auf- und niederschleudert, wie in dieser Nacht. Käme nur ein Unwetter! Gleich stäche ich wieder hinaus! Gerade heut!"

Ein Unmuth, eine finstre Unruhe hatte sich des schönen Knaben bemächtigt. Er ging heftig im kleinen Gemach auf und ab und stampfte einmal unwillig den Boden.

William sah wol, daß ein weiteres Fragen und Nachforschen hier nicht am Orte sei. Er faßte des Knaben Hand, drückte sie warm und sprach: „Lieber Rollo! Es ist der Ungestüm der Jugend, der in Dir tobt, Dein Herz auf und niederjagt, Dich selbst hinaustreibt! Der Mann will und muß hinaus! Auch mir war es so, noch ganz vor kurzem — die Jahre werden Dich heilen!"

„Das spricht meine Amme und Pflegerin Selgard auch! Aber oft kann ich's kaum eine Stunde tragen, wie soll ich auf die langsamen Jahre warten! Wer weiß, wirft mich bald ein Sturm an irgend eine Klippe! Aber kommt hinaus!"

Er öffnete die Thür, um in den Garten zu gehen; aus seiner Mutter Gemach trat in demselben Augenblick Helga heraus, von Selgard in weiße Linnen sauber gekleidet, das Haar geordnet, eine frische Rose an der Brust. Rollo blieb wie gefesselt, staunend auf der Schwelle stehen, ein frohes Lächeln schwebte über seine schönen Züge. Auch Helga lächelte nach Mädchenart im Gefühl der Umwandlung durch die neue Tracht. Unbefangen bot sie Rollo Hand und Gruß, der Beides verwirrt erwiderte. Sie traten in den Garten, wo Rollo's Mutter in einer Laube saß. Sie ging den Eintretenden entgegen; als sie Helga erblickte, überflog die blassen stillen Züge ein Rosenschimmer der Freude, sie stellte sich staunend und betrachtend vor das schöne Mädchen hin und lächelte und weinte und lächelte wieder und streichelte ihr Kinn und Wange; endlich sagte sie: „Meine süße Tochter, küsse mich doch!"

Helga wußte nicht, wie ihr geschah; sie fühlte eine Rührung, eine Liebe zu der stillen, geheimnißvollen Frau, wie sie sie noch niemals in der Brust empfunden hatte. Es mischte sich dem Gefühl der Zuneigung freilich auch eins der Scheu und Bangigkeit bei, was nicht allein in dem seltsa-

men, zwischen irrem Träumen und bewußtem Handeln schwankenden Wesen der Mutter Rollo's begründet war, sondern auch aus einer gewissen Ehrfurcht vor derselben entstand, die Helga bis dahin noch nicht in dieser Weise vor andern ihres Geschlechts empfunden hatte.

Selgard hatte ein Frühmahl in der Gartenlaube bereitet, welches Denen, die die Nacht auf dem Meere zugebracht hatten, sehr willkommen war.

Nach einiger Zeit begann William von der Heimfahrt zu sprechen. „Helga's Vater und der meinige werden in großen Sorgen um uns sein," begann er, „Du hast uns vom Untergange gerettet, Freund, vollende nun Dein Werk und gib uns den Weg an, wie wir nach unsrer Heimat zurückkehren können."

„Ich selbst werde Euch hinüberführen," rief Rollo freudig; „der Wind war uns günstig her, er ist uns nicht ungünstig zurück, denn wir haben ihn zur Seite. Etwas nordöstlich muß ich halten; aber ich denke doch, wir sind, wenn wir zu Mittag abfahren, morgen früh im Angesicht der Westerspitze."

„Aber Ihr müßt auch einige Zeit bei uns bleiben," fiel Helga bittend ein, während die Freude über die nahe Rückkehr aus ihren Augen leuchtete.

„Gern, recht lange!" rief Rollo.

„Willst Du Deine Mutter verlassen," sprach diese, die bisher still geschwiegen und nur Helga mit wehmüthigen Blicken der Liebe betrachtet hatte, „und ihr Alles mitnehmen, auch ihre liebe Tochter hier? Das ist bös, Rollo!" Und nach diesen Worten fing sie einen traurigen Gesang an, von dem sie diesmal die Worte hören ließ:

„Wenn der Herbstwind weht,
Wenn die Blume vergeht,

In Feldern und Wald
So rauh und so kalt!
So öde das Herz,
So bitter der Schmerz! —
Ade!"

Dann stand sie auf und ging langsam den Garten hinauf.

Helga wollte ihr nachgehen, doch Rollo hielt sie zurück und sprach: „Thu' das nicht! Es ist nicht gut, ihr zu nahen, wenn sie ihre Gesänge anfängt. Ach dann wird sie bitter und hart, und sie ist doch so gut! Dann aber löscht das Licht ihres Geistes langsam aus und sie starrt in tiefer Finsterniß vor sich hin! Der Sturm dieser Nacht hat so auf ihren Geist gewirkt. Bei schönem, heiterm Wetter wird sie so klar und lieblich, wie der blaue Himmel. Doch vor der Herbstzeit fürchte ich mich schon jetzt, dann wird es am schlimmsten. Dann und bei den Frühjahrsstürmen im März und April."

Rollo kämpfte mit seinem Schmerz. Plötzlich raffte er sich zusammen und sprach in seiner trotzigen Weise: „Was hilft alles Kümmern? Fort müssen wir doch! Ich muß aber mein Boot besichtigen, meine Segel in Stand setzen. Zu Mittag bin ich wieder da!"

Mit diesen Worten ging er hastig durch die offne Gartenthür und den Bergpfad nach dem Hafen hinunter. Die alte Selgard näherte sich Helga und sprach: „Kommt, liebes Töchterchen, kommt ins Haus, pflegt der Ruhe! Die rauhe Nacht habt Ihr noch nicht verwunden und wenn Ihr zu Mittag wieder in See wollt, müßt Ihr Kräfte sammeln, denn in Rollo's Boot ist nur für die rauhe Fischerbequemlichkeit gesorgt, nicht für ein zartes Kind wie Ihr seid." Helga folgte der freundlichen Alten in das Haus.

William wollte anfangs Rollo nachgehen, um ihm bei seinem Geschäft Hülfe zu leisten, doch ein feineres Gefühl sagte ihm, daß der eigenthümliche Knabe jetzt am liebsten allein sein möchte. Er folgte daher der erwachten Neigung, die Insel näher zu betrachten und einen Spaziergang nach den steilen, zackigen Kalk- und Kreidefelsen zu machen, auf deren höchstem das Kirchlein prangte. Die Hinterthür des Gartens führte ihn sogleich auf einen Pfad, der sich höher bergan schlängelte. Nach einer Viertelstunde hatte er den Gipfel des nächsten Berges erklimmt und von dort aus ging der Weg eine Strecke über die steinige Kuppe hin, bis er die höheren und steileren Felsen erreichte. Das Kirchlein war etwa noch eine halbe Stunde entfernt. Immer höher steigend gelangte William bald an den Rand der Klippen; auf dem nackten Gestein zwischen Brombeergesträuch und Dornengebüschen verschwand der Pfad. Eine überhängende Klippe, auf der ein Pfahl sichtbar war, lockte den Wanderer an. Er ging näher. Der Pfahl stand dicht am Rande des Abgrunds; ein Seil war um ihn geschlungen. „Ein Eiderfänger!" dachte William und ging näher; denn er kannte diese gefährliche Jagd gleichfalls, da sie unfern von dem Leuchtthurm an einigen Stellen des Ufers auch, wiewol mit weniger Ertrag, mithin seltener getrieben wurde. Am Pfahl angelangt, beugte er sich über den Abgrund hinaus. Unwillkürlich schauerte er zurück; so furchtbar hatte er sich die Höhe, auf die er allmälig hinangeklommen war, nicht gedacht. Die Klippe hing weit über die See hinaus, so daß er das Ufer zunächst unter sich nicht sah. Ein Fischerboot, das eben vorbeisegelte, glich einer Nußschale; der Blick fand gar keinen Boden; die ganze Wand hinunter nichts als steile, schroffe Zacken und Klippen, die unmittelbar aus der grünen See aufzusteigen

schienen. Unten im Luftraum schwärmten zahllose Vögel, dem Auge eben so nach der Tiefe zu verloren, als sie sonst in der blauen Höhe des Aethers verschwinden. Und doch war es meist größeres Meergeflügel, Eidergänse, Seeraben, Fischreiher, das hier kreuzte und krächzte.

William schwindelte, er hielt den Pfahl beinahe krampfhaft fest, um sich über die Tiefe beugen zu können. Das Seil, dessen Ende er noch nicht erblickte, fing jetzt an sich zu bewegen; der Eiderfänger, der drunten hing, mußte eben eins seiner gefährlichen Wagestücke ausführen. Es überlief William kalt, als er den Pfahl, der in den Fels getrieben war, sich beugen und in seinem steinigen Lager sich merklich rütteln sah; ein geringer Zug der unten befestigten Last zu viel und der verwegene Eiderfänger stürzte zerschmettert in die Tiefe! Um ihn zu entdecken, legte sich William auf den Boden und blickte mit dem Kopf über den Rand hinaus. In endloser Länge konnte er das Seil verfolgen, dann zog es sich einwärts der Felswand zu; ein Beweis, daß der Jäger unter dem überhängenden Dach der Kuppe in den Felslöchern und Höhlen beschäftigt war, die Federn und Eier aus den Nestern der brütenden Eidergänse zu nehmen. Plötzlich bekam das Seil einen starken Ruck und William sah in demselben Augenblick in schauerlicher Tiefe einen schwarzen Punkt hervorspringen, der an dem Ende des Seils über dem Abgrund hin und wieder schwebte.

Der Schwindel übermannte ihn; es war sein Glück, daß er auf dem flachen Boden lag, denn sonst wäre er unfehlbar hinuntergestürzt, so drang ihm das Blut gegen Herz und Gehirn und benahm ihm die Besinnung. Er schloß die Augen vor dem Anblick. Da hörte er ein gellendes Pfeifen von unten herauf, das ihm schauernd ins Ohr schnitt. Mit Mühe zog er sich zurück aus seiner Lage und

schöpfte tief Athem. Das Pfeifen ertönte noch einmal lauter und wiederholte sich nochmals. Ohne Zweifel war es ein Signal, daß der unten Hängende heraufgezogen werden wolle. Diejenigen, auf die er sich verließ, mußten aber hinweggegangen sein, denn Niemand ließ sich blicken auf der öden Höhe. Da schien der unten schwebende Eiderfänger ungeduldig zu werden und ruckte stark und stärker an dem Seil. William blickte auf den Pfahl und erblaßte, denn er rüttelte sich so locker in seinem Steinlager, daß er sich schon ganz nach vorn überbog, und die sichtlichste Gefahr drohte. Mit der Schnelligkeit der Angst sprang er hinzu, packte den Pfahl mit kräftigen Händen, hielt ihn fest und rief was er vermochte um Hülfe. Anfangs hörte ihn niemand; doch nach einigen Augenblicken kamen mehre Leute aus dem nahen Buchenwalde, der weiter nach dem Innern zu die Höhen bedeckte. Auf William's Rufen und Winken stürzten sie eiligst herbei. Näher heran gekommen erkannten sie die Gefahr; doch waren ihrer jetzt vier Mann und sie konnten das Seil auch ohne die Handwinde heraufziehen, die sonst dazu gebraucht wird. „Wer Teufel mag daran hängen?" rief einer der Männer; „wer läßt sich wol so verwegen allein hinab? Oder haben ihn die Kameraden vergessen?" Nachdem sie alle Vier etwa eine halbe Viertelstunde gearbeitet hatten, ließ sich eine helle, wohllautende Stimme näher unterm Felsabhang vernehmen: „Nur rasch, nur rasch, Freunde!" rief es. Die Stimme kam William bekannt vor. Eine Minute später blickte Rollo's Lockenkopf über den Felsrand herauf. William war so überrascht, daß er keine Worte fand. Auch Rollo war es, da er ganz andre Leute erblickte, als er erwartet hatte. „Rollo!" riefen die Andern. „Was Teufel machst Du toller Knabe für Streiche? Weißt Du, daß Du ohne diesen

jungen Fremden hier jetzt zerschmettert in der See lägest? Sieh Dir hier den Pfahl an!"

Rollo erstaunte, aber es malte sich mehr Verwunderung als Schrecken in seinen muthigen Zügen. „Ich ging mit Alward und Erichson herauf," sprach er, „sie wollten die Winde holen, indeß ich mich hinab ließ. Ich sah einen Kopf über dem Felsen hervorragen und glaubte, sie wären zurück. Da sie mich aber auf mein Pfeifen nicht heraufzogen, dachte ich, sie wollten mich necken, und rüttelte so ungeduldig. Das mag dem schwachen Holz wol zu viel gethan haben. Aber ich danke Euch, Nachbarn, Ihr habt mir da einen guten Dienst geleistet!"

„Nicht wir! Wir halfen nur dabei, hier dem Fremden bist Du Dein Leben schuldig!"

„O, wir sind einander nicht fremd," sprach Rollo und reichte William die Hand; „aber herzlichen Dank sag' ich Euch. Wahrlich, jetzt sehe ich's erst, es hätte schlimm werden können! Nun laß uns aber eilig hinab, sonst bring ich bis Mittag mein Fahrzeug nicht in Stand."

Rollo schüttelte Allen, die ihm emporgeholfen, derb die Hände und sie freuten sich des frischen, muthvollen Knaben, der raschen Schrittes, wie ein junges feuriges Füllen, den Berg hinabeilte.

Im Herabsteigen erzählte er William, der ihn verwundert fragte, wie er dorthin gekommen sei. „Ei, ich traf zwei Freunde und da fiel mir ein, ich könnte wol etwas Schönes für Helga suchen, damit sie ein Andenken an die Insel mitnähme. So lief ich mit meinen Kameraden nach dem Felsen auf den Vogelfang. Sieh her (dabei zeigte er ein großes zusammengebundenes Tuch, das er in der linken Hand trug), lauter Eiderdaunen und ein Dutzend Eier

dazu! Das soll uns ein Nachtessen im Schiff geben und die Daunen ein weiches Lager für die blonde Helga!"

So eilten sie hinab. Beide gingen, bevor sie nach Haus zurückkehrten, noch an den Hafen und setzten das Schiff in Stand. Zu Haus harrte ihrer das Mittagbrot schon. Helga hörte die Vorfälle des Morgens, die William ihr erzählte, mit klopfendem Herzen; um so freundlicher war der Dank, den sie dem kühnen Rollo sagte. Hier wurde William zum Erstenmale unruhig darüber, ob der schöne Knabe nicht sein Bild aus Helga's Herzen verdrängen könne. Doch er bekämpfte den Gedanken, da er ihren offnen, freien Blick der Liebe sah, der auf ihm haftete.

Die Stunde der Abfahrt rückte heran. Rollo's Mutter wurde unruhig; sie schien beängstigt, schwer beklommen. Als Helga ihr die Hand zum Abschied reichen wollte, sank sie kraftlos gegen die Brust des Mädchens und ihre Stimme erstickte in Thränen.

„Hilf ihr, Selgard!" rief Rollo unruhig. „Leb wohl, Mutter! Kommt, kommt eilig fort, es tödtet mich!" So trieb er die Andern an und eilte selbst den Bergpfad hastig abwärts. Aber hinter ihnen her trug der Wind die traurige Melodie des Liedes, das die Arme zuvor gesungen, und deutlich verstand man die Worte:

„So öde das Herz!
So bitter der Schmerz!
Ade —"

Siebentes Capitel.

John hatte mehre Stunden auf dem Leuchtthurm bei Halland zugebracht. Mit dem steigenden Gewitter stieg auch seine Angst; er fügte zu ihr noch die Besorgniß um die wackeren Freunde und Nachbarn, die ihm so edelmüthig als Helfer beigesprungen waren. So verstrich die Nacht unter dem schweren, bangen Druck einer fast hoffnungslosen Sorge. Halland war, als ein roherer Mensch überhaupt und weil er doch für das angenommene Pflegekind nicht die von der Natur so mächtig eingepflanzte Liebe empfand, viel weniger von dem Ereigniß ergriffen. Doch trat auch ihn mitunter die Sorge ernstlich an. „Wenn mein hübsches blondes Kind da in der grauen See ein Ende nehmen sollte," murmelte er, „dann möchte meinethalben der Leuchtthurm auch von ihr verschlungen werden. Nein! Um Seefische satt zu machen, dafür ist sie doch zu gut! Nicht wahr, Nachbar, das könnt Ihr von unserm Herrgott nicht glauben, daß er sein bestes Ebenbild hier auf dem ganzen Strand so zu Grunde gehen lassen würde. Auch war sie ja ein frommes Kind! Nun, Nachbar John, sprecht doch ein Wort — ich kann's nicht glauben!"

„Seine Wege sind dunkel," seufzte John, der in Halland's Voraussetzungen über die Güte des Ewigen freilich keine Bürgschaft für die Rettung der Geliebten sah; „doch ich hoffe wie Ihr, Nachbar Halland!"

Dann ging er auf und nieder. „Alles habe ich verloren," sprach er finster, „Vaterland, Gattin, Verwandte, Reichthum — nichts rettete ich als den einen Sohn. Er war der Stern meiner Hoffnung in sechzehn nächtlich dü-

stern Jahren! Und nun mein altes Herz endlich vernarbt, nun es ruhiger zu schlagen anfängt, nachdem die Lebensstürme seine höchsten Wogen aufgeregt, nun da endlich eine späte Abendsonne durch den grauen Himmel brechen und meine letzten Tage sanft erwärmen und beleuchten will, nun —"

Er faltete die Hände über die Brust, hob das ergraute Haupt gegen die schwarzen, stürmisch gejagten Wolken und Thränen rollten über seine gefurchten Wangen.

So verstrich die Nacht.

Mit dem dämmernden Morgen kehrten die beiden Fischerboote der Nachbarn zurück. Sie waren der Vermißten nicht ansichtig geworden, doch hatten sie auch keine Spur aufgefunden, die ein Verunglücken nachgewiesen hätte.

John hörte die Berichte mit stummer Trauer an. Dann sprach er: „Nachbarn, ich kann Eure Liebe nicht vergelten. Jetzt aber ist die Gefahr vorüber und für Eure Mühe vermag ich Euch zu entschädigen. Wollt Ihr noch eine Fahrt wagen? Nun ist es Tag, das Meer ruhiger, man kann weiter um sich schauen. Gerade jetzt sind sie vielleicht auf der hohen See und ihr Boot hat schwere Haverei gelitten. Sie müssen untergehen, wenn ihnen nicht Freundeshülfe kommt, aber sie sind gerettet, wenn wir ihnen entgegenfahren. Nachbarn! Was ich besitze, will ich noch daran wagen, leiht mir noch einmal Eure Hülfe."

Halland vereinte seine Bitten mit denen John's; die wackern Leute waren bereit. Die ermüdete Bemannung wurde durch andre ersetzt, und, da man jetzt die See nicht zu fürchten hatte; vertheilte man sich auf sechs kleine Kähne, mit der Verabredung, sich so weit von einander zu halten, daß man sich immer sehn und Zeichen geben könne. So in eine breite Beobachtungslinie vertheilt, gingen die Fahrzeuge

in See und John, den die Unruhe doch zu Haus nicht geduldet hätte, bestieg eine der Barken mit den Fischern. Der Wind trug sie leicht auf das offne Meer hinaus. Sie folgten verabredeterweise der Richtung, in die der Sturm gestern das Boot verschlagen haben mußte, und ihr Weg führte sie somit dem Eiderholm entgegen. Da ihnen der Wind sehr gut stand, hatten sie mit dem sinkenden Abend gute zwei Drittheile der Entfernung bis zur Insel zurückgelegt, ohne jedoch etwas entdecken zu können.

Sie hielten jetzt Rath, ob sie umkehren oder bis an den Holm fahren sollten, um Erkundigungen einzuziehen. John bat dringend um das Letzte; denn konnten sie sich retten, so mußte es dorthin gewesen sein. So nahmen sie ihren Strich gerade nach der Insel. Kaum waren sie einige Minuten gesegelt, als John ausrief: „Was ist das dort? Seht Ihr, Freunde? Auf dem Rücken der hohen Welle! Jetzt verschwindet's wieder, da taucht es wieder auf! Seht Ihr?"

„Ja, ja, da schimmert etwas, ein Holz, oder eine Planke," bestätigte einer der Schiffer. „Halt einmal drauf hin, Gorno." Der Mann am Steuer gab die Wendung. Sie kamen näher. Es war der Kiel eines umgekehrten Boots, der über dem Wasser herausragte.

„Oho, ein Wrack!" rief einer der Schiffer. „Das müssen wir näher besehen." John's Herz schlug heftig.

„So wahr ich Gorno heiße," rief der Steuermann, „das ist ein Boot, was der Sturm auf die Nase gelegt hat! Holla, werft doch einen Haken darnach aus!"

Die Fischer zogen das schwimmende Wrack heran. „Hm," murmelte Gorno, der am Steuer aufstand, um besser zuzuschauen. „Der Kiel ist ganz so gestreckt, wie es bei uns auf dem Werft Gebrauch ist. Ich möchte wol wetten, das wäre

ein Boot von der Westerspitze.“ Er sprach nicht weiter, allein er hatte es schon so gut an der Form und Bauart erkannt, wie die Andern auch, die, um des alten John zu schonen, sich ganz still verhielten. Dieser selbst zweifelte kaum; er stand bebend, den angstvollen Blick auf das auf- und niedertauchende Wrack gerichtet, um ein gewisses Zeichen daran zu erspähen. Jetzt drückte einer der Schiffer mit der Ruderstange auf das Hintertheil des Wracks; es hob sich vorn aus den Wellen und der Name William und die Jahreszahl darunter wurden einen Augenblick sichtbar, aber doch gerade lange genug, daß Jeder die Buchstaben, wiewol sie verkehrt standen, gelesen hatte.

„Allmächtiger Gott!“ rief John und drückte sich die Hände vor die Stirn, dann sank er kraftlos zurück. Alle schwiegen; es war ein furchtbarer Augenblick.

Das Unglück schien nun bestätigt; Gorno wandte daher sein Steuerruder, um den Rückweg anzutreten. „Wenn der Wind anders gestanden hätte,“ murmelte er, „so fänden wir zu Haus vielleicht schon die beiden Körper von der See auf den Strand geworfen!“

Bei der Wendung, die das Boot jetzt nahm, blickte Gorno umher, ob er die andern Nachen noch sähe, um ihnen das Zeichen der Rückkehr zu geben. Da erkannte er auf eine Viertel-Seemeile ein ausgespanntes Segel, das im Abendroth glänzte und ein Fahrzeug mit frischem Winde heranführte. Er sah scharf hin. „Holla!“ rief er, „das ist ein Eiderholmer, so weit ich sehen kann. In fünf Minuten muß er heran sein, den sollen wir doch noch abwarten und befragen!“

Auf Jedes Mund lag die Frage „wozu?“ John allein sprach sie mit dem Ton des tiefsten, bittersten Schmerzes aus. Doch, um ihn zu trösten, erwiderten mehre: „Ei,

Vater John, wer weiß, wie die Dinge stehn! Manches Wrack treibt auf der See und die Leute, die darauf gewesen, sitzen frisch und gesund am Strande."

„Was Teufel!" rief Gorno und schaute scharf nach dem Eiderholmer. „Seht einmal, was die aufhissen! Ich glaube wahrhaftig — gebt mir einmal das Fernrohr!"

Er ließ das Steuer los, ließ sich das Fernrohr geben, was keinem ordentlichen Segler an Bord fehlt, und richtete es auf das Schiff.

„So wahr ich Gorno heiße und auf meinen zwei Beinen stehe!" rief er, „die haben die Eiderholmer Jubelflagge aufgehißt."

„Die Jubelflagge?" fragte John aufhorchend. „Nun," belehrte ihn Gorno, „wer etwas Gutes an Bord hat, oder wer ein Fest feiert, eine gute Nachricht bringt, der hißt die Freudenflagge auf. Die Eiderholmer haben die Sitte, bei recht frohen Ereignissen eine doppelte Flagge vom Mast wehen zu lassen, und das nennen sie Jubelflagge."

John zitterte; die Kluft zwischen Hoffnungslosigkeit und unaussprechlichem Glück war zu groß, um sie so rasch zu überfliegen. Er zwang sich fast, sich keiner Hoffnung hinzugeben. Jetzt war das fremde Fahrzeug auf einige Hundert Schritte heran. Man sah, daß sich drei Gestalten, darunter eine weibliche, auf demselben befanden.

„Allgnädiger Gott, zerreiße mein Herz nicht so fürchterlich!" flehte John, „halte mir nicht den Spiegel der Täuschung vor, wenn die Wahrheit dahinter ein zu furchtbares Antlitz trägt."

Doch die Gestalten auf dem Schiff winkten und grüßten mit Tüchern, die sie hoch in die Luft schwenkten; jetzt rief Gorno, der das Fernrohr darauf richtete: „Vater John,

sie sind's! Werft mich mit einem Mühlstein um den Hals in die See, wenn ich lüge!"

Da wankte John; von Freude überwältigt sank er in die Arme der Schiffer zurück; aber schon nach wenigen Minuten lag er in denen seines Sohns und Helga's.

Am andern Morgen landete man an der Westerspitze. Rollo war wieder die ganze Nacht munter gewesen; die Natur dieses Knaben schien ganz unermüdlich. Jetzt da man ans Ufer sprang, eilte Halland von der Felshöhe, auf der der Leuchtthurm stand, herab und seine Tochter hing an seinem Halse. „Wer ist jener Mann?" fragte Rollo William erstaunt. „Helga's Vater," erwiderte dieser, der sich in dem Augenblick nicht daran erinnerte, daß er Helga für seine Schwester ausgegeben hatte, woher John, den sie ebenfalls Vater nannte, auch von Rollo für diesen gehalten worden war.

„Helga's Vater," wiederholte Rollo langsam und sichtlich betroffen, „und das ist der Eurige? Sie ist also nicht Eure Schwester? Ihr habt mich belogen!" schloß er seine Rede wild und trotzig und wandte sich um.

William überwand seine Aufwallung und sagte: „Wir sind so als Geschwister aufgewachsen, daß wir wol dafür gelten konnten. Im ersten Augenblick wußte ich Dir unser nahes Verhältniß nicht kürzer anzudeuten und späterhin gedachte ich dessen nicht mehr."

William erröthete bei diesen Worten, weil sie eine Unwahrheit enthielten; es war ihm aber peinlich gewesen, davon zu beginnen, und da Niemand darnach fragte, schwieg auch er. Rollo stand noch immer trotzig und finster da. „Wie kann Dich der kleine Umstand kränken!" begann William wieder; „sei freundlich, lieber Rollo, und komm' nun mit in unser Haus und sei unser Gast!"

Helga hörte die letzten Worte, die William sprach, weil sie sich eben aus der Umarmung ihres Vaters wieder zurückgewendet hatte, um diesem ihren Retter zu zeigen. Sie rief lebhaft: „Nein, William, bei uns muß Rollo wohnen, aber Ihr und der Vater John, Ihr seid nun alle unsre Gäste; unser Haus ist ja größer!"

„Besänftige Rollo nur erst wieder," sprach William, „er ist bös auf mich."

„Bös? Nimmermehr!" rief das lebhafte, anmuthige Mädchen, das erst jetzt seine volle Heiterkeit wieder gewonnen hatte; „Rollo kann nicht böse sein!"

„Nein, ich bin's auch nicht," rief er schnell, „aber laßt mich nur gleich wieder zurück auf die See! Mir wird hier so schwül und bang am Lande! Und meine Mutter wird auf mich warten. Laßt mich nur gleich wieder zurück!"

Eine Unruhe hatte sich des Knaben bemeistert, die man in jedem seiner lebendigen, schönen Züge las. Es drückte Etwas auf seinem Herzen, was er sich selbst nicht erklären konnte. Doch Helga umschmeichelte ihn so hold und mit so aufrichtig liebender Gesinnung, daß er endlich rief: „Nun ja, ich bleibe, aber nur bis morgen!"

„Und Ihr, William, und Vater John," fragte Helga mit einem leichten anmuthigen Erröthen, kommt Ihr nicht mit zu uns hinauf?"

Sie versprachen es in kurzer Zeit zu thun und hielten Wort. Der Tag verstrich unter der Erzählung aller Ergebnisse, der Schilderung aller Gefühle, welche in dem kurzen Zeitraum weniger Tage die Herzen dieser guten, einander so nahe befreundeten Menschen bewegt hatten.

Ein frohes Mittagsmahl, ein Spaziergang füllten die übrigen Tagesräume bis zum Abend aus, wo John und William in ihre Wohnung heimkehrten, während Rollo im

besten Gemach übernachtete, welches Halland's gastliches Haus darbot.

Ohne Verabredung, ja selbst ohne einander ein Zeichen, einen Wink gegeben zu haben, hatten Helga und William das Geheimniß ihrer Liebe bewahrt. Die Knospe war noch zu jung, brach zu zart durch die Hülle, um nicht jede Berührung der Außenwelt rauh zu empfinden. Jedes Liebespaar wünscht in den ersten süßen Augenblicken seines Glücks einsam auf der weiten Erde zu sein, damit es nur seiner Liebe gehöre, nichts Fremdes und Niederes diesen reinen Himmel der Seligkeit trübe. Darum schieden Beide auch nur mit leisem Händedruck und innigem Blick, der aus tiefster Seele stammend allein Denjenigen verständlich war, die verwandte Gefühle hegten.

Achtes Capitel.

Doch in John's Herzen waren Gefühle dieser Art keine Fremdlinge; er hatte seinen Sohn schon seit einiger Zeit beobachtet und entdeckt, er werde sich des Uebergangs, den Helga vom Kinde zur Jungfrau machte, täglich mehr bewußt. Ihm war das holde Wesen so lieb wie eine Tochter; dennoch sah er mit ernster Bekümmerniß diese Bande sich fester und fester schlingen, weil er wußte, daß manches Hinderniß sich dazwischenwerfe. Sein Vaterherz, noch erfüllt von dem Schmerz, den der drohende Verlust des Sohnes ihm bereitet hatte, drängte ihn jetzt, ihm die innersten Tiefen seiner Brust zu öffnen. Nach langem Schweigen sprach er daher zu ihm: „William, ich blicke in Dein Herz,

Du liebst Helga; sie verdient Deine Liebe. Es kann nicht anders sein, als daß Eure gemeinsam bestandene Gefahr den vielleicht noch schlummernden Funken Eurer Gefühle zur Flamme angefacht hat. Ist dem so? Sprich, mein William!"

„Du hast mein Herz ganz durchschaut, mein Vater," erwiderte dieser; „warum sollte Dir auch etwas darin verborgen sein? Ich selbst wollte Dir's öffnen, doch mich hielt ein Gefühl der bangen Scheu zurück —"

„Das ich begreife und ehre," erwiderte John, indem er dem Sohn die Hand drückte; „es liegt in der Natur der erwachenden Liebesgefühle, sich mit dem Schleier der Verschwiegenheit zu verhüllen. Nicht Mangel an Liebe oder Vertrauen hätte Dich gehindert, Dich deinem Vater zu entdecken; später würdest Du es gethan haben. Mich aber, William, bestimmt diese Wendung Deines Lebens, Dir Entdeckungen früher zu machen, die ich Dir schon angedeutet habe, deren völlige Enthüllung ich mir aber bis zu Deiner Volljährigkeit versparte. Bist Du jetzt nicht zu müde, so laß uns in die Gartenlaube gehn und ich will Dir mit der Geschichte meines Lebens die nächsten Pflichten und Bestimmungen des Deinigen übergeben."

William folgte dem Vater gespannt. Sie ließen sich in der Laube nieder und nach einigen Augenblicken des Schweigens, während welcher John seine innerste Bewegung bekämpfte, begann er: „Du weißt, mein Sohn, daß wir durch einen Schiffbruch an diese Küste geführt sind, weißt auch aus Deiner eigenen Erinnerung noch, daß wir früher in England lebten. Aber weder die Gründe unserer Auswanderung, noch manche Umstände, die bei dem schrecklichen Ereignisse vorfielen, das uns an dieses Ufer führte, sind Dir bekannt und ich habe sie Dir mit Absicht bis jetzt

verschwiegen. Du solltest sie mit Deiner Volljährigkeit, die Dich zum Handeln berechtigt, überkommen; Deine ausgesprochene Liebe zu Helga reift die Frucht um einige Monate früher.

„Mein Name ist John Stamfield; ich bin zu Manchester geboren. Meine Aeltern starben früh; ich erbte als einziger Sohn, doch nicht als einziges Kind, denn ich hatte noch eine acht Jahr jüngere Schwester, Margarethe, ein Vermögen, das mir Wohlstand sicherte. Es wurde, da ich keine näheren Verwandte besaß, von gerichtlich eingesetzten Vormündern gut verwaltet; so wuchs es noch bis zu meiner Großjährigkeit, wo ich es in die Hände bekam. Für meine Schwester, die in einer Pension auf dem Lande bei einer Pfarrerin erzogen wurde, hatten die Aeltern außer einem kleinen Capital, das ihr Heirathsgut sein sollte, eine Rente bis zu ihrer Verheirathung ausgesetzt, die ich jetzt verdoppeln konnte, ohne meine Gewohnheiten und Bedürfnisse zu beschränken. Ich hatte mich, weniger aus Neigung und Talent, als weil mein Vater Kaufmann gewesen war, diesem Stande gewidmet. Mit meinen Capitalien ging ich nach London und fing daselbst ein Handelsgeschäft an, welches sich, obwol es nicht eben glänzende und rasche Vortheile bot, doch in geordnetem Zustande erhielt. Es brachte mich in Verbindung mit einem Manne, der große Besitzungen in Amerika besaß und darauf dachte, sich ganz dort anzusiedeln. Er hatte eine einzige Tochter, Eveline, sie wurde Deine Mutter, mein William!"

Bei diesen Worten traten Thränen in John's Augen; er hatte seine Gattin so geliebt, daß jede Erinnerung daran ihn tief bewegte, vollends eine so ernste, unter solchen Umständen.

„O mein Sohn," fuhr er nach einigen Momenten mit

weicher Stimme fort, „wie soll ich Dir Deine Mutter schildern!“

„Sie steht noch lebhaft vor meiner Seele,“ sprach William, „das sanfte dunkle Auge, die schönen braunen Locken! —“

„Du hast sie,“ unterbrach ihn der Vater, „nur in Erinnerung, nachdem die Stürme des Kummers, der Sorgen und namenloser Erschütterungen der Angst den zarten Blütenstaub ihrer Reize rauh verweht hatten. Du sahst nur eine abgehärmte, erloschene Wange, ein mühsames Lächeln, mit dem sie die tiefer eingeschnittenen Linien des Schmerzes zu verhüllen suchte, um meine Bekümmerniß zu heilen. Freilich, ihre Seele war schöner, ihr Herz größer geworden, als Du sie kanntest, doch die körperliche Hülle glich einem verblichenen Gemälde, welches nur Der wieder erkennt, der es in der Frische seiner Farben in sich aufgenommen! Ja, Deine Mutter war schön, sie war das holdeste Bild zarter Weiblichkeit, das ich jemals gesehen, und ihre Seele hauchte diesen schönen Formen jenen verklärenden Reiz ein, den die Blüte durch den Duft erhält oder den der leise Wellenschlag dem Spiegel der Gewässer leiht. Mein ganzes Wesen wurde umgewandelt durch den Einfluß, den die Erscheinung Deiner Mutter auf mich übte. Ich war bis dahin nicht gut, nicht böse gewesen, das Schicksal hatte es mir vollkommen bequem im Leben gemacht; ich war auf der ebensten Bahn fortgeschritten. Jetzt fühlte ich plötzlich, daß ein solches Leben auf keine höhere Belohnung Ansprüche habe, und ein schwerer Vorwurf drückte mich nieder, aber spornte zugleich meine Kräfte an, mich zum Edleren zu erheben. — Doch laß mich in der äußeren Schilderung meines Lebens fortfahren, die innere wirst Du

später in Briefen und Tagebüchern finden, die ich Dir übergeben werde.

„Sir Burton, so nannte sich Evelinens Vater, lud mich oft in sein Haus ein; als der Sommer kam, miethete er nicht weit von der Stadt einen Landsitz, auf welchem ich häufig die Sonntage zubrachte. Dort hatte ich Gelegenheit bei Spaziergängen, in der zwangloseren Weise des Lebens auf dem Lande, näher mit Evelinen bekannt zu werden, die ich bis dahin nur im Geräusch größerer Umgebungen gesehen und gesprochen hatte. Dieses Hinderniß, mich ihr zu nähern, hatte meine still gehegte Liebe aber nur verstärkt. So schüchtern ich war, glaubte ich dennoch zu bemerken, daß meine Neigung nicht unerwidert blieb, obwol Eveline sich kein Wort, kein Zeichen gestattete, was den strengen Geboten jungfräulicher Rückhaltung zuwider gewesen wäre. Ich schwankte in dem Entschluß, mich zu erklären. Zwar hatte ich Hoffnungen, allein möglich war es dennoch, daß ich mich täuschte, und ich konnte nicht sobald den Muth gewinnen, die Hand entschieden nach meinem Glücke auszustrecken, auf die Gefahr hin, es ganz zu verlieren. Hätte ich gewußt, was diese Unentschlossenheit mich kosten würde!

„Um diese Zeit traf ich eines Tages einen jungen Mann auf Sir Burton's Landsitz, der sich Sir Ralph nannte. Er war schlank, ziemlich hoch gewachsen, hatte ein scharf ausgedrücktes Gesicht, eine Adlernase, blitzende Augen, die ewig umherspähten, und ein entschiedenes, keckes Wesen. Von dem ersten Augenblick an, wo ich ihn sah, war er mir zuwider, vorzüglich wol deshalb, weil er in dem leichten Ton vornehmer oder reicher Leute mit Evelinen umging, der gegenüber ich nur das Gefühl der Ehrerbietung kannte. Sein Gespräch war lebhaft, witzig, geistvoll; doch

Tiefe oder Gefühl verrieth er niemals. Ich bemerkte, daß Burton ihm sehr gewogen war und auch gegen Evelinen viel von seinen guten Eigenschaften, seinem Reichthum, seinem scharfsinnigen Unternehmungsgeist in kaufmännischen Angelegenheiten sprach.

„Voller Unruhe und misvergnügt mit mir selbst, aber ganz unentschlossen, was ich thun solle, ritt ich nach Hause. Allein es ließ mir nur wenige Tage Ruhe; eines schönen Abends setzte ich mich abermals zu Pferde und sprengte nach Burton's Landsitz hinaus. Ich schellte am Thor; ein Diener kam heraus und berichtete mir, Herr Burton sei nicht zu Haus, sondern mit Sir Ralph, nachdem sie zu Mittag hier gespeist, nach London zurückgefahren. Im ersten Augenblick war ich mismüthig, vergeblich gekommen zu sein. Doch plötzlich fiel es mir bei, jetzt sei der günstige Augenblick, mich Evelinen zu entdecken; zwar war es den gewöhnlichen Gesetzen der Schicklichkeit zuwider, nach der Tochter des Hauses zu fragen und ihr während der Abwesenheit des Vaters einen Besuch aufzudrängen; doch ich wollte ja in ein Verhältniß zu Evelinen treten, was mir noch nähere und vertrautere Rechte gestatten sollte. Daher überwand ich meine Schüchternheit und fragte nach Miß Eveline, indem ich vorgab, ich hätte eine sehr dringende Angelegenheit ihr oder ihrem Vater mitzutheilen.

„Miß Eveline ist sehr unwohl, sie hat sich soeben in ihr Zimmer zurückgezogen und befohlen, daß Niemand sie stören solle, war die Antwort.

„Dies fiel mir schwer auf's Herz; doch hielt ich es für unmöglich, jetzt noch einen weiteren Versuch zu machen. Ich werde in einer Stunde wieder anfragen, erwiderte ich, ob Sir Burton vielleicht zurückgekehrt ist; denn die Sache ist sehr wichtig! Damit gab ich meinem Pferde

die Sporen und ritt auf's Gerathewohl in die Felder hinaus. Jeden Augenblick sah ich nach der Uhr, ob die Stunde schon vorüber sein möchte; sie schien mir eine Ewigkeit zu dauern. Die Sonne rückte nicht von der Stelle; jede Entfernung kam mir unendlich weit, mein Pferd unerträglich langsam vor. Endlich war es so weit, daß ich zurücksprengen konnte; ich wählte einen Weg über die Felder und Wiesen, der mich von hinten her an Burton's Garten führen mußte. Es war eine dunkle Ahnung, die mich antrieb den Versuch zu machen, ob ich über den Zaun durch die Gebüsche sehen könne. Langsam ließ ich, als ich den Garten erreicht hatte, mein Pferd längs der Gartenmauer hingehn. Ich konnte aber über dieselbe hinwegblicken, doch hinderten dichte Gebüsche und Rankengewächse, die man an der Mauer gezogen hatte, oft den Blick. Endlich traf ich auf eine Oeffnung, durch die ich den Rasenplatz dicht hinter dem Hause sehen konnte, und in einer Laube gewahrte ich Eveline. Sie saß in einem leichten weißen Sommerkleide, das Haupt nachdenklich in die Hand gestützt; das Gesicht konnte ich nicht sehen, denn es war halb fortgewandt, halb niedergebeugt. Eine lange Weile betrachtete ich die schöne Gestalt so; endlich richtete sie das Haupt auf. Ich sah, daß sie ganz verweinte Augen hatte und sich die Thränen trocknete, die über ihre bleiche Wange flossen!"

John hielt inne, die Erinnerung überwältigte ihn; er lehnte sich an die Brust seines Sohnes und seine Thränen flossen still.

„Mein Sohn," fuhr er fort, „solche Augenblicke erhalten sich für das ganze Leben in der Kraft ihres ersten Eindrucks; laß Jahre und Glück und Unglück und Gräber dazwischen liegen, das alternde, greise Herz fühlt, wenn der Zauberstab der Erinnerung es berührt, doch noch wie das

des Jünglings! — Ich wagte nicht durch einen Laut die heilige Einsamkeit Evelinens zu unterbrechen; leise bog ich das Haupt nieder und lenkte mein Pferd zur Seite, um ganz unbemerkt bis an das Ende des Gartens nach dem Wohnhause zu gelangen. Hier schellte ich noch einmal. Als der Diener mir öffnen wollte, berichtete er mir schon von weitem, daß Herr Burton noch nicht zurückgekehrt sei. Das eben war es, was ich wünschte. Ich trug ihm jetzt auf, in den Garten zu gehen, wo ich über die Mauer hinweg die Miß gesehn habe, und ihr zu sagen, ich wünsche in dringender Angelegenheit einige Worte mit ihr zu sprechen. Während ich auf die Antwort wartete, verzehrte die Angst mich fast. Endlich erschien der Diener wieder, hieß mich eintreten, nahm mir das Pferd ab und führte mich in das Empfangzimmer. Bald darauf trat Eveline ein; sie begrüßte mich mit sanfter Freundlichkeit. Was mir jetzt die Lippe löste, meinem Herzen Muth gab — noch heut weiß ich es nicht. Doch es waren nur wenige Worte zwischen uns gewechselt, als ich plötzlich ihre Hand ergriff, sie festhielt und, als sie sie zurückziehen wollte, mit bebender Stimme sprach: „Eveline, ich möchte sie auf ewig behalten!"

„O Gott!" rief sie aus und entzog mir die Hand mit ängstlicher Hast; „o Gott, was haben Sie gesprochen! Es ist unmöglich. Ich darf, ich kann — ich darf niemals die Ihrige sein!" Mit diesen Worten, die sie unter dem heftigsten Kampf ihres Innern sprach, wollte sie hinwegeilen. Doch ihre Knie versagten ihr, sie schwankte, ich sprang hinzu, fing sie in meinen Armen auf; sie lag bewußtlos an meiner Brust. Noch war ich unentschlossen, ob ich Hülfe rufen sollte oder nicht, als sich plötzlich die Thür öffnete und Sir Ralph rasch eintrat.

„Er stutzte, das war natürlich, denn der Anblick mußte

ihn überraschen; allein der Ton, in welchem er sagte: „Was geht hier vor?“ war so, daß er mich beleidigen mußte. Mein alter Widerwille gegen diesen Menschen, sein Benehmen, eine dunkle Ahnung, die mir das Herz zuschnürte, das Alles zugleich wirkte so auf mich ein, daß ich in rauherer Weise, als ich gesollt hätte, entgegnete: „Sie sehen, Miß Eveline ist unwohl; ich werde Sie bitten Hülfe zu leisten oder zu rufen!“

„Es scheint, Sir,“ erwiderte er, ohne daß Evelinens Zustand einen Eindruck auf ihn machte, „Sie sind Hülfe zu leisten sehr thätig! Es muß mir auffallen, daß Sie sich hier befinden!“

„Hätte Sir Burton sich so geäußert, der ein Recht hatte, eine Aufklärung über mein Erscheinen zu fodern, so würde ich ihm die Form, in der es geschah, vergeben haben. Ralph hatte darauf keinen Anspruch. Mein Zorn schwoll auf; ich hatte Evelinen halb führend, halb sie tragend an ein Sopha gebracht, wo ich sie niederließ. Dann wandte ich mich um, maß Ralph mit einem verachtenden Blick und sprach keine Sylbe, sondern ging nach der Schelle, um sie zu ziehen. Dieses Betragen, was ich nicht rechtfertigen will, was Du, mein Sohn, Dir aber aus der aufgeregten Leidenschaft, in der ich mich befand, erklären wirst, erbitterte ihn natürlich auf's Aeußerste. Er trat mit funkelnden Augen an mich heran und sprach: „Ich ehre die Gastlichkeit eines fremden Daches und den Zustand dieser Dame, sonst würde ich sogleich Rechenschaft von Ihrem Betragen fodern. Aber ich werde Sie in London sehen!“

„Ich verbeugte mich stumm und ging hinaus, da weibliche Dienerschaft eingetreten war, um Evelinen auf ihr Zimmer zu bringen. Draußen fragte ich, ob Herr Burton zurückgekehrt sei? Nein. Das verwunderte mich in hohem

Grade. Ralph allein, mit diesem Auftreten, eine schreckliche Ahnung belastete mein Herz! Es war unmöglich, jetzt noch zu Evelinen zu gelangen. Ich beschloß daher, Sir Burton noch diesen Abend in London aufzusuchen und mit ihm zu sprechen. Eilig warf ich mich auf's Pferd und ritt nach seinem Hause. Er war nicht dort; erst wenige Minuten zuvor hatte er es verlassen. Niemand wußte wohin. Bis Mitternacht erwartete ich seine Rückkehr; er kam nicht, denn er war, wie ich am andern Tage erfuhr, wieder hinaus nach seinem Landhause gefahren. Erschöpft begab ich mich endlich nach Hause und schrieb sogleich einen Brief an Burton, worin ich um Evelinen warb und meine Hoffnung, ihre Neigung gewonnen zu haben, ausdrückte. Ich erbat mir zugleich die Erlaubniß, unmittelbar nach meinem Briefe selbst auf seinem Comptoir erscheinen zu dürfen. Dieses Schreiben ließ ich mit der Bemerkung „wichtige Angelegenheiten" in der frühsten Stunde bei seinem Portier abgeben, damit dieser, im Fall er wußte, wo Herr Burton zu treffen sei, es dorthin senden solle. Um die Zeit, wo er sein Comptoir zu öffnen pflegte, wollte ich dort sein. Ich war schon angekleidet, als mir der Briefträger der londoner Stadtpost ein versiegeltes Billet brachte. Ich öffnete es, — und sank bleich in einen Sessel, denn es enthielt die mir von Burton gemachte höfliche Anzeige der Verlobung seiner Tochter Eveline mit Sir Ralph!

„Einige Minuten war ich wie betäubt. Meine Stirn wurde kalt und feucht, es schien mir, als habe man mich lebendig in die Gruft gelegt. In diesem Augenblick trat ein Diener ein und brachte mir einen zweiten Brief, eine Ausfoderung von Ralph für den nächsten Morgen.

„Was sollte ich jetzt thun! Meinen Brief an Burton zurücknehmen? Es war zu spät! Auch kannte ja Eveline

meine Liebe! Ihre Thränen, ehe ich sprach, solche Thränen an ihrem Verlobungstage, ihr bleiches Antlitz voller Gram, ihr Hinsinken, als ich ihre Hand foderte, Alles überzeugte mich jetzt, daß ihr Herz für mich entschieden habe. Dieses unendliche Glück diente jetzt nur, ihr und mein Unglück zu steigern. O Gott, mein William! Nur einen Tag früher hätte ich die zögernde Lippe öffnen sollen und wir entgingen jener unabreißbaren Kette von Unheil und Trübsal, die uns jetzt umwand und uns zwang, jede Minute unsres Glücks mit Tagen, Monden, Jahren schweren Kummers zu erkaufen! Dennoch war es nur das Gefühl, daß Eveline mich liebe, welches mir Kraft gab, mich wie ein Schild bedeckte bei diesen anstürmenden Ereignissen. In größter Eile begab ich mich zu Burton; er war schon in seinem Hause, über eine Stunde früher als gewöhnlich. Als ich zu ihm eintrat, ging er mir entgegen und sprach mit einer kalten Freundlichkeit, die mich erstarren machte: „Ich war im Begriff Ihnen zu antworten, lieber Stamfield, doch wenn ich mich nicht ganz verrechne, müssen Sie schon durch die Stadtpost eine Erwiderung auf Ihren ehrenvollen Antrag erhalten haben."

„So ist es," sprach ich bleich und zitternd. „Doch ich glaube nicht, daß Sie diese Angelegenheit damit für beendigt halten werden, wenn Sie mich anhören."

„Ich wüßte nicht," antwortete Burton erstaunend, „was nach einem Schritt, der schon öffentlich geworden ist, sich also nicht zurückthun läßt, ohne Rechts- und Ehrenkränkung noch irgend geschehen könnte?"

„William, William! Noch heut fühle ich mein Herz erstarren, dieser freundlichen Kälte gegenüber! In welchem Wahn irren wir über die Menschen dahin! Wir glauben sie zu kennen, weil wir sie in einigen oberflächlichen Bezie-

hungen gesehen haben, wir urtheilen, verurtheilen! Dieser Burton, den ich als einen ehrenhaften Geschäftsmann, als geselligen, gastlichen Wirth seines Hauses, als freundlich zu Jedem, wohlthuend, freigebig gegen Arme gekannt hatte und mich nicht betrog, was wußte ich von ihm? Nicht viel mehr als wie er gekleidet ging! Für meinen Schmerz, für Evelinens, denn sie suchte ihn zu überzeugen, daß sie mich liebe, hatte er nicht nur kein Herz, nein, gar kein Organ, keine Möglichkeit der Empfindung. Er blieb so kalt und freundlich, als ob wir uns nur nicht über die unbedeutendste Handelsunternehmung einigen könnten. Er begriff gar nicht, daß, wenn man nach wie vor angenehm wohnen, sich gut kleiden, Gesellschaft sehen könne, irgend etwas im Leben fehlen solle, daß Eveline unglücklich sein könne, weil sie Mistreß Ralph heißen solle, statt Mistreß Stamfield! Nur an dem Gesetz der Ehre, des äußeren Wortes, zumal aber an den Foderungen des Anstandes, die er von Jugend auf erlernt hatte, hielt er mit eiserner Unerbittlichkeit fest. Seine Kälte brachte mich außer mir, ich zitterte vor Wuth, doch der Gedanke, daß ich vor Evelinens Vater stehe, half mir mich bezwingen. Ich stürzte endlich fort, warf mich sogleich zu Pferde und ritt zu Evelinen hinaus. Der Diener wollte mich zu der ungewohnten Stunde nicht melden; einige Guineen vermochten ihn endlich dazu. Doch Eveline sandte mir statt der Erlaubniß sie zu sprechen ein Billet heraus, welches die Worte enthielt:

„Sie wissen jetzt, was gestern geschehen war, als Sie mir Ihr Herz eröffneten! Ich darf Sie nicht mehr sehen, nicht in dem Sinne sehen, wie Sie kommen wollen. O, sein Sie mitleidig, zerreißen Sie mein Herz nicht! Auch mehr sagen darf ich Ihnen ja jetzt nicht.

Leben Sie wohl — Ihre Eveline."

„Ich hatte gelesen. Tiefste Rührung, unaussprechlicher Schmerz, dann wieder wilde Erbitterung füllten mein Herz. Sie liebte mich. Ja, diese Zeilen sagten es. Die zitternde Hand, mit der sie geschrieben, die Thränen, die darauf gefallen waren, bezeugten es mehr als die Andeutung in den Worten. Lange stand ich sprachlos, ohne zu wissen, was ich thun sollte. Endlich kam ich zu einem Entschluß. Ich mußte Evelinen sprechen; diese Gunst wollte ich als einzige, als letzte von ihr erflehen.

„Der Diener Burton's, der sich auf dem Landhause befand, war gutmüthig und mir wohlgesinnt. Ich bat ihn in einer halben Stunde nach einem wenige Hundert Schritte entfernten Gasthause zu kommen, wo ich ihm einen Auftrag geben wolle. Dorthin begab ich mich, foderte ein Frühstück auf einem besondern Zimmer und Feder und Papier; hier schrieb ich an Eveline und beschwor sie, mich zu sehen, wann, wo, wie sie wolle. Der Brief gelangte zu ihr; sie antwortete: „Kommen Sie sogleich!"

„Laß mich von dieser Unterredung schweigen; es genüge Dir zu wissen, William, daß Eveline mir ihr Herz ganz enthüllte und es versuchen wollte, ihres Vaters Güte oder Ralph's Edelmuth anzuflehen. Was ich von Beidem erwartete, kannst Du Dir vorstellen. Von Ralph's Ausfoderung schwieg ich. Am andern Morgen war ich der Erste auf dem Platz; ich kam absichtlich ohne Sekundanten. Als Ralph erschien, ersuchte ich ihn um einige Worte ohne Zeugen. Ich überwand um Evelinens Willen meine Abneigung, meinen Stolz und sagte ihm Alles; ich foderte seinen männlichen Edelmuth auf, ein Wesen nicht unglücklich zu machen, das ihn unmöglich glücklich machen könne. Zugleich bat ich ihn um Entschuldigung wegen der Beleidigung, die ich ihm gestern in der Aufregung meiner Gefühle zugefügt.

„Seine Antwort war ein Lächeln, das ich niemals vergessen werde. O William! Du weißt, ob mein Herz liebend und wohlwollend ist! Aber an Ralph kann ich noch heut nach fünfundzwanzig Jahren nicht ohne Erbitterung denken. Laß mich darüber hinaus. Wir schossen uns; ich fehlte, denn ich war ganz ungeübt in den Waffen, sein Schuß streckte mich zu Boden. Bewußtlos wurde ich hinweggetragen.

„Nun erfahre die rührendste Handlung weiblicher Aufopferung und Hingebung, erfahre, wessen das reine liebende Herz eines Mädchens fähig ist! Eveline hatte noch an demselben Tage mit ihrem Vater gesprochen; er war gegen sie so freundlich und unerbittlich gewesen, wie gegen mich. Ralph hatte sich hinter leere Formen verschanzt; die Ehre, die öffentliche Meinung, endlich kalte Betheuerungen seiner Liebe vorgeschützt. Da fühlte Eveline die heiligsten Rechte der menschlichen Brust in sich erwachen; sie beschloß den Zorn des Vaters zu tragen und Ralph ihre Hand zu verweigern. Am andern Tage erfuhr sie, ich sei von Ralph's Kugel gefallen, sei todt. Der Schmerz warf sie besinnungslos zu Boden. Sei es nun, daß ein vergrößerndes Gerücht diesen Irrthum herbeigeführt, sei es, daß man sie absichtlich getäuscht hatte, um ihren Entschluß zu beugen; allein zwei Tage lang beweinte sie mich als todt. Am dritten erst erfuhr sie, daß ich noch lebe, aber in größter Gefahr schwebe. Und jetzt, William! Eveline, das zarte, in jeder Schranke und Zurückgezogenheit der Sitte erzogene Mädchen, erhob sich mit ihrem großen Gefühl über jede Folge und Gefahr und kam Nachts, allein nach London und trat wie ein verklärter Geist an mein Krankenlager, um Abschied von dem Sterbenden zu nehmen. Ich lag in Fieberträumen; sie wähnte, man verwahrlose meine Pflege — William —"

Hier brach dem Erzähler wiederum die Stimme und es dauerte lang, bevor er unter Thränen der schmerzlich-süßesten Erinnerung fortfahren konnte.

„Ich werde kurz sein, mein Sohn," begann er endlich. „Diese Geschichte ist ausführlich in den Tagebüchern, die ich über mein Leben geführt, und in den Briefen Deiner Mutter berichtet. Ich will Dir nur die Thatsachen nennen. Eveline blieb an meinem Lager und ward meine Pflegerin. Sie wagte den Zorn, den Fluch ihres Vaters, dem sie am nächsten Morgen ihre That und ihren Entschluß entdeckte. Jetzt erst endete Burton's kalte Freundlichkeit. Er brauchte nicht seine väterliche Gewalt gegen Evelinen; dazu schien es ihm bei seiner Sinnesart zu spät. Denn die äußere Ehre ihres Namens war verletzt, es konnte sie der gemeine Verdacht der Welt treffen; darum sagte er sich von der Tochter los und gab sie durch eine öffentliche Anzeige in den londoner Zeitungen dem Hohn, der Verachtung der Welt preis.

„Dies geschah gegen Ralph's Willen; der, da er aus eigennützigen Gründen die Verbindung mit Evelinen nachgesucht hatte, dieselbe auch jetzt noch nicht aufgeben wollte. Er entzweite sich darüber völlig mit Burton. Dieser bevollmächtigte den ältesten Comptoirbeamten seines Geschäfts zur Anordnung aller seiner Verhältnisse und schiffte sich drei Tage darauf nach Neuyork ein, wo er, wie ich Dir gesagt habe, große Besitzungen hatte und daher schon längst auf eine Uebersiedelung bedacht war."

Neuntes Capitel.

John mußte, er war zu erschüttert von der Erzählung seiner Lebensschicksale, inne halten. Er stand auf und bat William, ihn einige Male durch den Garten zu begleiten. „Du siehst," sprach er im Gehen, „ich weiß, was Liebe für Seligkeit und Schmerzen bereitet. Am fernsten von allen Gedanken und Handlungen in der Welt läge mir der, um nichtiger Vortheile oder Rücksichten willen das Liebesband zu zerreißen, welches sich zwischen Dir und der lieblichen Helga angesponnen hat. Daß reine Gefühle es gewebt haben, die das Glück des Lebens dauernd gründen können, weiß ich; es müssen also starke Gründe sein, die ich Dir, wenn nicht als unbedingte Hindernisse, doch als Erschwerungen und Hemmungen für den Augenblick entgegenstelle. Du hast Vertrauen zu Deinem Vater; er kennt die Welt und weiß, auf welchen Grundlagen allein, bei der Bildung, die Du durch mich erhalten, der Bau des Lebens sicher und beglückend aufzuführen ist. Versprich mir daher, William, meinen Anordnungen Folge zu leisten, nicht durch unbesonnene, unerfahrene Heftigkeit des Jünglings, dem Augenblick allein das Recht zu gönnen, der Zukunft nichts einzuräumen."

William gab dem Vater Wort und Hand; er durfte es sicher, denn er wußte ja, welcher Obhut der Liebe er sein Geschick anvertraute.

„Laß mich jetzt fortfahren.

„Von dem Augenblick an, wo ich mein Bewußtsein wieder erhielt, wo ich erfuhr, was Eveline für mich gethan,

galt sie mir natürlich für meine Gattin. Wir verbanden uns nach meiner Genesung, aber nur zu Gretna-Green, da wir die sonst nothwendigen Förmlichkeiten nicht erfüllen konnten.

„Nun hätte eine glückliche Zeit für uns eintreten können; allein, sei dessen wohl gedenk, mein Sohn, ein Liebesglück, das man nur durch ein so gewaltsames Zerreißen anderer heiliger Bande erkaufen kann, ist niemals ein ganz ungetrübtes. Die Liebe wird dann nicht eine freie Beglükkerin der Tage, sondern nur eine Trösterin, eine sanfte Pflegerin tiefer Wunden. Was wir auch gethan hatten, um Burton zu versöhnen, Alles war vergeblich gewesen; kein Brief war beantwortet, jeder Versuch einer Vermittelung abgewiesen worden. Eveline zeigte ihm Deine Geburt an; sie hat niemals erfahren, ob ihr Vater gewußt, daß sie des Mutterglücks genieße. Er gab kein Zeichen des Lebens von sich. Doch ich erfuhr täglich, daß er lebe und wie tief und unerlöschlich sein Haß gegen mich war; ich erfuhr es in einer Weise, die ich Evelinen verschwieg, um ihr nicht neue Sorgen zu dem stillen Gram zu fügen, der ihre Wangen täglich mehr bleichte. Ich hatte in Handelsverbindungen mit Burton gestanden; die Verhältnisse waren von der Art, daß mir nur dann ein Segen daraus entsprießen konnte, wenn gegenseitiges Wohlwollen obwaltete. Burton's Bevollmächtigter aber schien angewiesen, selbst mit eigenen Aufopferungen meinen Schaden zu suchen. Es trafen mich Verluste auf Verluste; Burton wußte, daß ich nur wohlhabend, nicht reich war; er war sehr reich und gab einen kleinen Theil seines Vermögens mit Lust hin, um mich wo möglich ganz zu Grunde zu richten. Nur mit der äußersten Anstrengung brachte ich es dahin, den Bankerott zu vermeiden und das Vermögen

meiner Schwester, die inzwischen mehr und mehr heranwuchs, sicher zu stellen.

„Ralph war einige Monate nach Burton's Abreise gezwungen gewesen, nach Ostindien zu gehen. Er hatte dort Besitzungen, die die Veranlassung seiner Verbindung und seines Bruchs mit Burton gewesen waren. Da er eigentlich nicht Kaufmann war, machten jene Ländereien sein Vermögen aus. Er hatte schon längst die Absicht gehabt, diese Grundstücke zu veräußern; doch um es ohne großen Nachtheil zu können, bedurfte er einer ansehnlichen Summe baaren Geldes, um erst einige Ansprüche an ihn, für die zwei Besitzungen als Pfänder hafteten, zu tilgen. Bei seiner Verbindung mit Evelinen, die schon von dem Tage seiner Einführung in Bourton's Haus heimlich im Werke war, hatte er dessen Unterstützung in seinen Vermögensangelegenheiten hauptsächlich im Auge. Daß diese mit seinem Heirathsplane zugleich vereitelt wurde, brachte ihn so heftig mit Bourton aneinander, von dem er die Erfüllung des nur bedingungsweise gegebenen Wortes forderte. Bourton wäre ihm, bei seinem kaufmännisch auf's äußerste pünktlichen und ehrenhaften Charakter, vielleicht doch gefällig gewesen, hätte Ralph sich weniger ungestüm in seinen Forderungen gezeigt; doch aus seinem Betragen ging offenbar hervor, daß er bei seiner Verbindung mit Evelinen nichts im Auge gehabt hatte, als die Befriedigung dieser eigennützigen Absichten. Diese rohe Enthüllung einer gemeinen Denkweise mußte Burton, der sich auch als Vater verletzt fühlte und stolz auf seine Tochter gewesen war, bis sie, wie er meinte, die Ehre seines Namens verrathen hatte, empören. Es war der Grund, weshalb er eben so bitter und entschieden mit Ralph brach, als mit uns. Dies zwang Ralph, wie ich Dir sagte, sich selbst nach Indien

zu begeben. Er schied unter den Aeußerungen des bittersten Hasses gegen mich, den er als den Zerstörer seines zeitlichen Glücks anklagte. — Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Ich hatte meine Häuslichkeit sehr beschränken müssen; wir lebten still und in unserer Zurückgezogenheit sehr glücklich. Nur daß Eveline sich doch im Innersten stets durch den Kummer um ihren Vater gedrückt fühlte, ich mit andern Sorgen zu kämpfen hatte. Denn, wie redlich ich mich mühte, meine Geschäfte wollten nicht glücken; seit Burton's Entfernung war mein Credit untergraben; ein Kaufmann, der klein beginnt, breitet sich wol nach und nach aus, doch einer, der von einer höheren Stufe herabsteigen muß, hat, dies erfuhr ich zu meinem Schaden, das Vertrauen verloren.

„Inzwischen war meine Schwester der Pension entwachsen; sie zog zu uns und wurde uns in ihrer lieblichen Entfaltung — ich möchte behaupten, Helga habe einige Aehnlichkeit mit ihr — eine liebe Hausgenossin. Sie zählte damals funfzehn Jahre. Etwa ein Jahr mochte sie bei uns zugebracht haben, als sie eines Abends aus dem Schauspiel, wo sie mit einer älteren Freundin gewesen war, zurückkehrte und uns erzählte, sie habe die Bekanntschaft eines sehr einnehmenden, geistvollen Mannes gemacht, der um die Erlaubniß gebeten habe, mich besuchen zu dürfen. Er sei ein alter Bekannter von mir und wünsche, vergangene Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Ich war natürlich sehr gespannt auf den Namen, doch diesen wußte mir Margarethe, so hieß meine Schwester, nicht zu sagen. Ihre Beschreibung konnte ich durchaus keinem meiner Bekannten anpassen, dessen Besuch ich etwa erwarten durfte. Des andern Nachmittags öffnete sich zu der Zeit, wo der Fremde sich angekündigt hatte, die Thür und — Ralph stand im

Zimmer. Daß diese Ueberraschung keine erfreuliche war, kannst Du Dir vorstellen. Doch er ging auf mich zu, bot mir die Hand, bat, wir möchten alle Zwistigkeiten vergessen sein lassen, und ging dann auf Evelinen, die bleich in einen Sessel gesunken war, zu und küßte ihre Hand. Er war so freundlich, so wohlwollend als möglich, dennoch konnte ich kein Zutrauen zu ihm gewinnen. Indessen wollte ich der von ihm angetragenen Versöhnung nicht widerstreben und somit ersuchte ich ihn auch von meiner Seite, unser Haus öfter zu betreten. Ich bemerkte bald, daß seine Versöhnung ein anderes Motiv hatte, es war meine Schwester Margarethe, deren aufblühende Jugend ihm gefiel. Ich begriff jetzt, was ihn zu uns führte, konnte daher zwar seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung nicht hoch anschlagen, fand indessen sein Benehmen wenigstens erklärt. Nur beunruhigten mich die Absichten, die er auf Margarethen hatte. Sein früherer Charakter war mehr als tadelnswerth; zwar schien er sich sehr geändert zu haben, doch wer bürgte mir dafür? Anderseits schien seine Neigung zu meiner Schwester wenigstens uneigennützig, denn ich hatte Sorge getragen, ihn mit ihren Umständen genau bekannt zu machen. Er wußte, daß sie nicht reich, also keine Gattin für ihn in dem Sinne war, wie er früher Evelinen gewählt hatte. Diese behielt einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn, ließ ihn sich aber aus Liebe zu Margarethen nicht merken. — Meine Stellung, das begreifst Du, William, war schwierig. Sollte ich einen Mann, der sich besseren Grundsätzen zugewendet zu haben schien, der wohlhabend, ja reich war, den Margarethe offenbar liebte, von ihr abwendig machen? Sollte ich es auf der andern Seite dem erfahrungslosen, leicht hingegebenen sechzehnjährigen Mädchen selbst überlassen, ihr Leben vielleicht

durch einen einzigen unbesonnenen Schritt für ewig zu vergiften? Ich beschloß endlich offen mit Margarethen zu sprechen. Es geschah. Sie war kindlich und gut. Ich nahm ihr das Versprechen ab, sich vor ihrem achtzehnten Jahre nicht zu binden, wenn Jemand, ich nannte Ralph absichtlich nicht, um sie werben sollte. Es sei überhaupt nicht gut, sich zu früh zu verheirathen, und sie werde dann Zeit haben, ihre Wahl mit Besonnenheit zu prüfen. Diese Worte betonte ich; sie schien mich zu verstehen, aber etwas empfindlich darüber. So verging fast ein Jahr; Ralph kam oft, er zeigte sich stets aufmerksam gegen Margarethen, aber erklärte sich nicht näher. Offenbar war es indessen, daß ihre Neigung zu ihm wuchs.

„Da traf mich ein harter Schlag; der plötzliche Fall eines für ganz sicher gehaltenen Handlungshauses brachte mich um eine große Summe. Es wurde bekannt, mein schon geringer Credit war vernichtet; Jedermann verlangte, was ich ihm schuldete, es liefen starke Wechsel auf mich ein, ich vermochte sie endlich nicht mehr zu decken. Jetzt mußte ich den Meinigen den Zustand der Dinge entdecken; ich mußte mit ihnen berathen, welche Mittel zu ergreifen seien. Hätte ich ein Jahr Frist gehabt, so würde ich allen meinen Verbindlichkeiten nachgekommen sein und auch für mich noch etwas gerettet haben; so plötzlichen Anforderungen aber war ich nicht gewachsen. Ich wußte, daß Margarethens Schwesterliebe alles das Ihrige für mich geopfert haben würde; dies würde aber nur die Folge gehabt haben, daß auch sie verloren hätte, was sie besaß. Bevor ich daher meinen Zustand entdeckte, beredete ich sie, ihr kleines Vermögen in eine Leibrente zu verwandeln; gewohnt, meinem Rath in allen Dingen dieser Art zu gehorchen, that sie es. Darauf erklärte ich mich. Sie ahnte jetzt, was ich beab-

sichtigt hatte, und überhäufte mich mit liebevollen Vorwürfen. Ich aber erwiderte ihr, es sei der einzige Weg gewesen, wodurch es ihr möglich werde, jetzt auch für Evelinen und Dich Sorge zu tragen. Ich wollte mich meinem Unglück unterwerfen und auf den Continent flüchten, wozu ich in der Stille schon die Vorbereitungen getroffen hatte. Doch am andern Tage früh kam Ralph zu mir auf's Comptoir. Er zog mich bei Seite, erklärte, daß er meine Lage theils ahne, theils kenne, brachte mir die Summe, deren ich benöthigt war, und erklärte sich bereit, sie mir auf ein ganzes Jahr vorzustrecken, sich auch eine theilweise Rückzahlung gefallen zu lassen. Ich war erstaunt, beschämt, doch er bot so dringend und so wohlwollend an, daß ich sein Erbieten endlich annahm. Ich ahnte wohl, daß ich Margarethen diesen Dienst zu danken hatte, doch ich wußte damals nicht, auf welche Weise. Auffallend war mir indessen ihr kurze Zeit darauf eintretendes ganz verändertes Wesen. Sie wurde nachdenklich, suchte ihr einsames Zimmer auf, hatte oft verweinte Augen. Ralph kam seltener; aber wenn er erschien, war er kühler und doch gewissermaßen vertraulicher gegen Margarethen als früher. Doch seine Vertraulichkeit hatte etwas beinahe die Achtung Verletzendes.

„So verstrichen sechs Monate, in denen Margarethe immer unruhiger wurde und sich sichtlich abhärmte. Eines Morgens erschien sie nicht zum Frühstück. Wir warteten einige Zeit; dann ging Eveline in ihr Zimmer hinüber und kehrte blaß und zitternd zurück. Das Zimmer war leer, Margarethens Lager unberührt. Ein Brief, an mich gerichtet, hatte auf dem Tisch gelegen; Eveline hatte ihn nicht zu entsiegeln gewagt. Ich brach auf und las, erstarrend und bebend zugleich, die Worte:

„Mein Bruder! Vergib mir, ich bin eine Getäuschte, Gefallene, Unwürdige! Gott der Allmächtige weiß, mein Wollen war gut! — Hüte Dich vor Ralph! Nehmt dies ewige Lebewohl von

Eurer Margarethe."

„Unmöglich kann ich Dir, William, alle die Zustände der Zerrissenheit, der Angst, ja ich möchte sagen der Verzweiflung schildern, die wir durchkämpfen mußten! — Nachdem ich mich von dem lähmenden Schrecken, der mich ergriffen, erholt hatte, war es mein erstes Werk, Ralph aufzusuchen. Er war am Tage zuvor abgereist, hatte nicht gesagt wohin, aber Befehle zurückgelassen, die auf eine lange Abwesenheit schließen ließen. Jetzt setzte ich alle Kräfte in Bewegung, um eine Spur der unglücklichen Margarethe aufzufinden. Vergeblich! Wir mühten unser Gedächtniß ab, ihr Schicksal zu errathen. Ach, ich glaube, wir trafen es nur zu wahr! Einige hingeworfene Worte Margarethens, daß man ein gegebenes Versprechen doch wol zur Rettung Dessen, dem man es gegeben, brechen dürfe, einige andere Aeußerungen, die uns im Augenblick, wo sie geschehen, theils dunkel waren, theils beziehungslos erschienen, wurden uns jetzt verständlich. Es war nur zu klar, Ralph hatte mir die Vorschüsse nur auf Margarethens Bitte gethan und dagegen von ihr ein Opfer gefordert, dessen Größe ich nur ahne. Doch glaube ich bei dem Charakter meiner Schwester, daß er die Erfüllung seiner nichtswürdigen Wünsche nur durch eine geheime, vielleicht ungesetzliche Vermählung, durch welche er die Arme täuschte, erlangt hat. Darin bestärkte mich ein Umstand, der sich später entdeckte, daß nämlich Margarethe unter dem Vorwande, eine Zeichenschule für Frauen zu besuchen, in dem

letzten halben Jahre oft vier bis fünf Stunden den Tag ausging, eine Zeit, die sie muthmaßlich zu Zusammenkünften mit Ralph benutzte. Wie sie endlich enttäuscht worden war, das vermochte ich freilich nicht zu errathen. Doch bald erfuhr ich, was ihre Warnung vor Ralph bedeutet hatte. Etwa zwei Monate nach dem unseligen Ereigniß hatte ich einen ansehnlichen Wechsel zu zahlen. Ich war im Stande, einen Theil zu decken, jedoch durch das Ausbleiben einiger Posten, auf die ich sicher gezählt hatte, konnte ich den Ueberrest erst eine Woche später zahlen. Daher begab ich mich zu meinem Gläubiger, der ein billiger Mann war, wollte ihm drei Viertheile des Betrages acht Tage vorauszahlen und ihn dagegen bitten, mir den andern Theil des Wechsels noch um vierzehn Tage zu verlängern. Mit Erstaunen hörte ich aber, daß der Wechsel bei ihm schon eingelöst und auf Verlangen an Ralph, der von mir beauftragt zu sein erklärt hatte, übergegangen sei. Jetzt erkannte ich den Plan dieses Bösewichts! Rache, die er mir vor vielen Jahren geschworen, war seine Absicht. Er allein wollte mein Gläubiger werden, um unerbittlich zu sein; ewiges Gefängniß wäre mein Loos gewesen, wenn ich auch nur einen Schilling nicht hätte zahlen können! In dieser Noth ergriff ich ein Auskunftsmittel, das Du mir vergeben mußt, William. Ich raffte den kleinen Rest meines Vermögens zusammen; jener wohlwollende Gläubiger kam mir freundlich zu Hülfe und kaufte mir einige Forderungen ab, die ich später zu machen hatte. Er miethete mir unter fremdem Namen Plätze auf einem Schiff und an einem dunkeln Herbstabend sollte ich mich mit Dir und Evelinen an Bord begeben."

„Ich weiß mich noch des Tages zu erinnern," sprach William.

„Eine Stunde vor meiner Flucht," fuhr John nach einer kleinen Pause fort, „bekam ich einen Brief durch die londoner Stadtpost. Ich öffnete ihn, er war von Margarethen! Hier lies den Brief, ich habe ihn für Dich hervorgesucht," sprach John mit versagender Stimme und reichte William ein Blatt dar. Dieser las:

„Theurer Bruder!

Du wirst mir vielleicht nicht vergeben, aber mich bemitleiden. Ralph ist der unwürdigste Bösewicht, den die Erde trägt. Er hat mich betrogen, in den Abgrund des Elends und der Schande gestürzt. Ich kann es nicht ertragen, Dir und Evelinen vor die Augen zu treten. Laß wenigstens Jahre vergehen, bevor Du wieder von mir hörst; dann ist vielleicht Dein Zorn gebrochen, und mein Herz hat wieder Muth gewonnen.

Forsche mir nicht nach! Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr in England. Ich werde nicht Noth leiden, ich habe dafür gesorgt, ich mußte dafür sorgen, denn — o vergib Deiner schuldigen Schwester, mein Bruder — denn es gibt vielleicht dereinst ein Wesen, das Ansprüche auf meine Fürsorge auch in dieser Beziehung hat. — Noch einmal, hüte Dich vor Ralph; ihn selbst wirst Du nicht wieder sehen, aber seine Tücke doch erfahren. Versuche das Möglichste, seine Forderungen an Dich zu tilgen.

Lebe wohl, küsse Deine Eveline, o mein Gott, welch' ein Augenblick!

Deine

Margarethe."

William schwieg; der Vater hatte sein graues Haupt schwermüthig in die Hand gestützt; beim Schimmer der Sterne blinkte eine Thräne darin.

„Laß mich vollenden," sprach er, „es ist nur wenig, was ich Dir noch zu sagen habe.

„Was ich von meinem Vermögen retten konnte, waren etwa drei Tausend Pfund, die nur Ralph an mir verlor. Sie reichten hin, in einer wohlfeilen Gegend des Continents eingezogen zu leben, ach, und mehr verlangte unser müdes Herz nicht. Glücklich gelangten wir auf das Schiff, das uns nach Hamburg bringen sollte. Ich hatte meine Baarschaft in Banknoten und Gold bei mir, theils in einer Brieftasche, theils in einem Kästchen. Um nicht erkannt zu werden, blieb Eveline dicht verschleiert; ich hatte mich durch falsches Haar und veränderte Tracht möglichst unkenntlich gemacht. Die Passagiere des Schiffs hatten auch wenig Acht auf uns und wir hielten uns ganz zurückgezogen in einem Theil der Kajüte; eine verschleierte Dame in Trauerkleidern, die sich mit uns auf dem Schiffe befand, schien sich in ihrem tiefen Gram noch mehr absondern zu wollen. Denn als der Tag anbrach, wo wir uns auf das Verdeck begaben, zog sie sich in die Kajüte des Capitains zurück, dem sie besonders empfohlen zu sein schien. Wir hatten eine gute Fahrt den ganzen ersten Tag und die Nacht hindurch. Am zweiten Abends hofften wir die Mündung der Elbe zu erreichen. Doch gegen Mittag wurde das Wetter sehr rauh; der Himmel bezog sich, schwere Regenwolken gingen über uns hin, es erhob sich ein heftiger Nordweststurm. — Wir wurden besorgt, doch der Capitain, ein tüchtiger Seemann, blieb in ruhiger Haltung. Er sandte uns in die Kajüte hinab, daß wir ihn auf dem Deck nicht hinderten. Schon in der verwiche-

nen Nacht hatten die Dame in Trauerkleidern und eine jüngere Person, die ihre Zofe zu sein schien, sich aber eben so zurückgezogen hielt, nicht in den für die weiblichen Passagiere bestimmten Räumen geschlafen; sie mußten sich in der Kajüte des Capitains aufgehalten haben, was zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gab. Jetzt waren sie wieder nicht unter den Reisenden, sondern blieben in des Capitains Kajüte, die für Jedermann sonst verschlossen war. Nur ich bemerkte, wie es schien, den Umstand und theilte ihn Eveline mit; die Andern hatten zu viel mit sich selbst und der Angst vor dem Sturm zu thun, der bald so wuchs, daß auch wir jede andere Empfindung vergaßen und nur die gegenseitige Sorge für uns und Dich uns beschäftigte. Plötzlich kam der Capitain mit sichtlichen Zeichen der Bestürzung in den Raum hinab. „Ist ein Arzt unter den Passagieren?" fragte er hastig. Ein junger Mann meldete sich als solcher. „O so bitte ich Sie mich einen Augenblick zu begleiten!" Der Arzt folgte dem Capitain; Beide kehrten nicht wieder. Auch dies fiel nur wenige Augenblicke auf, denn der Sturm wurde immer heftiger, die See jeden Augenblick wilder. Auf dem Deck war ein gewaltiges Getöse, wie wenn Alles durcheinander klappere und bräche. So rasselte es in Seilen, Segeln und Holzwerk und von den mächtig über das Schiff schlagenden Wellen. — Es war schon lange Nacht geworden, als der Capitain abermals heftig in den Raum stürzte. Diesmal wandte er sich zu mir und Deiner Mutter. „Mylady," sprach er, „Sie werden mir eine Bitte nicht versagen. Eine Leidende Ihres Geschlechts bedarf Ihrer Hülfe, wollen Sie mir in meine Kajüte folgen?" Eveline zögerte, sie blickte auf mich, der Capitain verstand ihre Besorgniß, sich gerade jetzt von mir und ihrem Kinde zu tren-

nen. „Unter gewissen Bedingungen," sprach er leise zu mir, „können Sie Ihre Gattin begleiten. Die Dame in Trauer, die Sie gesehen haben, ist so eben von einer Tochter entbunden worden; eine zu frühzeitige Niederkunft durch die Erschütterungen des Sturms veranlaßt. Der junge Arzt ist um die Mutter beschäftigt, deren Leiden, so scheint es, noch nicht vorüber sind. Er bittet um weibliche Hülfe für das Kind. Meine Kajüte ist groß genug, daß Sie sich der Mutter nicht zu nähern brauchen." Auf diese Mittheilung konnte ich natürlich Evelinens Hülfe nicht verweigern. „Es ist nothwendig," sprach ich zu ihr, „wir müssen hinauf, doch ich begleite Dich mit William." So gingen wir hinauf. Jetzt erst, da wir über das freie Deck mußten, erkannten wir die ganze Gewalt des Ungewitters. Kaum vermochten wir unter Sturm und sprützendem Wellenschaum die Kajüte zu erreichen. „Hat es Gefahr mit uns?" fragte ich den Capitain leise. „Ich glaube nicht!" erwiderte er in einem Ton, der mich das Gegentheil fürchten ließ. Wir traten in die Kajüte. Im Hintergrunde war der Arzt um die schwer, aber leise ächzende Kranke beschäftigt. Eveline wollte mitleidig, eingedenk der Stunde, wo sie Deine Mutter wurde, näher treten, doch der Arzt winkte ihr zurück und die Zofe der Kranken, ein junges, unerfahrenes Mädchen, trug uns auch schon das neugeborne Wesen, ein kleines Mädchen, entgegen. Eveline widmete ihm alle Sorgfalt, die unter den Umständen möglich war, und hüllte es ein, so gut sich's thun ließ. — Noch war sie damit beschäftigt, als ein furchtbares Krachen sich vernehmen ließ und das Schiff einen Stoß gegen den Boden bekam, als sei es durch einen Blitz aus der Tiefe des Meeres herauf zerschmettert. Eveline schrie laut auf. Ich stürzte hinaus. Auf dem Deck herrschte die größte Bestürzung; Alles lief

durcheinander. Die Passagiere stürzten aus dem Raum herauf. Plötzlich bäumte sich eine ungeheure Welle über das Schiff, schlug mit aller Gewalt krachend nieder und übersprützte Alles so mit ihrem Gischt und Schaum, daß ich nicht das Mindeste mehr sah, sondern nur fühlte, wie ich von einer übermächtigen Gewalt zu Boden geschleudert wurde. Ein lautes Angstgeschrei und erneutes Krachen und Prasseln theilte, während ich am Boden lag, die Lüfte und betäubte mich fast. Der Besahnmast war, durch die Gewalt der Welle und des Stoßes auf den Grund, gebrochen und mit seinem ganzen Gewicht über das Deck hingeschlagen. Jetzt war das Getümmel unbeschreiblich. „Das Schiff ist leck! Boote herunter! Rettet Euch!" schrie Alles durcheinander. Ich stürzte nach der Kajüte; Eveline kam mir schon, den Säugling im Arm, Dich an der Hand, entgegengeeilt, bleich vor Schrecken. Als sie mich sah, um dessen Leben sie einen Augenblick Todesangst empfunden, stürzte sie mir ans Herz und sank beinahe bewußtlos an mir nieder. Ich raffte mich empor und eilte mit ihr und Dir dem Hintertheil des Schiffes zu, wo schon eine Menge dienstfertiger Hände das eine Boot herabließen, weil das Schiff einen solchen Leck bekommen hatte, daß das Wasser schon in den Raum drang. Im Augenblick war das Boot hinunter; wir wurden fast hineingeschleudert von der drängenden Menge, die jede Besinnung verloren hatte. Zwei Minuten später wurde das Fahrzeug von den Fluten wie ein Spielball auf und nieder geworfen und wir schienen jetzt in größerer Gefahr als zuvor. — So war es auch; denn das zweite, größere Boot, das uns unmittelbar folgte, schlug vor unsern Auge um und Alle, die sich darin befanden, wurden von den Wellen verschlungen. Doch Gott war mit uns; die furchtbaren Wogen trieben uns hier auf

diesen Strand. Die wackern Bewohner desselben leisteten uns Hülfe durch Seile, die sie uns mit eigener Lebensgefahr zuwarfen, und so gelangten wir ans Ufer und wurden unter gastlichem Dach empfangen."

John hielt inne.

William nahm jetzt den innersten Antheil an der Erzählung, da sie ihm die Eindrücke seiner eigenen Jugend auffrischte, dieselben jedoch in einen viel näheren Zusammenhang mit seinem Leben brachte, als er sie bisher gedacht hatte.

„Du wirst nun wol schon einsehen, William," fuhr John, nachdem er sich gesammelt hatte, fort, „daß diese meine Lebensgeschichte nicht ohne Einfluß auf Dein künftiges Leben sein kann. Doch einige Umstände, die ich Dir noch mitzutheilen habe, sollen Dich noch mehr davon überzeugen. Daß Deine mir ewig unvergeßliche Mutter nach kurzer Zeit, von Gram, Angst und körperlichen Anstrengungen erschöpft, starb, daß sie unweit von hier unter der Erde ruht, auf der ihr wenig Freude geblüht, weißt Du! — Unter den Geretteten befanden sich einige mir fremde Reisende, die sogleich ihren Weg von hier aus weiter fortsetzten; die Andern waren Matrosen, die am Bord des nächsten englischen Schiffes ein Obdach fanden. Das lecke Wrack, auf dem wir uns befunden hatten, wurde von den Winden weiter in die See getrieben. Ob der Capitain gerettet oder mit dem zweiten Boot verunglückt war, was aus Helga's (denn sie ist die kleine Gerettete) bejammernswerther Mutter geworden, das Alles habe ich niemals erfahren. Nach einigen Tagen warf die See noch mehre Leichname ans Ufer, doch ich kannte keinen derselben. Halland behauptet, es seien noch Menschen auf dem Schiff gewesen, als die Fluten es weiter fort an der Waldspitze des

Vorgebirges vorbeitrieben; dort faßte es der gebrochene Wind und jagte es in die offene See hinaus. — Dies Alles würde Dich weniger berühren, aber drei Dinge sind es, die jetzt Deine jugendlichen Kräfte auffordern. Ich verlor nämlich im Sturm denjenigen Theil meines Vermögens, der in dem Kästchen enthalten war. Was ich bei mir trug waren etwa sechshundert Pfund; diese verwandte ich zum Theil, um dieses Häuschen mit dem Garten anzukaufen; von dem Uebrigen mußte ich mehr als die Zinsen angreifen, um Deine Erziehung so zu vollenden, wie es geschehen ist. Du bist mit denjenigen Kenntnissen ausgerüstet, die die Welt von einem gebildeten Manne erwartet. Denn stets dachte ich darauf, Dich dereinst in Dein Vaterland zurückzusenden, um wichtige Aufträge zu vollführen. Du mußt Deinen Großvater Burton aufsuchen, in England oder, was wahrscheinlicher ist, in Amerika. Eine heilige Pflicht für Dich ist ferner, nach meiner unglücklichen Schwester zu forschen. Endlich, William, darfst Du Helga zu Deiner Gattin machen, ohne zu wissen, ob ihre Mutter noch lebt, wenigstens ohne den Versuch zu machen, es zu erforschen? Für diese ernsten Aufgaben Deines Lebens habe ich Jahre lang gearbeitet. Ich habe von dem Meinigen eine unantastbare Summe zurückgelegt, um diese Pläne möglich zu machen. Hundert und funfzig Pfund werde ich Dir übergeben, William. Sie sollen dazu dienen, wenn es möglich ist, Deinem Vater seinen redlichen Namen und vielleicht das einzige Wesen aus seiner früheren Erinnerung zurückzugeben, das ihm noch theuer wäre. Endlich, William, sollst Du Deinen Fuß in die Welt sezzen, der Du dereinst Deine Kräfte zu widmen bestimmt bist. Nicht als Lehrer kleiner Knaben und Mädchen, nicht als ein geübter Fischer und Strandschiffer sollst Du Deine

Tage hinbringen; Du wirst das Leben nach einem größe-Maßstabe kennen und würdigen lernen und ihm in diesem Sinne Deine Kräfte widmen. — Frage Dich jetzt selbst, ob ich willkürlich, grausam, ja nur ungerecht an Dir handle, wenn ich Dir sage, noch liegen breite Klüfte zwischen Dir und Deiner Vereinigung mit Helga. Sie soll mir eine liebe Tochter sein, sie wird, ich bin es überzeugt, Deines Hauses Glück und Segen werden, allein, William, die Pflichten des Mannes sind, das Glück, das er gefunden, zu verdienen und ihm einen dauernden Grund zu legen. Das ist's, was ich von Dir fordre!"

Hier reichte der treue Vater dem wackern, geliebten Sohn die Hand. Dieser war zu erfüllt, zu bewegt, um zu sprechen; gerührt und schweigend sank er an die väterliche Brust und sein Entschluß war gefaßt.

Zehntes Capitel.

Seit Rollo erfahren hatte, daß Helga nicht William's Schwester sei, war eine Unruhe, eine Bangigkeit mit einer Art von Erbitterung gemischt, für welche er keinen rechten Gegenstand kannte, über ihn gekommen; selbst die herzliche und unbefangene Freundlichkeit Helga's, für die sich ein dunkles, aber mächtiges Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, in ihm regte, vermochte nicht es zu beseitigen. Als er Abends allein in seinem Schlafgemach war, der Mond hineinleuchtete und die See vor ihm mit tausend Silberlichtern funkelte, setzte er sich, das Haupt

auf die Hand gestützt, an das offene Fenster. Seine junge Brust wogte ungestüm. Er hatte gesehen, wie Helga die Wange an William's Brust gelehnt, wie sie sein sanftes Umfangen, seinen Kuß geduldet hatte; der Bruderkuß hatte ihm keine Unruhe verursacht, jetzt regte die Erinnerung daran ihn heftig auf. „Warum," dachte er, „ist sie Dir denn nicht so gut wie ihm, wenn er doch nicht ihr Bruder ist? Warum zieht sie denn die Hand zurück, wenn Du sie gern drücken und küssen möchtest, und gönnt sie ihm! Habe ich sie nicht gerettet aus der Gefahr, in die er sie gestürzt?" Hier überzog die Röthe eines edlen Schamgefühls über einen so ungroßmüthigen Gedanken das Antlitz des Knaben. „Pfui, Rollo!" rief er aufspringend, „wenn Jemand wüßte, wie unwürdig Du jetzt gedacht hast! Dich führte der Zufall zu ihrer Rettung herbei und, statt dem guten Gott dafür zu danken, willst Du Dich damit brüsten! Und hat Dich nicht William auch aus der Gefahr errettet? Ach, ich wollte, ich wäre hinabgestürzt in die Brandung!" rief er unwillig und sprang auf; helle Thränen strömten aus seinen großen, blauen Augen. „Ich will fort, so wie der Tag graut! Ich kann hier nicht länger bleiben, ich sehne mich nach meiner armen Mutter, nach meiner Insel, nach der offenen See, nach einem brausenden Sturm!"

Doch der Himmel lag ruhig, nur mit leichtem gekräuselten Gewölk bedeckt, über dem Meere, dessen Wellen sich ebenmäßig am Strande brachen und den Silberschaum heranrollten. Da fiel Rollo's Blick auf die Feuer des Leuchtthurms. „Ha," dachte er, „dort oben wacht der Vater Halland bei den Lampen, geh' hinauf, sag' ihm Lebewohl und dann springe in Dein Boot und eile fort!"

Schon hatte er die Thür in der Hand, als er stillstand

und langsam sagte: „Nur einmal will ich sie noch wiedersehen, dann aber niemals, niemals mehr!"

Von diesen unruhigen Gedanken gequält, warf er sich auf's Lager.

Der Morgen brach an. Ein Feuermeer im Osten überdampfte den ganzen Himmel mit rosigem Rauch; die Wellen spiegelten ihn dunkler zurück. — Rollo war aufgestanden; er ließ sich die frischen Lüfte um Brust und Wangen spielen. Es war ihm wieder leichter zu Sinn. Im Hafen sah er sein Boot liegen, von den bewegten Wellen hin und her geschaukelt. „Du sollst mich bald wieder einwiegen in glückliche Tage und Träume, du schlankes, zierliches Schiffchen. Ja, du meine Wiege!" rief er aus. „Der Wind ist mir gewogen! Ha, wie ein Pfeil will ich durch den blauen Raum der Wasser schießen! — Wenn ich nur erst meine dämmernden Felsen mit dem Kirchlein auftauchen sähe!"

Schnell war er gekleidet, zum Abschied bereit. Er sah nach dem Leuchtthurme hinauf, wo Halland eben beschäftigt war die letzten Lampen zu löschen. Siehe, da flatterte es weiß um die Rundung des Thurms; Rollo blickte scharf hin. Im nächsten Augenblick wurde Helga sichtbar, die dem Vater das Frühstück hinaufgetragen hatte und deren weißes Halstuch im Winde flatterte. Mit einem Sprunge war Rollo vor dem Hause und hinauf nach dem Thurm.

„Gott grüße Dich, Helga!" rief er der Erstaunten entgegen. „Ich komme Dir Lebewohl zu sagen! Der Wind ist gut, ich will fort," setzte er rasch und rauh hinzu, als bei dem Worte Lebewohl seine Stimme weicher wurde.

„Wie? Du willst schon fort?" fragte sie verwundert.

„Nein, Rollo, bleib doch, William wird gewiß bald heraufkommen, und —"

„Ich mag ihn nicht sehen," unterbrach Rollo sie heftig, der bei der Bitte zu bleiben schon das Ja auf den Lippen hatte, aber so wie er William's Namen hörte, sich wie von einem Stachel verletzt fühlte. Rasch und trotzig wandte er sich um und sprang die Stufen des Thurms hinab. Helga rief erschrocken: „Rollo, wohin willst Du!" Er hörte nicht; sie eilte ihm bestürzt nach. An der untern Pforte des Thurmes holte sie ihn endlich ein und ergriff ihn mit ängstlicher Heftigkeit an der Hand: „Rollo, so bleib doch, so höre doch! Was habe ich Dir denn zu Leide gethan, daß Du so bös bist?"

Der Knabe heftete den finstern Blick auf den Boden und wollte die brennende Wange nicht erheben. Doch Helga faßte ihn unschuldig freundlich unter's Kinn und sprach noch einmal sanft: „Lieber Rollo, was hab' ich Dir zu Leide gethan?"

Er erhob das Auge, er blickte in das sanfte, freundlich demüthige Gesicht Helga's, die erschrocken, leise zitternd vor ihm stand; da brach er heftig aus: „Du mir zu Leide gethan? Nichts, Helga, nichts! Aber laß mich, ich muß fort, ich muß!" Und wiederum wandte er sich von ihr, um rasch nach dem Hafen hinabzueilen. Doch sie faßte seine Hand noch einmal und sprach halb unwillig, halb mit Thränen kämpfend: „Nun, wenn Du denn fort mußt und bös zu uns thun, so wirst Du doch wieder freundlich werden; und wann kommst Du denn wieder?"

Da riß der Knabe die beiden Hände des erschrockenen Mädchens heftig an sich und drückte seine Lippen und seine heißen, weinenden Augen darauf und rief: „Niemals,

Helga! Niemals! Weit, in das offne Meer soll mich mein Boot tragen, aber niemals mehr an Eure Küste!"

Und nun rang er sich los und ließ sie zitternd und staunend allein. Schnell wie ein Reh flog er ans Ufer hinab und, als Helga traurig und beklommen die Stufen des Leuchtthurms wieder zu ihrem Vater hinangestiegen war, sah sie Rollo's weißes Segel schon mitten auf der Flut leuchten; der Morgenwind füllte es mit seinem frischen Anhauch und einem Vogel gleich schwebte das Boot, die Wellen kaum berührend, über den Meeresspiegel dahin.

In ganz eigner Weise bewegt, ohne doch gerade traurig zu sein, stieg Helga mit ihrem Vater, der sein Geschäft droben vollendet hatte, von dem Leuchtthurm herab. — „Ein wunderlicher Bursch, dieser Rollo," sprach Halland im Gehen, „bald fröhlich, als habe er noch nie ein Unglück erlebt, bald so wild und ingrimmig, als gebe es auf der ganzen See und Erde kein Menschengesicht, das er aussiehen könne. Bei alle Dem gefällt er mir gut und ich glaube, es wäre seine Sache, einen kecken Streich auszuführen. Er könnte einmal reich werden, wenn er die Lootsenkunst hier erlernen wollte, wo die Schiffe nicht darohne fortkommen können."

Helga sprach nichts. Sie hatte ihr Auge auf einen Fremden gerichtet, der vom Hafen herauf und auf das Haus zukam. Zwei Schiffer trugen ihm sein Gepäck nach. „Das scheint ein Gast für uns zu sein, Vater, der Herr im Regenmantel dort. Gewiß will er von hier aus ins Land hinein, er sieht mir nicht so aus, als sei er von hier."

„Mir auch nicht," antwortete Halland und sah sich den Unbekannten genauer an.

Es war eine lange, hagere Gestalt; über die Schultern hatte er einen blauen Regenmantel nachlässig gehängt, den er offenbar nur auf der See gegen die Morgenkühle umgenommen hatte, denn jetzt schien er ihm bei dem kurzen Wege vom Hafen nach dem Leuchtthurm herauf lästig zu werden. Eine fremdartige Reisemütze bedeckte den Kopf, ein hohes, schwarzes Halstuch das halbe Kinn. Unter dem Mantel trug er einen grauen bequemen Reise-Oberrock und Beinkleider von gleicher Farbe, deren Schnitt und Stoff einen wohlhabenden Mann verriethen. Als er näher kam, bemerkte man, daß in sein dunkles Haar sich schon manches graue eingemischt hatte; dennoch sah er mannskräftig aus und schien nicht weit über funfzig Jahre hinaus zu sein.

„Kann ich hier einige Stunden bequem ausruhen?" fragte er von weitem, als seine Begleiter ihm angedeutet hatten, Halland und Helga seien die Wirthe dieses Hauses. Der Aussprache der Worte merkte man den Fremden an.

„So lange der Herr befehlen," erwiderte Helga freundlich und ging ihm einige Schritte näher. Er heftete sein schwarzes, unruhiges Auge scharf auf die Sprechende und ein Lächeln zog sich um seine Lippen, das mehr boshaft als freundlich war. „Wenn Du hübsches Kind mich beherbergen willst, bleibe ich recht lange," sprach er und wollte Helga's Wangen streicheln. Sie trat indessen, nicht unfreundlich, doch entschieden, einen Schritt zurück und antwortete: „Ich werde vorangehen ins Haus und das Zimmer in Ordnung bringen!" — Mit flüchtigen Schritten eilte sie hinweg.

„Ein hübsches Kind," bemerkte der Fremde zu Halland, indem er dem leichten Wuchs des Mädchens wohlgefällig

nachsah. „Man sucht solche Blumen nicht auf diesem kahlen Strand. Wie alt ist die Kleine?"

„Sechzehn Jahr im Herbst," antwortete Halland.

„Ein so artiges Mädchen," fuhr der Fremde fort, „ist vielleicht ein besseres Kapital als Euer Haus dort, mein Freund. Jetzt ist's Zeit, darauf zu denken, es gut anzulegen." — Bei diesen Worten sah er Halland scharf und durchdringend an und das unangenehme Lächeln um seinen schmalen, scharfen Mund zog noch tiefere Linien in seine Wangen als zuvor.

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiderte Halland, „die Gelegenheit ist nicht immer da."

„Man muß sie nur zu ergreifen wissen," versetzte der Fremde und suchte mit seinen bohrenden Augen in Halland's Zügen zu forschen. Wie zufällig zog er dabei eine schwere Börse aus der Tasche und spielte mit derselben, indem er sie aus einer Hand in die andere warf, so daß Halland an dem Glitzern durch das netzartige Gewebe sehen konnte, daß sie mit Gold gefüllt war.

„Teufel, der Kerl hat Geld," dachte er und der Anblick des glänzenden Metalls brachte plötzlich seine Wünsche, die sich sonst selten aus ihrem engen Kreise bewegten, in eine wallende Aufregung. Der Fremde schien ihn nicht zu beobachten, hatte aber doch ein wachsames Auge auf ihn. Ein geübter Kenner der Menschen, überzeugte er sich, daß der Thurmwächter der Macht des Goldes nicht unüberwindlich sein werde. Er warf seine spähenden Blicke bald auf ihn, bald richtete er sie auf Helga, die eben die Stufen des Hauses hinabstieg und dabei, indem der Morgenwind ihre leichten Kleider seitwärts wehte, den zierlichsten Fuß wahrnehmen ließ, wie denn überhaupt der verrätherische Wind durch das Spiel, welches er mit den Gewändern trieb, die

schlanke Gestalt so deutlich zeichnete, daß sie jedem, zumal einem so spähenden Auge, wie das des Fremden, auffallen mußte.

Sie gingen ins Haus. Der Fremde nahm sein Zimmer ein, ließ das Gepäck hinaufbringen und bestellte das Frühstück. Da noch Niemand im Hause wach war, brachte Helga es nach einigen Minuten selbst. Noch niemals hatte sie eine Befangenheit in Gegenwart eines Gastes gefühlt; doch diesem Fremden und seinen Blicken gegenüber empfand sie eine Unruhe, die fast zur Beklommenheit wurde. Sie wollte sich daher, so wie sie das Tassenbret auf den Tisch gesetzt hatte, fast verlegen eilig wieder entfernen, doch der Fremde nahm sie bei der Hand und sprach mit seinem widerwärtigen Lächeln: „So furchtsam, mein hübsches Kind? Bist Du bang vor mir?"

„O nein," sprach Helga unwahr, denn das Herz schlug ihr laut; „allein ich habe unten im Hause zu thun."

„Einen Augenblick wirst Du mir doch schenken können," erwiderte der Gast und drückte ihre Hand; Helga wandte den sonst so offnen Blick zur Erde und suchte sich, wenn auch nicht hastig, doch entschieden loszumachen, indem sie ihre Hand der seinigen mehr entwinden als entziehen wollte. Er aber hielt sie fest und fuhr fort: „Allzu spröde läßt nicht schön, mein süßes Kind! Ich habe es nicht bös mit Dir im Sinn. Tritt einmal an diesen Tisch."

Helga wollte bei einem so unbedeutenden Ansinnen nicht Widerstand leisten, sondern trat heran. Der Fremde nahm ein Kästchen, was auf demselben stand, öffnete es so, daß Helga nicht sah, was darin war, setzte es wieder nieder und näherte sich mit einer goldenen Busennadel, in der ein blitzender Stein prangte. „Nicht? Diese Nadel würde die-

ses Halstuch geschickt zusammenhalten und nicht übel an Deiner Brust prangen."

„Ei wie prächtig!" rief Helga unschuldig überrascht.

„Komm her," sprach der Fremde und mit geschickter Hand hatte er schon Helga's leicht übergeworfenes Tuch gefaßt und befestigte die Nadel daran. Sie wollte abwehren, widerstreben, doch in dem Verfahren des seltsamen Mannes lag so etwas Entschiedenes, daß sie ihm fast unwillkürlich Gehorsam leistete. Allein trotz ihres arglosen Herzens empfand sie eine Unruhe, eine ahnungsvolle Beklemmung, der sie, obwol sie ihr unerklärlich war, durch einen ebenso unerklärten aber bestimmten Antrieb, durch Entfliehen, entgehen wollte. Der Fremde aber hielt sie, während er mit der Rechten die Nadel befestigte, mit der Linken halb umfaßt. Er fühlte, wie das Herz des Mädchens schlug, wie sie zitterte; er sah das Blut wechselnd ihre Wangen füllen und zurückweichen, hörte ihren beklemmten Athemzug. Ihr Beben, das zitternde Wallen ihrer Brust, das er anders deutete, goß einen Blutstrom durch seine Adern; wie mit elektrischem Blitze durchzuckte ihn die Berührung Helga's und in der Aufstürmung aller seiner Nerven zitterte auch er. Plötzlich preßte er, von dem Ueberwallen der Sinne unvorsichtig hingerissen, das schöne Mädchen an seine Brust und tödtete den Angstausruf der Erschrockenen durch einen wild brennenden Kuß, mit dem er ihre Lippen gewaltsam schloß. Doch so wie der Blitz des Schrecks vorüber war, gab ihr die Angst verdoppelte Kräfte, sie entrang sich seinen Armen wie den Ringen einer Schlange und flüchtete in halb bewußtloser Bestürzung hinaus.

Ihre Unbefangenheit würde in dem Kuß, in der Umarmung eines älteren freundlichen Mannes, der sie beschenkt hatte, zumal bei den natürlichen freien Sitten dieser Strand-

bewohner, nicht das mindeste Arge empfunden haben; doch neben der bewußtlosen Unschuld steht ein unsichtbarer, schirmender Engel, der sie vor der ungekannten Gefahr warnt, indem er sie ihre Schrecken in ahnender Brust empfinden läßt.

Erst als das geängstigte Mädchen wieder unten bei den Ihrigen war, athmete sie frei und lächelte jetzt über ihr Erschrecken, das ihr plötzlich ganz grundlos schien. Ein Beweis, daß von der sträflichen Glut auch nicht ein Funke in die reine Blüte ihrer Brust gefallen war. Sie mußte sogar auf sich schelten, daß sie, als werde sie von einem Gespenst verfolgt, so hastig die Thür des unteren Zimmers aufgerissen hatte.

„Was ist Dir, Helga?" fragte der Vater, als sie hineinflog.

Sie stockte einige Augenblicke, um Athem zu schöpfen; dann sagte sie: „Ach, ich habe mich wol recht kindisch betragen, aber ich war, der Himmel weiß wie, plötzlich so erschreckt." Und jetzt erzählte sie ohne Arg was geschehen war und gab dem Vater die Nadel mit den Worten, die ihr eine richtige Empfindung eingab: „Es ziemt sich aber doch wol nicht, daß ich das Geschenk behalte; das sieht ja auch viel zu kostbar für mich aus."

Halland sah freilich den Zusammenhang der Begebenheit klarer; doch in seiner Seele hatten die Aeußerungen des Fremden, sein Gold und das Geschenk, was ihm über alle Maßen kostbar erschien, Gedanken, Triebe und Plane geweckt, denen er sofort zu entsagen zögerte.

„Hm!" sprach er, „Du hast Dich freilich unnütz geängstigt. Was ist's denn um einen Kuß! Das ist ein gar reicher, vornehmer Herr, der Dir ein theures Geschenk gemacht hat; dem darf man nicht ungebührlich begegnen. Es würde unziemlich sein, eine solche Gabe abzuweisen!

Und ist's zu prächtig, so können wir's ja verkaufen! Ich leide gerade nicht Noth, aber zum Ueberfluß haben wir's wahrhaftig auch nicht. Nein, die Nadel müssen wir behalten und wenn der Herr abreist, mußt Du Dich bestens bei ihm bedanken."

Helga misfiel diese Absicht des Vaters, doch wußte sie eben nichts dagegen zu erinnern. Nur sagte sie: „Ja, behaltet Ihr nur die Nadel, Vater, ich mag so etwas Glänzendes nicht tragen. Und dann dankt Ihr wol dem fremden Herrn, ich möchte mich lieber gar nicht mehr vor ihm sehen lassen."

Mit diesen Worten ging sie hinaus, von Unruhe und Betrübniß mancher Art gequält.

Der Fremde ging indessen ebenso unruhig in seinem Zimmer auf und ab. „Verwünscht! Ich war so ermattet von der Fahrt die ganze Nacht hindurch; ich dachte hier drei oder vier Stunden zu ruhen und nun hat mir die kleine Hexe das Blut so aufgejagt, daß ich kein Auge zuthun könnte! Hübsch ist sie und so allerliebst spröde! Aber ich merkte an ihrem Zittern und fliegenden Rothwerden wol, wie der Puls schlug! Bei alle Dem! Es scheint mir doch nicht leicht mit ihr fertig zu werden, jetzt wo ich Eile habe, in keinem Fall. Solche Mädchen haben entweder zu viel pfäffischen Aberglauben, oder irgend einen jungen Burschen im Herzen. Ja, wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre! Damals gelangen mir schwierigere Unternehmungen! Der Alte ist zu fangen. Ein Stück Geld baar, um seine Lust zu reizen, ein großes Versprechen im Hintergrund als Lockspeise, für das Mädchen ein Vorwand, sie ausbilden lassen, ihr eine Stelle verschaffen, der Sache einen Mantel umgehangen, so schön er sie kleiden will! Es wird möglich sein! Nur Geduld, Geduld! Was wäre das auch für ein

Gewinn so gleich auf der Stelle, so was muß man sich in meinen Jahren sorgfältig aufsparen; nur ruhiger Genuß gibt uns Freude, das Sturmlaufen, im Fluge Schießen ist Jünglingssache! Hm! Ja, so geht's!"

Während dieser Gedanken trank er seinen Thee in kurzen Absätzen und ging im Zimmer auf und nieder. Endlich schellte er. Halland kam selbst herauf, nicht ohne Absicht.

„Ich wollte anfänglich einige Stunden hier verweilen," redete der Fremde ihn an, „um mich von einer langen, mühseligen Seereise zu erholen, denn das Lootsenboot, von dem ich kam, hat mich nur von einem englischen Dreimaster abgeholt und hiehergeführt. Doch wie ich mir meine Zeit berechne, so habe ich Eile. Kann ich hier einen Wagen haben bis zur nächsten Poststation?"

„In einer Viertelstunde kann ein Fuhrwerk vom Dorf hier sein," antwortete Halland; „ich habe mich auch noch für das schöne Geschenk zu bedanken —"

„Pah," unterbrach ihn der Fremde, „eine Kleinigkeit, Spielzeug! Eure Tochter wollte ja nicht einmal einen Kuß dafür geben, sonst," setzte er mit Nachdruck hinzu, „wäre es wol reicher ausgefallen!"

„Das Kind ist noch sehr jung und blöde," antwortete Halland.

„Ihr meint, das werde sich legen? Je nun, das denke ich auch; die Jugend gewiß und die Blödigkeit noch gewisser. Es ist Schade um das Mädchen! Sie ist hübsch; eine gute Erziehung würde etwas aus ihr machen!"

„O, was das anlangt, mein Herr," fiel Halland mit einigem Stolz ein, „so ist sie wol so sorgfältig erzogen wie ein Mädchen in der ganzen Gegend und hat Kenntnisse mehr als sie braucht."

„Und die sie braucht, vielleicht nicht," sprach der Fremde

trocken, indem er die Tasse an den Mund setzte. Nun ich habe einige Monate im Lande zu thun, zum Herbst komme ich zurück, da könnten wir ein vernünftig Wort mit einander sprechen, was meint Ihr?" Bei diesen Worten heftete er durchdringende Blicke auf Halland. Dieser gerieth in Verwirrung. Sein Gewissen sagte ihm, daß hier etwas Böses im Werke sei, doch sein Eigennutz wollte ihn bereden, es sei etwas Gutes. Die volle Goldbörse des Fremden, mehr aber noch dessen seltsames Wesen hatten ihn, der freilich nie einer Versuchung ausgesetzt gewesen war, plötzlich in ein Schwanken gebracht, das er zuvor kaum für möglich geachtet hätte. Er hatte Helga bis dahin wirklich lieb gehabt und sorgfältig behütet; und jetzt, er sagte sich innerlich immer die Lüge vor: „Hier kann ihr Glück gemacht werden." Der Fremde blieb indessen ganz unbefangen und gleichgültig. Er trieb Halland an, den Wagen schnell zu besorgen, und schickte sich, während dieser ging, zur Rückreise an. In kurzem stand das Fuhrwerk, freilich nicht das beste, vor der Thür; Leute kamen herauf und holten das Gepäck, der Fremde verließ das Zimmer. Im Gehen warf er seine Blicke spähend überall umher, doch er entdeckte Helga, nach der er sich umsah, nicht. Schon saß er im Wagen, als er Halland noch einmal heranwinkte. Er sprach leise mit ihm, doch an Beider Zügen bemerkte man, daß es nichts Gleichgültiges war. Endlich reichte er ihm die Hand und man konnte sehen, daß Halland in ein freudiges Erstaunen dabei gerieth. „Nun vorwärts," rief der Fremde, „und was uns anlangt, so sehen wir uns wol zum Herbst wieder." Helga hatte dies Alles hinter dem Fenstervorhang mit angesehen; in ihrer jungen Brust stiegen eigene Gefühle und ängstliche Ahnungen auf, denen es jedoch an Bestimmtheit fehlte, um sich zu Gedanken zu ge-

stalten. Das Bild des Fremden ließ einen unheimlichen Eindruck in ihrer Seele zurück und vor ihrem Vater hatte sie zum Erstenmale in ihrem Leben eine Scheu, die ihr sonst so offnes, argloses Vertrauen mit einem schweren Druck belastete.

Eilftes Capitel.

Daß William nach den Eröffnungen, die ihm sein Vater gemacht hatte, eine fast schlaflose Nacht zubrachte, war natürlich; denn nicht gerechnet, daß sie ihm wichtige Aufschlüsse über seine jetzige Lage und Diejenigen, mit denen er in den nächsten Beziehungen stand, gegeben hatten, sondern sie gestalteten auch seine ganze Zukunft anders. Der frühe Morgen führte ihn schon wieder mit dem Vater zusammen, mit dem er nun ruhig und ausführlich Alles besprach, was geschehen mußte. Er ersah aus den näheren Mittheilungen John's, daß dieser, falls es ihm nicht um eine abgeschiedene Verborgenheit zu thun gewesen wäre, noch manche Verbindung hätte anknüpfen können, um Nachforschungen zu halten. Wenigstens war Burton's Leben oder Tod mit Gewißheit zu erkunden und ein Vierteljahrhundert, das über seinem Zorn verflossen war, ließ annehmen, daß er sich besänftigt haben werde. Denn welches menschliche Herz widersteht der Allmacht der Jahre und des Alters! John nannte seinem Sohn noch das Schiff, auf dem er gescheitert war, es hieß Fair Sally (Schön-Särrchen), den Namen des Capitains, Sir Richard Blunt, und gab ihm die Adresse der

Compagnie, auf welche Margarethen's Rente bezogen wurde. Mit diesen Notizen ausgerüstet, waren wenigstens Nachforschungen anzuknüpfen.

Jetzt hatte William nur einen Wunsch, den, seine Abreise zu beschleunigen. Er wußte durch die Schiffer, die steten Verkehr stromauf, landeinwärts trieben, daß binnen einigen Tagen mehre Kauffartheischiffe nach England aus dem Strom auslaufen würden, und wollte sich daher bereit halten, mit dem nächsten abzusegeln, das ihn an Bord aufnehmen könne. Als er mit diesem Entschluß im Reinen war, ging er hinauf nach Halland's Haus, um Helga davon in Kenntniß zu setzen. Er traf eben ein, als der Wagen mit dem Fremden um die Wegecke bog, und sah diesen darin sitzen.

Nach der Sitte des kleinen Oertchens grüßte er ihn, was jener mit einem nachlässigen Kopfnicken erwiderte. Die Physiognomie fiel ihm äußerst unangenehm auf; es war ihm etwas Bekanntes darin, nicht gerade, als habe er sie schon irgendwo gesehen, aber doch als passe sie zu bestimmten, in ihm angeregten Vorstellungen. Indessen achtete er nicht weiter darauf und ging der Hausthür zu; Helga hatte ihn gesehen und eilte ihm freundlich entgegen. Ihre ganze Seele war beruhigt und von den unheimlichen Schauern geheilt, als sie den Geliebten erblickte, dem sie ihr Glück und Leben vertrauensvoll übergeben wollte. Sie erzählte ihm Alles, was geschehen war, Rollo's ungestümes, seltsames Scheiden, die Begegnung mit dem Fremden und sein Betragen gegen sie. Schon bei dem ersten Theil ihrer Erzählung hatte sich eine Wolke auf William's Stirn gelegt, jetzt wurde sie ganz düster. Eben wollte er antworten, als ihn Helga mit dem Ruf unterbrach: „Siehst Du dort? Links von der Waldspitze, das ist Rollo's Segel!“

Er blickte hinüber und der Blick über die weite Meeresfläche, die ihn nun bald von der Geliebten und von dem Schauplatz aller seiner Freuden und Erinnerungen trennen sollte, schmolz den Unmuth, die Sorge, die er eben empfunden hatte, in sanfte Wehmuth um. Er nahm Helga's Hand und sagte: „Würdest Du sehr betrübt sein, wenn wir uns trennen müßten?" — „Auf immer?" rief sie erschreckt und erblaßte zu einer weißen Lilie. „Nein, mein Herz, mein Leben," sprach William warm, „aber doch auf längere Zeit, auf Monate, vielleicht auf Jahre." — „O ängstige mich nicht," bat ihn Helga, „sage mir, treibst Du Scherz oder ist es Dein Ernst?"

Er erzählte ihr jetzt, ohne jedoch die einzelnen Umstände anzugeben, daß er auf seines Vaters Geheiß in sehr wichtigen Angelegenheiten eine weite Reise thun müsse und entschlossen sei, diese so bald als möglich anzutreten. Da wuchs bei dem Gedanken der Trennung in Helga's Herzen die junge knospende Pflanze ihrer Liebe plötzlich zur vollen Blüte und sie fühlte ihr ganzes Wesen von den wunderbaren Kräften, Schmerzen und Seligkeiten dieses alles Göttliche und Ewige beglaubigenden Gefühls durchdrungen, sie war nichts als eine Liebende. Mit der Angst, als entreiße schon der nächste Augenblick ihr den Tröster und Freund, streckte sie die Hände nach ihm aus, umschlang ihn und brach in einen Strom von Thränen aus, der ihr lange Sprache und Athem hemmte. Endlich bat sie kaum hörbar: „Ach, William, nicht so schnell trenne Dich von mir, gerade jetzt, wo ich so geängstigt bin von tausend Gefühlen, die ich nie zuvor kannte, wo unsre Liebe so jung ist; o William, nur noch eine Woche bleibe hier!"

Wie hätte er dieses Versprechen versagen können, wobei nur er, Niemand anders ein Opfer brachte, das seiner Un-

geduld, den Zustand der Spannung abzukürzen und vom Wollen zur That zu schreiten. Helga blickte ihn mit den hellen blauen Augen durch Thränen freundlich an, wie der heiter gewordene Himmel nach einem Gewitterregen, wo noch die Tropfen blitzend auf allen Fluren stehen und im Sonnenstrahl glänzen. Sanft drückte sie seine Hand, lehnte sich an ihn und sie gingen in bitter seligen Schmerzen stumm am Meeresgestade auf und nieder. William erzählte jetzt dem staunend lauschenden Mädchen Alles, was sein Vater ihm von ihrer Geburt und Rettung gesagt hatte; sie wußte bis dahin nur das Allgemeine, daß sie bei einem Schiffbruch gerettet und von Halland und seiner Frau, die in kinderloser Ehe schon fünf Jahre lebten, aufgenommen worden und so im Hause aufgewachsen sei, obwol ihre Pflegemutter wenige Jahre später starb. Was eine Mutter ist, hatte sie niemals erfahren.

Eine unbeschreibliche Sehnsucht erwachte daher nach William's Erzählung in ihr, ihre unbekannte Mutter aufzufinden, wiewol dazu fast gar keine Hoffnung war, da diese schwerlich die Geburt des Kindes um länger als einige Stunden überlebt hatte. Indessen sind die Träume eines Mädchens von Helga's unerfahrner Jugend nicht wol durch Gründe zu vernichten und sie bat ihn mit schmeichelnder Liebe, bei seinen Erkundigungen doch ja nach ihrer Mutter zu forschen. Wie gern versprach er es!

Eins hatten die Liebenden jetzt noch zu besprechen; ob William mit Halland reden, ihm frei sagen solle: ich werbe um Deine Tochter. Helga schwieg dazu und sah zur Erde. Sie fühlte das Unrecht, ihrem Vater ihre Liebe nicht anzuvertrauen; noch gestern hätte sie es vielleicht unbefangen vermocht, wiewol der tiefliegende Naturtrieb der Liebe sie auch schon da auf ein schüchternes Verhüllen angewiesen

hatte. Seit diesem Morgen aber hielt sie noch ein anderes, ihr unerklärtes, doch freilich leicht begreifliches Gefühl zurück. Noch ein Drittes kam dazu, daß die edlere Bildung des Geistes, die sie durch William's und John's Unterricht erhalten hatte, allmälig in ihr Bewußtsein überzugehen anfing und ihr das Gefühl des Unterschieds zwischen Halland's Gefühlen und Anschauungen und den ihrigen aufdrang. Sie wurden endlich darüber einig, zu schweigen, bis William über die Ergebnisse seiner Reise und die muthmaßliche Dauer derselben Einiges bestimmen könne. Bis dahin sollte der redliche, wohlwollende John, zu dem sich Helga in dieser Angelegenheit viel näher verwandt fühlte, ihr alleiniger Vertrauter bleiben, und im Nothfall, wenn Umstände es foderten, sprechen und handeln. Da Helga stets in seiner Nähe, William immer mit ihm in Verbindung blieb, schien dies Auskunftsmittel genügend.

Die acht Tage verstrichen schnell. William erhielt eines Mittags durch einen Lootsen, der ein Schiff mehre Meilen weit den Strom aufwärts begleitet hatte, wo die Fahrt gefährlich war, die Nachricht, daß am nächsten Tage ein englisches Kauffartheischiff, „William Pitt" genannt, am Leuchtthurm durchgehen werde. Denn von Binnenschiffern hatte der Lootse erfahren, daß der Pitt im Begriff sei, seine Ladung zu vervollständigen und nur noch auf eine kleine Sendung und auf die Briefe an seine Rheder warte, um am nächsten Morgen die Anker zu lichten. Alsdann war es zu erwarten, daß er Nachmittags bei Zeiten die hohe See erreiche. Mit diesem Schiff beschloß William die Fahrt zu machen, wenn es ihn aufnehmen könne. Gegen den spätern Nachmittag brachte er Helga diese Nachricht, die sie mit zitterndem Erblassen vernahm.

Es war ein schöner, ruhiger Abend; um sich zum Letz-

tenmal innig und ungestört zu sprechen, schlug William vor, einen Spaziergang das Ufer hinauf zu machen. Eine halbe Stunde von dem Leuchtthurm spaltete sich die Küste in felsige Zacken, zwischen denen sich waldbedeckte Kuppen erhoben; es war der einsamste, romantischste Theil der Gegend. Die Klippen ragten oft übergebogen hinaus in die See oder senkten sich doch in schroffen Abstürzen hinab; Seevögel nisteten in den Felsritzen, Möven und Fischreiher umschwärmten die einsamen Gipfel und dunkle, alte Waldung umnachtete die Höhen mit schauerlichem Schweigen. Es war der einzige Theil der Küste, wo auch bisweilen Jagd auf Eidergänse gemacht wurde, doch waren dieselben nur selten und daher auch die Jäger nicht häufig, so daß diese Landschaft fast niemals von Menschen betreten wurde, obwol sie dem Anbau der Häuser nicht entfernt lag.

Dahin gingen Helga und William. In Stimmungen wie die ihrige versagen sich der überdrängten Brust die Worte; so wandelten auch die Liebenden fast schweigend neben einander hin und überließen sich mehr ihren Empfindungen, als sie einen Ausdruck derselben suchten. Aeußere Gegenstände beachteten sie wenig, nur daß Helga einmal auf ein Segel deutete und William fragte: „Siehst Du das Boot unter den Klippen? Dort ist eine gefährliche Fahrt, wer mag sich dahin wagen?“ Doch eine Felsspitze entzog das Fahrzeug, noch indem sie sprach, ihren Blicken und bald darauf führte der Pfad sie in das tiefe Dunkel eines aus Buchen und Schwarztannen gemischten Waldes, der bis auf eine der Felsklippen hinanlief, von wo man, beschattet von den Kronen der alten Bäume, einen weiten Blick über die See und einen schwindelnden in die Klüfte hinunter hatte. Es war nicht die höchste Spitze, sondern zur Seite ragten noch einige Felsen thurmhoch empor.

Schwarze Fichten umklammerten sie mit ihren Wurzeln; Seeadler kreisten darüber hin. Der Wind, hier oben immer geschäftig, beugte die Wipfel der einsamen Tannen und zog mit schauerlichem Rauschen durch die Zweige der Buchen.

Auf einem mit Moos weichbedeckten Stein nahmen die Liebenden ihren Sitz. „Wenn Du meiner gedenken willst, Helga," sprach William, „geh' hieher; dieser einsame Platz war mir von früher Jugend an der liebste in wehmüthigen Stunden. Oft saß ich auch bei Mondenlicht hier, wenn sich die Schatten dieser alten Bäume riesenhaft an den Felsen malten und die Nebel von der See dazwischen wie blasse Gespenster heraufstiegen. Dann schimmerte das Licht vom Leuchtthurm drüben so freundlich durch die Nacht; ich wußte, daß Du unweit davon weiltest, und Deine liebliche Kindesgestalt trat wie ein Engel der Unschuld und des Friedens vor die bewegte Seele. Das hohle Brausen der See und das Windsgeräusch schlug wol unheimlich an mein Ohr, es weckte aber auch tausend Ahnungen und Stimmen in der Brust, die mich mit einer wundersamen Seligkeit durchschauerten. Ich sah Dich größer, schöner, holder, so wie Du jetzt bist, und du sankest mir ans Herz und erfülltest es mit unaussprechlichem Glück."

„O wenn ich das könnte, William," sprach Helga bewegt. „Horch! Was war das? Hörtest Du nichts? Es klang wie der Ruf eines Menschen hier zwischen den Felsen herauf!"

„Es ist der Wind, der hier so wunderliche Töne hervorbringt," sprach William. „Ich kenne das! — Also, Helga, hieher geh', wenn Du Muße hast und an mich gedenken willst!"

„O ich werde überall Deiner gedenken," sprach sie mit herzlichem Ton.

„Und ich Deiner!" erwiderte William. „Doch gibt es ein höher geweihtes, innigeres Gedenken, was nicht immer möglich ist. Von diesem rede ich. Du darfst auch nicht in einsam schauerlicher Nacht hieher gehen, sondern wenn es so schön ist, wie heut! Sieh, wie die See schon im Abendgolde blinkt! Und der Leuchtthurm steht in Flammen von dem rothen Sonnenstrahl! Jetzt fallen die Schatten der Felsen lang über die Flut. Siehst Du hier unter uns?"

„Die Tiefe ist schauerlich," sprach Helga und schmiegte sich näher an William.

„Wie die Möven flattern, als ob sie Jemand scheuchte," bemerkte dieser und sah dem Spiel des scheuen Geflügels, das den Felsen auf halber Höhe umkreiste, zu. Indem prasselte es von rollenden Steinen, die in die Schlucht hinabstürzten. Helga bebte zusammen, die Vögel flatterten seewärts.

„Was war das?" fragte sie ängstlich aufblickend.

„Ein Stein, vom Regen gelockert, wird sich gelöst haben," erwiderte William ruhig.

„Komm zurück, Lieber," bat ihn Helga, „der einsame Ort macht mir bang. Ich bin so ängstlich heut! Nein, es ist die nahe Trennung auf so lange Zeit!" rief sie plötzlich überwältigt und hing in seinen Armen. William umschloß sie mit Inbrunst und bedeckte ihren süßen Mund mit Küssen.

Lange hielten sie sich umfaßt; da schreckten sie plötzlich auf aus ihrer schmerzlichen Versunkenheit, denn es raschelte in dem Gebüsch, dicht hinter ihnen und klang wie menschlicher Fußtritt. Doch bevor sie sich umgewendet und dem Blick eine bestimmte Richtung gegeben hatten, that Helga einen lauten Schrei des Erschreckens, denn sie fühlte sich

von kräftiger Hand an der Schulter gefaßt und, als sie den Kopf umwandte, stand Rollo vor ihr. Er war bleich, die Kleider zerrissen, Blut rann ihm von den Wangen und den Händen, ein wildes, trotziges Lachen zuckte über sein Gesicht.

„Ihr steht hier so schön am Abgrunde," hub er finster an, bevor William vor Erstaunen eine Anrede gefunden hatte, „mit einem Stoß konnte ich Euch Beide in die See stürzen — und mich hinterdrein!"

„Rollo!" sprach Helga jetzt zuerst, tief aufathmend, „Rollo, Du hier! Wie kommst Du hieher?"

„Es wundert mich selbst, daß ich nicht zerschmettert dort unten liege," sprach er und deutete mit dem Finger in die Tiefe. „Einmal glitt ich aus und wenn ich nicht im Fallen einen Zweig ergriffen hätte, lag ich unten; so hing ich an der linken Hand über dem Abgrund. Und nachher brachen die Steine unter mir und rollten in die Tiefe; ich wollte, ich wäre mitgestürzt!"

Helga erinnerte sich jetzt des Lauts, den sie vernommen, und der herabprasselnden Steine; ein Schauer ergriff sie, da sie dachte, daß Rollo beide Male in diesem Augenblick dem Tode nahe gewesen war. Ihr Herz hatte eine sanfte Neigung zu dem wilden Knaben gefaßt. Sie nahm das Tuch und ohne zu sprechen wischte sie ihm das Blut von der Wange und den zerrissenen Händen. William war durch so widersprechende Gefühle aufgeregt, daß er keine Worte finden konnte.

„Das thut nicht weh!" rief Rollo mit schmerzlichem Ton, als Helga so um ihn beschäftigt war, und seine Stimme wie seine Züge drückten es aus, daß er einen andern tieferen Schmerz empfinde. William hatte sich jetzt gefaßt und wollte sanft zu dem heftigen Knaben reden.

„Du hast mich so in Erstaunen gesetzt," sprach er,

„durch Dein plötzliches Erscheinen und durch Dein verstörtes Ansehn, daß ich erst jetzt Worte finde, Dich herzlich zu begrüßen. Doch sprich, wie kommst Du an dieser Felsmauer herauf, wo Dich der Tod hundertmal hätte ereilen können!"

„Mag er doch! Mein Boot liegt drunten. Ich sah Euch hier hinaufgehen und suchte den nächsten Weg."

„Rollo," sprach Helga sanft, „ist das wol Recht, was Du thust? Denkst Du nicht an Deine arme Mutter, wenn Du Dich in solche Gefahr begibst? Und glaubst Du nicht, daß wir bitter trauern würden, wenn wir Dich zerschellt, zerschmettert zwischen den Klippen an der Küste gefunden hätten?"

Wie sie so milde und herzlich redete, war es, als ob die starren, finstern Züge des Knaben durch eine Verklärung seines Innern sanft gelöst und verschmolzen würden. Eine liebliche Röthe der Scham überzog sein schönes Gesicht, er senkte das lockige Haupt und, da Helga ihm tröstend die Hand reichte, fielen zwei heiße Thränen darauf herab. William las klar in der Seele des Knaben; er hegte ein tiefes Mitgefühl für ihn.

„Rollo," sprach er mild, „Du hassest mich; was habe ich Dir gethan? Wir sind Dir unerschöpflichen Dank schuldig, nur Liebe kann ihn abtragen; liebe mich wie einen Bruder und Helga wie eine Schwester!" Mit diesen Worten nahm er fast gewaltsam die Hände des Knaben und zog ihn zu sich; dieser weinte krampfhaft heftig an seiner Brust.

„Ja, Rollo, ich will Dich wie eine Schwester liebhaben," sprach Helga; „sei nur gut und ruhig! Niemand von uns will Dich so kränken, wie Du stets argwöhnest! Reiche mir die Hand, versprich mir, daß Du sanft und gut

sein willst. William verläßt mich morgen für lange, lange Zeit. Sollte ich mich denn fürchten Dir zu begegnen, während er fern ist?"

Unter diesen Worten wurde Rollo ruhiger. „Du gehst fort? Nimm mich mit!" rief er lebhaft zu William.

„Und Deine Mutter?" fragte dieser.

Da ließ der Knabe die wie zum Empfang des Versprechens dargebotene Hand langsam sinken und sagte: „Nein, es geht nicht! Also deshalb seid Ihr so viel bei einander, weil Ihr Euch trennen sollt?" fragte Rollo.

„Woher weißt Du, daß wir viel beisammen sind?" fiel William ein.

„Mein Boot kreuzt schon seit drei Tagen hier in der Bucht, auf dem Strom, überall wo ich die hellen Fenster — wo ich die Feuer des Leuchtthurms sehen kann," änderte er die Worte.

„Und weshalb landetest Du nicht?" fragte Helga.

„O frage mich nichts mehr! Darf ich denn zu Dir kommen, wenn William fort ist?"

„Du sollst stets willkommen sein," erwiderte Helga offen und gab ihm als Zeichen ihrer redlichen Meinung die Hand. William bestätigte ihre Worte durch freundliches Zuwinken. Der leichte Anflug von Unruhe, Eifersucht durfte man es nicht nennen, den er gehabt hatte, war verschwunden, seit er die Art, wie Helga ihn und wie sie Rollo liebte, näher kennen gelernt hatte.

Die Sonne war untergesunken; alle Drei gingen hinab. Doch Rollo weigerte sich fest mit in Halland's Haus zu kommen, sondern eilte in sein Boot. Bald sahen sie sein Segel vom Nachglanz der Abendröthe purpurn angehaucht, durch die duftigen Wellen ziehn.

Am folgenden Mittag schaute Helga, die mit William,

John und Halland auf der Zinne des Leuchtthurms stand, mit ängstlichem Blick die Richtung des Stroms aufwärts und spähte nach den Segeln, die sich von dorther blicken ließen. Halland hatte das Fernrohr angelegt. „Ja, das dort ist es," rief er, „ich setze meinen Kopf!" Helga erblaßte. „Fünf Segel auf, die Hauptsegel, Top, Bogspriet und Schönfahr! Eine stattliche Galeasse! Ihr werdet eine gute Fahrt haben!"

Halland ließ seiner Rede freien Lauf, während die andern Drei sich stillen, wehmüthigen Gefühlen hingaben. Eine Stimme, die von unten herauftönte, weckte sie aus diesen Betrachtungen. „Halloh, Herr! Jetzt wird's Zeit! Dort kommt der „William Pitt" eben um die Stromecke! Nun müssen wir fort, denn er hat guten Wind!" Es war der Lootse, der William an Bord des englischen Schiffes bringen sollte. „Vater, leb' wohl!" sprach er bewegt, „ich hoffe, Du sollst glückliche Nachrichten von mir haben!"

„Wir wollen Dich auf dem Boot bis ans Schiff geleiten," erwiderte John.

„Ja, wir geleiten Euch," fiel Helga ein.

Doch William entgegnete: „Nein, Vater, diese kurze Verlängerung des Beisammenseins ist nur eine Verlängerung des Schmerzes unsrer Trennung. Dort am Schiff, unter dem Zurufen der Matrosen, gedrängt, übereilt, wie könnte ich dort einen reinen herzlichen Abschied von Euch nehmen? Hier, wo ich Alle um mich sehe, die mir theuer sind, wo ich den ganzen Schauplatz meiner glücklichen Jugendjahre überblicke, hier sagt mir das Lebewohl!"

Damit schüttelte er Halland kräftig die Hand, umarmte den Vater noch einmal und zog dann die schüchterne, weinende und bebende Geliebte, die er hier nicht mit der Inbrunst seiner Liebe ans Herz pressen durfte, sanft zu sich,

küßte ihr die reine Stirne, die blühenden Lippen und hauchte leise: „Ich liebe Dich ewig, Helga!“ Dann wandte er sich schnell um und eilte die Stufen hinab. Die grüßenden Tücher auf dem Thurm wehten ihm noch weit im hellen Sonnenglanze nach, als er schon auf den Wellen schwamm. Der Engländer nahm ihn, da er die Landessprache wie ein Eingeborner redete, freudig an Bord auf und bald sah er sich in hoher See und die Küste, auf der er seine Jugend zugebracht, schimmerte hinter ihm nur noch wie ein dämmernder Wolkenstreif.

Der Abend senkte sich herab; ein Boot, schnell wie Vogelflug, kreuzte die Wellen; es streifte dicht an „William Pitt“ vorüber. William hörte seinen Namen; er blickte auf, es war Rollo, der sich auf dem flüchtigen Elemente, das ihm die liebste Heimat war, wiegte. „Lebt wohl,“ rief er an Bord hinauf, „lebt wohl!“ Dabei stellte der schöne Knabe sich aufrecht an sein Steuer und grüßte mit keckem Schifferanstand, so daß er der ganzen Mannschaft auffiel.

William erwiderte den Gruß und rief ihm zu: „Bringe meine letzten Grüße, Du weißt, an wen!“

„Ich weiß!“ rief Rollo und die Stimme verwehte im Winde, und vorüber war das leichte Boot an dem mächtig segelnden Schiff, dem die Wellen hoch die Brust umschäumten.

Dies war für lange Zeit der letzte heimatliche Laut und Gruß, den William vernahm.

Zwölftes Capitel.

Es wurde Vieles anders in Halland's Hause, nachdem William fort war. Für Helga schlichen die Tage trüb' und gedrückt dahin, zumal da ihr Vater von Zeit zu Zeit seltsame Anspielungen machte und Aeußerungen vernehmen ließ, die sie ängstigten. Er fragte, ob sie noch an den fremden Reisenden gedächte, wie er ihr gefallen habe, lobte ihn als einen würdigen Mann, dessen Schutz man sich anvertrauen könne. Zum Erstenmale deutete Halland mit Beziehungen darauf hin, daß Helga nicht seine Tochter sei, daß sie vornehmere Aeltern besitze und, wenn künftig Jemand anderes Sorge für sie tragen und ihm seine Mühe vergelten wolle, so müsse man sich darin schicken. Dies Alles, zu der bangen Sehnsucht nach William gefügt, nahm ihr ganz die Heiterkeit und das lieblich unbefangene Wesen, das sie früher gehabt hatte. Am glücklichsten war sie, wenn sie auf eine kleine Frist zu dem alten John hinüberkonnte, der die Tage der Einsamkeit in der dem Alter eigenen leichteren Ergebung mit dem Unterricht der Kinder und mit dem Anbau seines Gärtchens zubrachte.

Eines Tages kehrte Helga von einem Besuch dieser Art zurück; es war gegen Abend, die Zeit, wo der Vater es gern sah, wenn sie ihm beim Anzünden der Lampen behülflich war. Zufällig war sie durch das Gärtchen und die Hinterthür des Hauses gegangen und trat durch ein andres Gemach in die Wohnstube. Halland stand vor einem Schrank, den er seit einiger Zeit sehr sorgfältig verschloß und wozu er Helga nicht wie sonst den Schlüssel gab. Er hielt einen Brief in der Hand, den er emsig zu lesen schien; darü-

ber bemerkte er die Eintretende nicht und, als sie ihn begrüßte, schreckte er zusammen, steckte den Brief eiligst fort und war eben so eilig bemüht, den Schrank zu verschließen, in den er Etwas hineinlegte. Zu ihrem Erstaunen hörte Helga an dem Klingen, daß es Geld sei, und da sie, bisher arglos, den Blick darauf wandte, sah sie ganz deutlich Goldstücke in dem Schubfach schimmern, das der Vater so hastig zuschob.

Das fiel ihr wie ein Stein auf's Herz; sie erschrak, ohne zu wissen warum, so heftig, daß sie es bis in die Knie hinab fühlte und kein Wort zu sprechen vermochte. Halland hätte ihre Verwirrung ohne Zweifel bemerkt, wäre er nicht selber durch ihr plötzliches Eintreten ganz verwirrt worden. Und er hatte wol Ursache, denn er fing an sehr böse Wege zu gehen, verlockt durch die Gelegenheit und die Kunst einer übertünchenden Darstellung der Dinge. Der Brief war von jenem Fremden, der seine Rückkehr auf den Herbst angesagt hatte. Schon damals hatten einige nicht miszudeutende Worte und ein sehr reiches Geschenk, das Halland sorgfältig verbarg, ihm über die Absichten dieses Mannes in Betreff Helga's keine Zweifel gelassen. Jetzt sandte ihm derselbe wieder eine Summe Geldes und schrieb ihm dabei, seine Geschäfte hinderten ihn im Herbste des Weges zurückzukommen, es dürfe leicht bis zum Frühjahr oder noch später währen, er wolle aber, wie er einmal gesagt, für Helga Sorge tragen, wenn der Vater sie ihm zu übergeben geneigt sei; deshalb betrachte er sich von jetzt an schon als Denjenigen, der die Ausgaben für sie tragen müsse, und sende Halland dazu eine Summe unter der Bedingung jedoch, daß er die Tochter nicht aus dem Hause lasse und vollends nicht verheirathe, bis zu seiner Zurückkunft. Er wolle sie dann mit nach England nehmen, woher sie offen-

bar stamme, und für die Auffindung ihrer Aeltern sorgen.

Halland konnte sich leicht denken, daß das Alles nur Vorwände für ihn und sie waren; indessen der Fremde kannte Welt und Menschen zu gut, um nicht zu wissen, daß man eben durch solche Vorwände, die man Denjenigen, die Uebles thun wollen, in die Hand gebe, sie am leichtesten gewinne, weil sie sich und Andere damit beschwichtigen. Deshalb fragte er sich auch stets: Handle ich denn unrecht, wenn ich für Mühe und Kosten bei der Erziehung des Mädchens jetzt auch eine Entschädigung annehme? Und mache ich nicht ihr Glück, wenn ich sie einem reichen, wohlwollenden Manne überlasse, der für sie sorgen, ihre wahren Aeltern aufsuchen will? Ich wäre ja zuletzt noch schwer verantwortlich, wenn ich das hindern wollte! Mit solchen Gründen beruhigte er sein Gewissen; daß er aber im Innersten wußte, wie sträflich er handle und wie er nur der Lockung des Goldes nachgebe, davon war sein sorgfältiges Verbergen der Sache vor Helga und das Gefühl der Angst und Reue, welches ihn bisweilen antrat, der sicherste Beweis.

Wochen waren vergangen; John und Helga harrten gleich ungeduldig auf einen Brief von William, der aber noch immer ausblieb. Der Herbst näherte sich; Helga war verwundert, daß Rollo sich nicht ein einziges Mal gezeigt habe, da sie bei seinem seltsamen Wesen geglaubt hatte, er werde häufig und schon in den nächsten Tagen wiederkommen.

Die Blätter begannen sich zu färben, das Laub fiel, die Abende wurden länger, die Seewinde rauher; in Helga's Seele kehrte, was sie bisher nie gekannt hatte, eine Stimmung der Trauer und Wehmuth ein, die weder die Geschäfte des Tages, noch die stilleren Abende zerstreuen konnten. Selbst diese nicht, obgleich der alte John fast

immer freundlich herüberkam, um sein Töchterchen zu begrüßen und mit ihr zu plaudern.

Endlich traf ein Brief von William an seinen Vater ein. Er meldete zwar noch nichts Näheres über die Ergebnisse seiner Reise, denn er war erst einige Tage nach seiner Ankunft in London geschrieben und nur, weil das Dorf so weit abseits der großen Landstraße lag und weil er durch Schiffergelegenheit ging, verspätet angekommen. Doch glaubte William bereits Spuren aufgefunden zu haben, die ihn weiter leiten könnten. Er bat den Vater indessen, ihm nicht eher darüber etwas schreiben zu dürfen, bis er Gewißheit statt der Vermuthungen geben könne. Außerdem berichtete der Brief nur von der Reise, von dem Eindruck, den das ungeheure London mit dem Gebrause seines Verkehrs und Völkertreibens auf den im einsamen Schooße der Natur erwachsenen Jüngling gemacht, und von andern Erlebnissen. Zwei Einlagen an Helga bat er den Vater dieser selbst zu übergeben; die eine mochte sie Jedem zeigen, die andre war für sie allein bestimmt. Erfreut durch diese Botschaften und durch das Gefühl, der Ueberbringer einer Freude zu sein, begab sich John zu seinem Nachbar hinauf. Es war die Stunde der Dämmerung; die Septembersonne hatte sich schon in die Meereswellen versenkt; violette, mit Streifen glühenden Roths durchzogene Wolkengebirge lagen am Horizont. Der Wind gestaltete die seltsamsten Formen in den Gewölken; zerrissen, verweht, mit aufwärts gekrümmten scharfen Spitzen zogen sie sich über den Himmel hin und erhöhten das schauerliche Herbstgefühl.

Helga war ihrem Vater auf den Thurm gefolgt, um ihm wie gewöhnlich beim Anzünden der Lampen behülflich zu sein. So gewohnt sie des Schauspiels war, welches das weit vor ihr ausgebreitete Meer darbot, erfüllte es sie doch

immer wieder mit dem Gefühl seiner schaurigen Erhabenheit. Besonders aber jetzt, wo es halb in die Glut des Abends getaucht, halb mit düstrem Grau der Wellen und aufsteigendem Nebel bedeckt, unruhig, Unheil brütend, finster und blutig aufschäumend um die Küsten brauste. Diese zackten sich schwarz gegen die lichten Grenzen des Himmels aus; wie Riesenarme griffen sie in die Flut hinein; das starre Erdreich schien mit der wogenden See zu grollen und beide einander finster zu beschauen.

„Jetzt kommen die Nächte, wo man diese hier braucht," sprach Halland, indem er zu Helga, die in den Anblick und ihre Träume versunken auf der Gallerie stand, hinaustrat und rückwärts auf die Lampen deutete. „Der September hat begonnen. Die Nachtgleichenwinde lassen sich spüren; mir däucht, wir werden dieser Tage Sturm bekommen."

„„Wenn nur kein Unglück geschieht!" antwortete Helga.

„Unglück für Andre ist oft Glück für uns; der Strand muß auch gesegnet werden," erwiderte Halland roh. „Doch sieh einmal dort das Boot, das kommt noch gerade zu guter Zeit bis in den Hafen. Ein guter Segler! Aber die Nacht draußen auf dem Meer hätte ihm doch gefährlich werden können. Hm! Ein stattliches Schiff. Wird sich wol hier bergen vor den bösen Windzeichen dort unten. Horch, er geht wahrlich schon hohl!"

Ein langes unheimliches Sausen zog durch die Lüfte; der Herbstwind bewegte die grauen Flügel und streifte über die See, daß sie weiß aufschäumte. Das Boot schoß pfeilschnell dem Hafen zu. Der Luftstrom brauste rauh um die Thurmspitze; Helga mußte sich Tuch und Schürze festhalten. „Komm herein," sprach Halland, „und geh' hinab; es taugt Dir nicht mehr draußen zu sein. In einer Stunde komme

ich auch hinunter. Geh nur, Du wirst den Nachbar John drunten finden; ich sah ihn schon zuvor ins Haus gehn."

Helga eilte hinab. Sie trat vom herbstlichen Frost durchschauert, blaß und mit trüber Miene ein. „Guten Abend, Vater," sprach sie freundlich, doch mit dem Ausdruck der Trauer, „was bringt Ihr uns Gutes und Neues?" „Dir zwei Briefe, Töchterchen," erwiderte John und hielt sie ihr dar. Wie ein verklärender Schimmer überflog das Roth der Freude Helga's Wangen und sie rief zweifelnd: „von William? Vater, sprecht, ich bitte Euch, von William?"

„Freilich, Töchterchen," erwiderte der gutmüthige John und die Freude hauchte auch über sein von Gram gefurchtes Antlitz ein heiteres Lächeln; „freilich, von wem sonst, da nimm. Der eine ist für Dich ganz allein."

„Ach gebt, gebt," bat Helga mit liebender Hast und nahm die Briefe; „o Vater, laßt sie mich auf meinem Stübchen allein lesen!" John nickte, sie zündete die Lampe an und eilte mit fliegenden Schritten und vor Ungeduld laut pochendem Herzen hinaus.

John blickte ihr nach. „Welch ein liebendes, unschuldiges, kindliches, großes Herz!" sprach er im Innersten bewegt. „O ja, an dieser reinen Brust wird William sein Glück finden! Möge ihm der Himmel die köstliche Gabe bewahren! Möge er ihrer länger, glücklicher genießen als ich, möge er —"

Seine Gedanken wurden von seinen Gefühlen überwallt; er setzte sich in den Lehnsessel, stützte das Haupt in die Hand und eine Thräne glänzte in den grauen Wimpern.

Es war ganz still und einsam um ihn her; die Wanduhr gab das gleichförmige Maß der Ruhe; tiefe, graue Dämmerung lag in dem Gemach; nur von außen schim-

merten die violett verrauchenden Abendwolken herein. Doch von Zeit zu Zeit ließ der heranziehende Sturm seine langen, hohlsausenden Athemzüge vernehmen und unterbrach damit das noch gedämpfte Grollen der See, die mit zurückgehaltenem Zorn eintönig gegen die Ufer brandete.

„Vater!" vernahm der in seine Erinnerungen tief Versunkene eine sanft tönende Stimme; es war Helga, die, die Lampe in der Hand, mit von süßem Glück glänzenden Augen vor ihm stand. „Vater!" wiederholte sie und reichte ihm die Hand, „wie lieb hat mich William!"

Sie setzte die Lampe auf den Tisch neben dem Sessel, ohne John's Hand loszulassen. So blieben sie lange einander mit innigster Liebe anschauend und John strich mit der Hand über Helga's Stirn und Wange. „Liebes Kind! Sei recht glücklich! Erhalte Dir der Himmel dieses Antlitz lange ohne Spuren von der scharfen Hand des Kummers! Sie drücken sich tief ein! Bleibe glücklich!"

„Ach, wenn nur William erst zurückgekehrt wäre," sprach sie lispelnd, „jetzt ängstigt mich so Vieles!"

„Geduld, mein Herz," erwiderte John, „er kann ja bald wieder daheim sein! Setze Dich jetzt zu mir, laß uns recht heiter und glücklich schwatzen; ich habe ja auch heut einen frohen Tag und die Abendsonne scheint freundlich auf den abblühenden Baum meines Lebens. Setze Dich!"

Sie that es und nahm das Spinnrad. Doch das Gespräch stockte oft, weil das Herz zu überfüllt mit Gedanken war. Helga wollte eben ihr Herz darüber öffnen, daß sie jetzt nicht mehr das Vertrauen zu ihrem Vater habe, wie früher, daß er so oft anders als sie und hart oder roh denke (es war der Zwiespalt, der natürlich zwischen einer verwahrloseten und einer veredelten Bildung eintreten und mit den Jahren der Erkenntniß zum Bewußtsein kommen

muß), endlich daß sie von gewissen Geheimnissen, die er habe, beängstigt werde: als die Thür sich öffnete und Halland eintrat.

„Guten Abend, Nachbar," sprach er, „das wird eine rauhe Nacht. Gebt Achtung, der Wind wird uns ein Lied singen; die Wolken hat er zerzaust, daß sie wie wildes Gestrüpp über den Himmel hängen; jetzt fängt er die See schon an zu kitzeln. Er wird sie bald aus ihrem ruhigen Bette jagen. Horcht einmal auf!"

Ein lang gehaltener Ton, der von einem tiefen Grollen bis zum pfeifenden Kreischen aufstieg, zog durch die Lüfte und rauschte über die klirrenden Fensterscheiben.

„Es stürmt schwer," sprach John ernst.

„Fast wie in der Nacht, wo Ihr hier eintrafet," bemerkte Halland.

Alle schwiegen. Jetzt fing auch die See an sich vernehmlicher hören zu lassen und schlug mit dumpf donnerndem Hall gegen die steilen Ufer. Ein erneuter starker Windstoß heulte um das Haus und packte es mit wildem Rütteln, daß die Thüren rasselten. So gewohnt sie solcher Abende war, schauerte Helga doch zusammen. Plötzlich warf es die Hausthür krachend zu und eben so rasch sprang die Stubenthür auf und eine in einen Mantel verhüllte Gestalt herein; Helga that einen lauten Schrei und flog von ihrem Sessel auf.

„Grüß' Euch Gott," rief eine wohltönende Stimme, „der Sturm schleuderte mich fast herein!"

Es war Rollo, dem die Locken verweht um den Nacken flogen und der jetzt den Mantel wegwarf und freudig auf Helga zueilte. „Rollo!" rief diese und erholte sich von ihrem Schreck. Alle hießen ihn willkommen.

„Nicht wahr, ich bin lange geblieben?" fragte er, „aber

nun bleibe ich noch länger hier, bleibe ganz." Die Anwesenden sahen sich verwundert an. „Auf dem Eiderholm hält mich kein Anker mehr, ich war die enge Insel längst satt. Haus und Hof sind verkauft! Ich wohne nun hier, droben am Berg im Häuschen des Fischers Hävenborg, das haben wir zur See beim Fischfang abgemacht. Eben sind wir eingezogen."

„Seht einmal an!" rief Halland verwundert, „ein Einwohner mehr auf der Westerspitze und ein tüchtiger Schiffer, glaube ich. Das große prächtige Boot, was vor anderthalb Stunden in den Hafen einlief, gehört also Dir?"

Rollo bejahete es.

„Und Deine arme Mutter?" fragte Helga, „hast Du sie verlassen?"

„Was denkst Du, Helga," antwortete Rollo unwillig; „sie ist die Einzige in der Welt, die mich lieb hat! Aber sie war eben schuld! Nun kommt der Herbst, da wird sie kränker und kränker und oft kennt sie selbst mich nicht mehr. Wie ein Gespenst wankt sie im Hause herum und spricht nicht und verbirgt sich scheu vor Jedermann und jammert einsam leise; am besten ist sie noch, wenn sie ihre alten Lieder singt. Nun denkt Euch aber die langen Herbstabende, die See nicht mehr zu befahren, ich ganz allein mit ihr und der alten Selgard, keinen Menschen auf der ganzen Insel, den ich mag und der mich mag —"

„Wie," fiel Helga ein, „Keinen, den Du lieb hättest oder er Dich?"

„Nein, jetzt nicht mehr," sprach Rollo trotzig. „Es ist aus mit Allen! Die Vogeljagd macht mir lange Weile, der See bin ich überdrüssig und der Menschen zumal! Hier aber gefällt mir's! Laßt mich doch hier wohnen!" fuhr er bittend fort. „Ich will Euch ja nichts zu Leide thun! Ihr sollt immer das Beste von meinem Fischfang haben und

den Winter hindurch will ich Euch Netze stricken und Geräthe schnitzen. Auch Bücher weiß ich zu lesen, die Mutter hat mir's gelehrt, als sie noch nicht so krank war; ich mag sie zwar nicht und mir ist das Leben auf Meer und Felsen lieber als das Sitzen in der Stube. Wenn's aber zum Winter geht, soll's mich doch freuen mit Dir, Helga!"

Der neue Gast, der sich so offen und ehrlich mit Allem, was er wollte und nicht wollte, kundgab, wurde nochmals willkommen geheißen. Es war unmöglich, dem schönen, redlichen Trotzkopf jemals böse zu werden, so ungestüm er sich auch oft gezeigt hatte. Nur Helga fühlte sich ein wenig beunruhigt, beschloß aber, ihn gleich von vornherein zum Guten zu stimmen. Sie war daher sehr freundlich zu ihm und während John mit Halland im Gespräch war und ihm von William's Brief erzählte, wandte sie sich zu Rollo und sprach leise: „Du sollst mir sehr willkommen sein hier, lieber Rollo, ich will mein Versprechen halten, Dich wie eine Schwester lieben. Sei aber Du auch gut und freundlich; laß Dich's nicht kränken, daß ich William auch in der Ferne so innig liebe, als ob er hier wäre. Er war mir ja Lehrer und Freund, ehe ich Dich kannte. Reich mir die Hand, Rollo, daß Du gut sein willst!"

„Ich will Dir Alles zu Liebe thun, Helga," sprach er leise, „meine Füße wund laufen, meine Hände blutig arbeiten, bleib' aber Du auch freundlich zu mir und sei meine Schwester."

„Das bin ich," lächelte sie ihm zu und drückte seine Hand.

Jetzt wurde der Knabe froh; flog auch noch bisweilen ein Wolkenschatten des Unmuths über seine edle Stirn, ein Blick Helga's verscheuchte ihn schnell. Draußen rasten Sturm und See; aber in dem kleinen Gemach war es traulich und

hold. John sprach väterlich belehrend, Rollo erzählte mit allem Feuer der Jugend von den Abenteuern und Gefahren, die er schon bestanden in so junger Zeit. Um Alle schlang sich ein Band der Liebe. „Ich wollte, Du wärest mein Vater," sprach Rollo zu John, dessen freundliche Milde volle Herrschaft über ihn gewonnen hatte; „Dir würde ich immer gehorsam sein!"

„Ich will Dir das Gute nicht befehlen, sondern rathen," erwiderte John lächelnd, „besuche mich oft in meiner Hütte, so will ich Dir auch manches Nützliche lehren!"

Rollo's Augen leuchteten.

Endlich schlug die Stunde der Trennung. Der Sturm schüttelte das Haus, das Meer donnerte gegen den Boden, daß er erbebte; kein freundliches Geleit für die Heimkehrenden! Doch die Elemente haben Denen nichts an, die den Frieden des Guten im Herzen tragen. John, Rollo und Helga schlummerten süß, wenn gleich von vielen Traumgestalten umschwebt.

Dreizehntes Capitel.

Die rauher werdenden Herbsttage verstrichen in diesem wohlthuenden Beisammensein. Rollo blieb zwar leidenschaftlich, aufgeregt, wurde oft ungestüm, doch Helga lernte es, ihn mit einem Blick, einem Wort zu lenken. Es war eigenthümlich, wie der Zauber ihrer Lieblichkeit und Sanftmuth wirkte; denn nicht nur daß sie die Einzige war, die den wilden Knaben zu frommem Gehorchen brachte, so war

sie es auch von allen Bewohnern des Oertchens allein, welche sich Rollo's Mutter nähern durfte, die sich vor jedem Andern scheu verbarg. Dieselbe galt daher allgemein für völlig irren Geistes; doch Helga sprach oft: „Nein, sie ist nicht irre; nur eine tiefe, tödtliche Trauer umschleiert oft ihren hellen, weiblich sanften Sinn. Dann treten finstere Stunden ein; aber dazwischen, glaubt mir, ist sie so gut und verständig, besser als wir Alle. Rollo sagt aber auch, sie sei nur zu mir so; ja selbst gegen ihn scheine sie ihm nicht so herzlich vertrauend wie zu mir. Ach, ich habe sie auch so lieb!"

Mit Verlangen sah John ferneren Briefen von William entgegen; sie trafen endlich ein, brachten aber nicht ganz die erwünschten Nachrichten, sondern mischten zu geringen Hoffnungen, die sie erregten, neue Prüfungen. „Von Deiner unglücklichen Schwester, bester Vater," so schrieb er, „ist es mir unmöglich gewesen, irgend eine Spur zu entdecken. Ihre Rente hatte sie, wie sich aus den Büchern der Gesellschaft ergibt, schon um die Zeit ihres Verschwindens aufgegeben und mit einem nicht unbedeutenden Verlust das Kapital wieder dagegen eingetauscht. Nach Ralph habe ich geforscht. Seit vielen Jahren hat er den Wohnsitz in London aufgegeben, ist lange in Indien, lange in Amerika gewesen; vor Kurzem ist er öfters, aber nur auf flüchtigen Durchreisen, hier gesehen worden. Man flüstert, er habe wegen einer unredlichen Spekulation, wobei er jedoch viel gewonnen haben soll, sich aus Indien geflüchtet, um einer Untersuchung auszuweichen, und könne auch in England nicht bleiben. So viel glaubt man zu wissen, daß er hier Agenten habe, die seine Gelder in der Stille aus allen Verbindungen, in denen er stand, herauszuziehen und ihm zuzusenden beauftragt sind. Vielleicht gelänge es mir durch

weitere Forschungen etwas Bestimmtes über ihn zu ermitteln, allein für den Augenblick kann ich diese nicht fortsetzen, sondern muß mich nach Newyork einschiffen. Gestatte es mir, mein Vater, Dir über die Gründe dazu jetzt noch nichts Näheres anzugeben. Dir wird es ganz begreiflich erscheinen, daß ich den Wohnort meines Großvaters besuche, um nähere Auskunft über ihn zu erhalten. In wenigen Monaten kann ich Dir vielleicht nicht nur diese geben, sondern auch schon meine Rückkehr mit, so hoffe ich, glücklichen Nebenumständen melden. Sei nicht in Sorge wegen meiner Geldmittel; ich bin sparsam und sie reichen aus, weil ich es übernommen habe für einige Kaufleute, die ich hier kennen gelernt, Aufträge in Amerika zu besorgen, deren Provision meine Reise fast bezahlt macht." — Der übrige Theil des Briefes war nur der des Sohnes zum Vater; und eine Einlage an Helga enthielt für diese so viel süßes Weh, daß man mehre Tage nicht wissen konnte, ob Freude oder Schmerz ihren blauen Augen den feucht glänzenden Silberblick gaben, der oft, wenn sie sich unbelauscht glaubte, darüber hinflog.

So gingen auch die Wintermonate vorüber. So rauh die Stürme waren, so nackt und kahl die Küste, im tiefen Schnee begraben, starrte, so schwarz die Felsen und düstern Tannenwälder sich thürmten und trotzig auf die finstergrollende See hinabschauten, dem freundlichen Stern des Leuchtthurms nahe, verfloß manch traulicher Abend. Es war ein anmuthiges Bild, wenn John mit seinen tiefgefurchten, aber doch still-friedlichen Zügen im Lehnsessel zunächst dem Ofen saß und vorlas, während Helga am Spinnrade die weißen Hände fleißig bewegte und Rollo, von Streifzügen in die Felsen zur Eiderjagd heimgekehrt, mit seinen von Jugend und Winterluft gerötheten Wangen sich zu ihr setzte und

seine Fischernetze mit anmuthigem Geschick strickte. Die alte Schwester Halland's pflegte dann hinter dem Ofen einzunicken und Halland selbst war oft, in finstern Gedanken grübelnd, nicht so aufmerksam, wie er sonst pflegte. Es war der unruhige Keim des Bösen, das Sinnen über sträfliche That, wodurch er gequält wurde, während alle Uebrigen bei manchem wirklichen Leid den köstlichen Frieden des Bewußtseins genossen.

Manchen Abend brachte Helga aber auch in Rollo's Hause bei seiner Mutter zu; doch kränklich wie diese war, pflegte sie früh zur Ruhe zu gehen, denn nur vor Mitternacht genoß sie eines gesunden Schlafs, mit jeder Stunde später wurde er unruhiger. Daher trat selten ein Tag ein, wo der trauliche Verein in Halland's Wohnung, die im Winter bei stockender Schifffahrt kaum dann und wann am Tage einen Gast sah, geschweige Abends, nicht wenigstens auf einige Stunden beisammen gewesen wäre.

Der März nahte heran; Halland hatte inzwischen mehrmals Briefe bekommen, die er geheim hielt. Helga würde davon nicht beunruhigt worden sein, wenn nicht einige Aeußerungen, die er hinwarf, es außer Zweifel gesetzt hätten, daß er noch mit jenem Fremden in Verbindung stand, und wenn er selbst nicht seine Unruhe und innere Aufregung durch vielfache Zeichen bekundet hätte. Er war, was er sonst nie gewesen, häufig finster, brütend, unwillig; er äußerte sich, obwol er über funfzig Jahre zufrieden gelebt, oft mismuthig über seine Lage, sein mühseliges Amt und spärliches Einkommen. Auch schalt und grollte er nicht selten ohne alle Ursache, besonders auf Helga. Wenn diese durch verdoppelte Freundlichkeit seinen Unmuth zu verscheuchen suchte, dann war es bisweilen, als werde er in seiner rohen Weise gerührt und reuig; doch er vermochte nicht, dies

frei zu bekennen, sondern ging nur erzürnt auf sich selbst hinaus und ließ sich mehre Stunden lang nicht blicken.

Helga ertrug das still, ohne Jemand in ihr Vertrauen zu ziehen, was sie um so weniger wagte, da sie selbst nur von unbestimmten Sorgen geängstigt wurde.

In dieser Zeit kam John eines Abends wie gewöhnlich in das Gastzimmer Halland's und setzte sich zu Helga an den Tisch, die nebst ihrer Base damit beschäftigt war, einige Vorräthe auszupacken, die in einer Kiste aus der nächsten Stadt gekommen waren. Halland war oben auf dem Leuchtthurm und auch sonst Niemand zugegen. John nahm ein halb durchgerissenes Zeitungsblatt, in welchem etwas eingewickelt gewesen war, in die Hand und warf einen gleichgültigen Blick darauf. Plötzlich wurde er aufmerksamer, las mit sichtlich gespannten Zügen, wechselte die Farbe und zitterte. Helga hatte seine Bewegung bemerkt und wollte soeben fragen, was ihm fehle, als er ihr zuvorkam und sie fragte, ob sie ihm die andere Hälfte des Blattes nicht geben könne. Sie betrachtete das, welches John in der Hand hielt, und suchte, unter den mancherlei Papieren, in welche die Gegenstände aus der Kiste gewickelt waren, nach, fand jedoch nichts. John wollte gern wissen, welch eine Zeitung er lese und von welchem Datum sie sei. Da sich die Ergänzung nicht fand, las er aufmerksam das Blatt weiter, um aus anderen Merkmalen den Druckort und das Alter desselben zu ersehen. Aus den Nachrichten, die es enthielt, und aus mehren Datumsangaben konnte er ersehen, daß es zu einer norddeutschen Zeitung gehöre und etwa drei Jahre alt sein müsse. Die Nachricht, welche ihn so in Aufregung gebracht hatte, lautete so:

„In einer englischen Zeitung finden wir folgende merkwürdige Anzeige, deren Verbreitung auf dem Con-

tinent vielleicht ihrem Zweck entsprechen könnte: An meine Kinder. Die Zeit verwischt, versöhnt und heilt. Sie hat die Erinnerung an Euern Fehler verwischt, meinen Zorn darüber versöhnt, meinen Schmerz über Eure That geheilt. Ich werde alt, neige mich dem Grabe zu, möchte nicht gern einsam sterben. E..... und J... St.....d, die Nachforschungen, welche ich schon längst im Stillen nach Euerm Aufenthalt angestellt habe, sind vergeblich gewesen. Wohin Ihr Euch nach Eurer Flucht aus London vor dreizehn Jahren begeben habt, habe ich nicht ermitteln können. Seid Ihr noch am Leben, so gebt mir Nachricht, oder kommt lieber sogleich nach N.. Y... in Eures Vaters Arme zurück, der Euch von Herzen vergeben und seinen Reichthum mit Euch theilen will.

Euer H.... B....n."

„Den betreffenden Personen kann diese Anzeige, sobald sie sie lesen, nicht undeutlich sein. Sie haben sich nur an mich zu wenden, um sogleich nähere Auskunft und sobald sie sich als die Bezeichneten erweisen, jede Art der Unterstützung zu erwarten, die sie zur Ausführung obiger Pläne etwa bedürfen.

James Darlington, Advokat zu London."

Es konnte bei John kein Zweifel obwalten, wer gemeint sei. Doch über drei Jahre waren verstrichen, ohne daß er Kenntniß von dieser offenbar von Sir Henry Burton herrührenden Auffoderung erhalten hatte. Derselbe mußte sehr alt sein, er hatte die Annäherung des Todes gefühlt, war er noch am Leben? — Seine Tochter wiederzusehen, war es zu spät. Würde er John allein, den fast zum Greise Gewordenen, Kränklichen, Lebensmüden, als Sohn in seine Arme aufgenommen haben? Aber William, sein Enkel, jetzt durchfuhr es John mit dem Blitz der Ahnung. Zu-

verlässig hatte William Kenntniß von der Anzeige erhalten und war deshalb nach Newyork gegangen! Gewiß hatte ihm Burton's Bevollmächtigter, Darlington, die Mittel dazu gegeben, und nur um dem Vater nicht eine vielleicht vergebliche Spannung zu erregen, hatte er die Mittheilung näherer Umstände unterlassen.

Das waren die Gedanken in John's Seele, der das Blatt sorgfältig zu sich steckte, doch über Das, was er jetzt thun solle, noch nicht mit sich einig werden konnte. Jedenfalls schien es ihm unerläßlich an den Advokaten Darlington zu schreiben.

Seine Seele war im Innersten erschüttert; die Bilder seines Lebens traten aus den Nebeln der Vergangenheit mit frischen Farben hervor, sie zogen ihn noch einmal zurück auf die unruhvolle Bahn, die er seit langer Zeit verlassen. Ach, das Glück, nach welchem er damals auf derselben strebte, war heut keins mehr für ihn; doch er dachte an Helga, an William und Freudenthränen traten in sein erloschenes Auge, über diesen warmen Abendsonnenblick des Schicksals auf den sinkenden Tag seines Lebens.

Ein Brief nach London ließ sich jetzt schon wieder leichter befördern; die Schifffahrt war bereits seit einigen Wochen wieder eröffnet und obwol die Aequinoctialstürme eben jetzt eine unruhige Zeit bereiteten, war John doch sicher, daß in den nächsten Tagen ein Schiff nach England durchgehn und vielleicht sogar sich vor Anker legen werde.

Doch schon am nächsten Morgen brachte ihm Helga selbst mit freudig glühenden Wangen einen Brief von William. Ein besonderer Bote hatte von der nächsten Station einen Brief an Halland gebracht, der offenbar von jenem Fremden herrührte. Durch diese Gelegenheit war auch William's Brief gekommen und bei Halland abgegeben worden.

Mit klopfendem Herzen öffnete ihn John; er ahnte, daß er etwas Wichtiges lesen werde, denn der Brief war aus London, mithin mußte William aus Amerika zurückgekehrt sein. Dieser schrieb:

„Theurer Vater!

Noch ist mir Alles wie ein Traum! Soeben kehre ich aus Amerika zurück und übermorgen hoffe ich mich auf der Kauffahrtei-Fregatte „Georg der Dritte" einzuschiffen; dann kann ich bei günstigem Winde binnen drei Tagen die Feuer unsres Leuchtthurms sehen! Vater, ich kehre mit glücklichen Botschaften wieder! Ich war in Newyork, am Sterbebette meines Großvaters; ich bringe Dir seine Vergebung, meiner Mutter den Segen des sterbenden Vaters für das Grab seiner Tochter und mir alle Mittel, Dir ein behagliches Alter zu gründen, meiner theuren Helga ihren Lebenspfad mit den heitersten Gaben zu schmücken. Der Großvater hat mich zum Erben eingesetzt, ich kehre reich, sehr reich an Gold, aber noch unendlich reicher an Glück wieder. Denn das schönste Ergebniß meiner Reise melde ich Dir jetzt erst. Auch von Deiner Schwester, mein theurer Vater, habe ich Spuren gefunden, Spuren, die vielleicht die wunderbarsten Verkettungen der Geschicke ans Licht bringen. Mir ist dieses Vielleicht fast schon unbedingte Gewißheit, doch laß mich mit der Enthüllung dieser Geheimnisse zögern, bis ich selbst zurückgekehrt bin; denn noch einen Zeugen muß ich hören, bis ich sprechen kann: „Es ist so, sie ist gefunden!" — Nicht die tausendfältigen Geschäfte allein, mein theurer Vater, die ich jetzt noch zu besorgen habe, sondern auch die Eile, mit der dieser Brief fort muß, um das Packetboot nicht zu versäumen, zwingen mich hier zu schließen. Nur so ist es möglich, daß

er früher zu Dir kommt als ich; und ich habe nicht einmal die Rückkehr meines Boten, den ich, um Eure während meiner Abwesenheit etwa eingetroffenen Briefe abzuholen, auf die Post gesendet habe, abwarten können. So bin ich denn seit länger als vier Monaten ohne Nachricht von Euch, hoffe aber zu Gott, daß er Denen, die er so großer Freude aufspart, auch die frische Lebenskraft, sie zu genießen, erhalten haben werde.

Tausend Grüße meiner Helga.

Dein William."

John zitterte vor Freude, nein, vor Wehmuth, Erinnerung, Hoffnung, Liebe, Glück, Schmerz, denn in allen diesen Empfindungen wogte seine Seele auf und nieder. Thränen drangen in sein Auge; ein heiliges Gefühl überwältigte ihn. „Meine Tochter," sprach er zu der erwartungsvoll vor ihm stehenden Helga, „laß uns zu dem himmlischen Vater beten, seine Güte ist unerschöpflich!" Er senkte die wankenden Knie und die fromme Helga kniete an seiner Seite; ein Gebet ohne Worte, doch dem Herzen des Ewigen das nächste, entquoll ihrer Brust.

Erst nach langer Pause wagte Helga die Frage: „Was schreibt Dir William?" John schwieg einen Augenblick, dann betrachtete er den Brief, verglich das Datum und rief: „William kommt, vielleicht schon recht bald!"

„Recht bald?" rief Helga und flog an John's Hals, „o sagt mir wann? Laßt mich seinen Brief sehen, lieber Vater!" bat sie schmeichelnd.

„Glaube diesmal nur mir," erwiderte John freundlich und hielt den Brief zurück, denn er wollte sie Das noch nicht wissen lassen, was William von seinen Verhältnissen geschrieben hatte, damit diesem selbst die Freude der Ueberraschung würde; sich selbst sparte er es auf, Helga durch

William's unvermuthete Ankunft zu überraschen, da es dem Briefe nach möglich war, daß er noch heute komme. So vermochte denn auch das freundliche Kosen des Mädchens nichts über ihn, sondern er blieb bei seinem lächelnden Nein und ließ sie sogar noch das Verschweigen der ganzen Nachricht versprechen; sie beruhigte sich endlich dabei, gewiß, daß John sie über William's baldiges Kommen nicht täusche.

Voll von dieser Nachricht eilte sie nach Haus zurück. Vor der Thür stand ein Wagen mit Postpferden; es durchflog sie ein halb freudiger, halb ernster Schreck, denn jeder Reisende konnte ja auch William sein. Doch bedachte sie bald wieder, daß dieser wol schwerlich vor einer andern Thür als der seines Vaters halten werde. Indessen beflügelte sie ihre Schritte und trat fast außer Athem ins Gastzimmer. Ein unwillkürlicher Ausruf des Erschreckens überraschte sie, als sie jenen Fremden vor sich sah, mit dem Halland seinen geheimnißvollen Verkehr trieb.

Mit seinem unheimlichen Lächeln begrüßte er das bestürzte Mädchen. „Kennst Du mich noch, meine Kleine?" fragte er; „wahrhaftig, Du hast Dich recht hübsch ausgewachsen! Bist Du noch immer so spröde?"

Auf Helga's Wangen wechselten Röthe und Bläße; sie vermochte nichts zu antworten. Endlich fragte sie verwirrt, was dem Herrn zu Befehl stehe.

„Ein Zimmer, mein Kind, dasselbe, was ich letzthin bewohnte, ich werde vielleicht die Nacht bleiben, denn ich will die Ankunft eines Schiffes erwarten, an dessen Bord ich muß."

Helga eilte auf diese Antwort sogleich hinaus, um das Nöthige zu besorgen, damit sie nur schneller aus dem Bereich des Fremden komme. Dieser bekümmerte sich auch weiter nicht viel um sie, sondern begab sich auf sein Zimmer, wo er sich mit Schreiben beschäftigte; Halland kam

im Lauf des Vormittags zweimal zu ihm, doch schien es, als habe er nur Briefe zur Bestellung erhalten, denn er fertigte jedesmal darauf einen Boten damit nach verschiedenen Orten ab.

So verstrich der Vormittag. Nachmittags stand Helga, deren Herz in freudiger Bewegung schlug, am Fenster und sah über die See hinaus; sie lag grau und bewegte sich in regelmäßigen, aber schweren Wellen. In den Wolken zeigten sich Windstreifen; die Segel der Fischerkähne waren alle einwärts gerichtet. Auch Rollo lief eben mit seinem Boot in den Hafen ein. Wenige Minuten darauf stand er vor Helga, die sein Kommen nicht bemerkt hatte, am Fenster. Er pochte an; sie, deren Blicke auf dem fernen Rande der See weilten, schreckte zusammen, doch wurde sie sogleich freundlich, als sie den schönen, wilden Knaben in seinen schwarzgrauen faltigen Regenmantel gehüllt vor sich sah. Auch diese Tracht stand ihm wohl und sein Lockenhaupt auf dem schlanken, freien Nacken erhob sich trotzig keck aus dem weiten Gewande.

„Grüß' Dich Gott, Helga," begann er; „heut Nacht werdet Ihr's wieder unruhig haben. Es zieht ein schwerer Sturm herauf, so viel ich die Wetterzeichen kenne, wenn er auch langsam kommt. Um Mitternacht denke ich, werden wir ihn spüren. Darum bin ich herangekommen, denn Eure Küste hier kenne ich doch noch nicht so genau wie meinen Eiderholm."

Rollo ahnte nicht, mit welcher Besorgniß er Helga's Brust durch diese Worte erfüllte; sie dachte an William, der vielleicht schon auf dem Meere sein möchte, und aus dem Innersten ihres Herzens sandte sie ein Gebet zum Himmel für ihn. „Kommst Du heut Abend?" fragte sie und wünschte sehr ein Ja zu hören, denn seit Rollo täglich

um sie war, hatte er jene Heftigkeit seiner auf William eifersüchtigen, von ihm selbst kaum verstandenen Leidenschaft abgelegt und hielt den Vertrag eines brüderlichen Verhältnisses mit aller Treue.

„Nein, Helga, heute nicht," erwiderte er: „ich weiß, die Mutter wird sehr krank und unruhig sein; ich kenne sie bei solchem Wetter. Deshalb wollte ich Dir jetzt guten Abend wünschen."

Sie reichten sich die Hände; Rollo ging.

Es wurde dunkel. Halland, der den Nachmittag gegen seine Gewohnheit lange ausgegangen war, kehrte zurück, zündete die Lampen auf dem Leuchtthurm an und kam dann hinunter. Er ging zu dem Fremden auf's Zimmer, blieb eine Zeitlang oben und schickte dann den Hausknecht mit einem Briefe nach der nächsten Post fort, von wo derselbe vor Mitternacht nicht zurück sein konnte. Niemand war jetzt im Hause als die alte Base, welche seit drei Tagen kränkelte, und eine Magd. Auch kein Gast stellte sich ein. Helga blieb daher ganz einsam und horchte ängstlich auf den ziehenden Wind und den einförmigen Schlag der Wanduhr. Ihr Vater war länger auf dem Leuchtthurm als gewöhnlich um diese Zeit; auch John, nach dem sie sich so sehr sehnte, kam nicht. Der Fremde oben in seinem Zimmer ging auf und ab; sie hörte jeden seiner Schritte. Eine Bangigkeit, die sie sich nicht zu erklären wußte, überkam sie; die höchste Freude, William's Rückkehr, war ihr nahe, doch nur traurige und beklemmende Gedanken füllten ihre Brust. Sie war so ganz allein; eine Furcht, die sie nie gekannt hatte, überfiel sie. Sie wollte zu der alten Base gehen, sich an deren Bett setzen, doch diese schlief. Die Magd mußte sich auch entfernt haben, denn sie war nicht in der Küche und im Hofe nicht zu errufen.

„Wenn doch Vater John käme!“ dachte Helga. Da glaubte sie die Hausthür sich leise öffnen zu hören und erwartete jeden Augenblick, auch die Stubenthür werde sich aufthun und der freundliche Greis eintreten. Doch vergebens. Plötzlich kam es ihr vor, als würden die Schritte des Fremden über ihr leiser, unregelmäßiger; bald unterschied sie deutlich zwei Gehende. Eine angstvolle Ahnung, diese Warnungsstimme Derer, die nicht schuldig genug sind, um fremde Schuld zu durchschauen, überfiel sie. Ein dunkler Trieb führte sie hinauf an die Thür des Gastes. Auf den Zehen schlich sie näher und blieb zitternd stehen, als sie schon auf dem Gange Halland's Stimme erkannte, der mit dem Fremden im lebhaften Gespräch war. „Ihr seid ein Thor!“ sprach dieser, „bedenkt die Summe und laßt Eure andern Bedenklichkeiten. Was habt Ihr Euch vorzuwerfen? Ihr habt siebzehn Jahre für das Mädchen gesorgt, jetzt ist die Zeit, wo sie das vergelten kann, und nun will ich die Sorge übernehmen.“

„Ich weiß gewiß, sie wird nicht fortwollen,“ antwortete Halland mit unentschlossenem Ton.

Diese Worte warfen ein eisiges Erstarren in Helga's Brust. Mit angehaltenem Athem und vor Schreck fast gelähmten Knien wankte sie leise näher und blieb an der Thür stehen.

„Sie wird schon,“ erwiderte der Fremde. „Wir erzählen ihr die Fabel von ihrer Geburt, ihrer geretteten Mutter, zu der ich sie bringen will, von dem Reichthum ihrer Aeltern, von — weiß der Teufel was sonst noch, aber ich werde schon sprechen. Glaubt Ihr, ich hätte nicht ganz andre Mädchen als sie zu überreden gewußt? Laßt das meine Sorge sein. Und will sie nicht, nun dann gebraucht Euer Ansehn und sie wird gehorchen!“

„Wenn ich nur wüßte, daß es ihr gut ginge," sprach Halland unentschlossen.

„Wie könnt Ihr zweifeln! Wenn ich so viel Geld gebe für das Mädchen, werde ich sie, die ich liebhaben will wie meinen Augapfel, kümmerlich halten? Sie soll in Sammt und Seide gehn, wie eine Prinzessin! Sie wird im ersten Augenblick weinen, das kenne ich schon an den Mädchen. Aengstlichkeit, Verstellung — Kindereien! Aber wartet nur ihren ersten Brief ab! Doch nun zum Entschluß! In dieser Nacht, wo möglich in dieser Stunde, müssen wir fort, denn sonst könnten wir den „Georg den Dritten" verfehlen, trotz der Laternen, die der Capitain aushängen will, wie er mir schreibt. Aber auf das Schiff muß ich, denn daran hängt mein ganzes Vermögen. Sind die Schiffsleute bestellt?"

„Ja."

„Und willig und verschwiegen? Ihr habt doch Jedem funfzig Dukaten versprochen, wenn sie vernünftig sind und im Nothfall helfen?"

„Ja," seufzte Halland mehr als er sprach.

„Nun so eilt, laßt das Boot in Stand setzen und die Sachen abholen. Helga braucht auch nicht einen Strumpf mitzunehmen, denn wie gesagt, in dem Koffer dort ist Alles, was sie nöthig hat. Als eine Dame von Stande könnte sie auch von ihren bisherigen Kleidern nichts gebrauchen!"

Bis dahin hatte sich Helga mühsam auf den Füßen erhalten, jeder Entschluß war durch den plötzlichen Schrecken in ihr gelähmt. Jetzt fühlte sie, daß es zu handeln gelte, daß sie nur wenige Augenblicke für sich habe. Leise, aber mit der Schnelligkeit des Rehes, flog sie Gang und Stufen hinab in das Gastzimmer. Ein dunkler Trieb sagte ihr, daß Flucht für jetzt das Beste sei; sie warf also, ohne

einen Augenblick zu verlieren, ihren Mantel um und verließ, so rauh die Nacht war, das Haus. Zu John zu eilen, diesem Alles zu entdecken, seinen Rath, seine Hülfe anzusprechen, war ihr erster Gedanke. Mehr hastig laufend, als gehend, mit dem stärker gewordenen Winde kämpfend, erreichte sie athemlos sein Häuschen. Sie fand die Thür verschlossen; seltsam und ungewöhnlich! Sie klopfte, Niemand öffnete; sie umkreiste das Haus und pochte an die Läden, Alles wie erstorben darin! Ein starrer Schrecken lähmte ihre Glieder, es durchfuhr sie der Gedanke, daß John vielleicht um Das wisse, was man gegen sie unternehmen wolle, und einverstanden sei; doch sie verwarf ihn unwillig. Und mit Recht, denn nur deswegen fand sie das Haus leer, weil John mit zwei Lootsen auf einem Boot in See gegangen war, um „Georg dem Dritten," auf welchem William nach der Berechnung aus dem Stande des Windes schon diesen Abend eintreffen konnte, entgegen zu fahren und ihn so um einige Stunden früher zu begrüßen. Zu verfehlen war er schwerlich, da es bräuchlich war, daß ein Schiff, welches einen Passagier aussetzen, oder Lootsen am Bord haben wollte, wenn es im Dunkeln kam, Laternen an den Masten aufzog, was ja auch der Fremde erwartete, der sich auf eben das Schiff zu begeben beabsichtigte, welches William verlassen wollte. Helga stand unschlüssig, sie zitterte; allein, in der Nacht, in dieser Noth, ohne Freund — da fiel ihr Rollo, fiel ihr seine Mutter ein. Zu ihr, von der sie oft wie eine Tochter begrüßt worden war, wollte sie flüchten. Wenigstens ein Obdach für diese Nacht war sie zu finden gewiß. Auf rauhen, steilen Pfaden, zwischen Sträuchern mit abgewelktem Laub, klimmte sie den Strandhügel hinan, auf welchem das Häuschen stand, in dem Rollo wohnte. Die Fenster waren noch

erleuchtet, aber dichte Vorhänge machten es unmöglich, hineinzusehn.

Drinnen ging es wunderbar zu. Die alte Selgard saß am Spinnrocken und manche Thräne entfiel ihren treuen Augen. Rollo hatte sich dem Kaminfeuer gegenüber gesetzt und stützte sein trotzig schönes Gesicht in die Hand. Auf einer Art von Ruhebett aus Matten und Decken lag seine Mutter bleich und matt; sie schien wie im Traum zu sprechen und zu singen, doch verstand man nur selten die Worte. Es waren aber ihre alten Lieder.

„Heut ist es einmal wieder recht arg mit ihr," begann Selgard halblaut. „Das Wetter wird schwer werden!"

„Ich wußte es schon draußen auf der See," sprach Rollo, „die weißen Windwolken sagten mir's, daß hier die schwarzen Trauerwolken aufziehn würden! Horch, pochte es nicht?"

„Der Wind mag an der Thür gerasselt haben," erwiderte Selgard.

Die Kranke richtete sich empor und sang:

„Laßt ein die arme,
Die zitternde Maid!
Verstoßt sie nicht grausam,
Ihr Weg ach war weit!
Ihr Fuß ist so müde,
Zerrissen die Hand
Vom Dornengebüsch
An der Felsenwand!"

„Wahrlich es pocht, Selgard; horch, es ruft draußen!" sprach Rollo und stand auf.

„Nichts, nichts, mein Sohn, Windsgeräusch, nichts weiter!" erwiderte Selgard und spann weiter.

Doch die Kranke, die in diesem Zustande ein leiseres Ohr hatte, sprach, ihre Phantasien mit der Wirklichkeit

mischend, mit geschlossenen Augen vor sich hin: „Oeffnet doch, laßt die Verirrte ein, sie ist ja so müde!“

Jetzt pochte es am Fenster; Rollo sprang hinzu und zog den Vorhang in die Höhe, um es zu öffnen und hinauszuschauen. Da fiel das helle Licht aus der Stube auf Helga's blasses, zitterndes Antlitz, die draußen stand; der Knabe sprang erschreckt zurück und rief: „Ist das ihr Geist?“

Die Kranke starrte hin, lächelnd und weinend streckte sie die Arme aus und sagte irren Geistes: „Komm herein, Töchterchen! Denkst Du, ich kenne Dich nicht? Ich suche Dich ja schon so lang!“

Helga nickte und gab Zeichen; Rollo hatte sich schon gefaßt und war hinausgeeilt, um die Thür zu öffnen. An Helga's Seite trat er wieder ein. „Komm, komm!“ bat die Kranke mit weicher Stimme und streckte die Arme verlangend nach ihr aus. Helga schwankte erschöpft näher. Selgard, die ihr entgegengeeilt war, rief erschreckt: „Um des Heilands Erbarmen! Kind, wie siehst Du so bleich! Was ist geschehn, sprich doch!“

„Ach nur eine Bitte,“ erwiderte Helga, „laßt mich diese Nacht bei Euch, diese eine Nacht, und wenn sie mich suchen, verrathet mich nicht!“

„Wer will Dir etwas zu Leide thun?“ rief Rollo heftig und der Muth funkelte aus seinem Auge.

„Komm, verbirg Dich an meiner Brust,“ bat die Kranke gleichzeitig. „Du bist ja meine süße holde Tochter, Du sollst mich ins Grab legen!“ Helga ging zu ihr, kniete an ihrem Lager und duldete es in süß schmerzlichem Gefühl, daß die Arme sie umschlang und das Haupt an ihre Brust zog, um es zu liebkosen und zu küssen. Endlich fragte Selgard, da Helga ruhiger geworden war, was sie herführe. Ein zartes Gefühl jungfräulicher und kindlicher

Scheu hielt sie ab die Ursache ihrer Flucht anzugeben; sie wollte ihren Vater nicht preisgeben, dessen Schuld sie mehr vermuthete als kannte.

„O bitte, laßt mich's verschweigen," bat sie daher, „nur verrathet mich nicht, wenn man mich aufsucht."

Alle versprachen es. Rollo in einer Wallung, die ihm alles feurige Blut in die Adern jagte.

Vierzehntes Capitel.

Der Wind war heftiger geworden; er steigerte sich zum Sturm. Heulend umsauste er den Leuchtthurm und jagte die brandenden Wellen hoch gegen das Ufer hinauf. Halland, der das ganze Haus nach seiner Tochter vergeblich durchsucht hatte, kam eben auch von der Thurmhöhe herab, wo er zur Besorgung der Lampen und in der letzten möglichen Vermuthung gewesen war, Helga möge dort hinaufgegangen sein. Regen und Wasserdunst stäubten in der Luft, es war finster wie im Grabe, der Wind schnitt so scharf, daß Hände und Gesicht eisig erstarrten und die dichteste Kleidung keinen Schutz mehr dagegen gewährte. In den Mantel gewickelt, sich vor Frost und innerm Unmuth schüttelnd, trat Halland in das Gastzimmer des Hauses, wo der Fremde unruhig auf und nieder ging.

„Nun?" fragte er bei Halland's Eintritt. „Sie ist nicht zu finden!" erwiderte dieser. „Es wäre auch heut Alles vergeblich, denn in dem Wetter geht kein Lootse in

See und wenn Ihr ihm eine Schiffsladung voll Dukaten geben wolltet!"

Der Fremde schoß einen wilden, erbitterten Blick auf Halland, er glaubte sich getäuscht; doch schwieg er. Im Hintergrunde des Gemachs, saßen am Ofen zwei Schiffer; es waren durch Trunk und wüste Lebensweise heruntergekommene Leute, die Einzigen des ganzen Ortes, die Halland für fähig hielt, für eine gute Bezahlung zu schweigen, falls Helga's Entführung Gewalt nöthig gemacht hätte. Der Fremde hatte ihnen Branntwein geben lassen so viel sie mochten; vor einer Stunde waren sie auch noch zu der Fahrt bereit gewesen. Jetzt aber, obwol halb trunken, standen sie auf und sagten: „Nein, Herr, Halland hat Recht! Bei dem Wind kann der Teufel nicht halten!"

„Wie!" rief der Fremde mit einem von Schrecken und Ingrimm verzerrten Gesicht, „nicht bis an das Schiff wollt Ihr mich bringen, wenn es hier in die Strommündung einläuft?"

„Nicht einen Strohhalm breit aus dem Hafen, bis der Wind umsetzt; dann nach Spitzbergen, wenn Ihr Lust habt," grunzte der eine Schiffer mehr als er sprach.

„Memmen!" brach der Fremde wüthend aus und stampfte mit dem Fuß; „ist Euer hündisches Leben mehr werth als das meinige? Und ich setze mich ein, wenn der Sturm noch sieben Mal stärker wüthet!"

In diesem Augenblick packte ein so furchtbarer Windstoß das Haus, daß es in allen Grundfesten zitterte; die Hausthür flog krachend auf, die Fenster klirrten und ein donnerähnliches Sausen betäubte das Ohr.

„Auch bei dem Lüftchen, Herr?" fragten die Schiffer lachend und streckten sich gemächlich auf der Ofenbank aus.

Der Fremde stand bleich wie Marmor da; seine Augen

rollten, er sprach kein Wort. „Ja," sagte er nach einer Pause der tiefsten Stille, die auf den Windstoß gefolgt war; „ich frage nichts darnach. Ich muß auf den „Georg" oder die See mag mich verschlingen. Wollt Ihr für tausend Pfund fahren?" Dabei hielt er sein Taschenbuch in die Höhe.

Eine wilde Geldgier zuckte über das Antlitz der Trunkenen; der Preis war ihnen so etwas Unglaubliches, wie die Fahrt unmöglich. Sie schwankten zwischen Beidem. „Wollt Ihr?" wiederholte der Fremde und da sie im Wahnsinn ihrer Trunkenheit entschlossen schienen, wandte er sich hastig, doch heimlich zu Halland, packte ihn an der Schulter und raunte ihm ins Ohr: „Und Ihr müßt das Mädchen herbeischaffen!"

„So geht und sucht sie selbst," antwortete Halland wild, „ich weiß nicht, wo sie steckt!"

„Schurke, so ist unser Handel null und nichtig und Du zahlst mir heraus, was ich Dir darauf gegeben!" sprach der Fremde mit verbissener Wuth und Halland trat bleich vor Zorn und Schreck einen Schritt zurück.

In diesem Augenblick donnerte ein Kanonenschuß mit mächtigem Hall über Sturm und Wogenbrausen hinweg durch die Nacht.

„Teufel, was ist das! Ein Schiff in Noth!" riefen die Lootsen und sprangen nach der Thür. Alle folgten schnell, denn Jeder ahnte, es werde der „Georg" sein, der den Nothschuß gethan, welchem bald darauf ein zweiter und dritter folgte.

Sie waren die Ersten am Strande, blieben aber nicht die Einzigen. Mit Fackeln, Laternen, Seilen, Rettungswerkzeugen eilten die Schiffer und Fischer aus allen Hütten herbei und versammelten sich am Ufer.

Auch in Helga's stille abgeschiedene Zuflucht, wo sie jetzt traulich an der Seite der Kranken saß, die durch sie ganz ruhig und mild geworden war, denn Helga übte eine Art von Wundergewalt über sie aus, auch dahin drang der Donner der Nothschüsse. Rollo kannte diese Signale und sprang sogleich auf, um bei der Hülfe thätig zu sein. Doch Helga, deren Herz ihr mit richtiger Ahnung sagte, dies könne das Schiff sein, auf dem William erwartet wurde, sank bleich und bebend nieder. Sie faltete die Hände und auf ihren erblaßten Lippen schwebte ein stummes Gebet. Die Kranke war wild emporgeschreckt; die Schüsse hatten ihr plötzlich die sanfte Ruhe wieder entrissen, in die Helga's freundliches Wesen und Gespräch sie eingewiegt. Sie sprang vom Lager auf, richtete sich empor, sah scheu und verstört umher, legte die Hand auf Helga's Haupt und rief: „Bete, süßes Herz! Bete für die dort im Höllenschlund der ergrimmten See! O, wenn Alles Tod und Schrecken rings umher ist und auf der Brust die Schuld wie ein Felsen lastet, und Gottes Antlitz verborgen hinter schwarzen Donnerwolken und Stürmen, o die Todespein, der Schmerz, die Mutterangst —"

„Mutter, Mutter!" unterbrach sie Rollo mit heftigem Ausruf und schlang die Arme um sie und weinte laut und ermattet sank die irre Mutter an ihm zusammen und er ließ sie auf das Lager zurückgleiten. Dann stürzte er wild hinaus in die Stürme der Nacht.

Am Ufer fand er schon Hunderte von Menschen versammelt; ein dumpfes Murmeln lief durch die Reihen der Männer, die Frauen weinten, einige beteten. Das Schiff, welches die Hülfszeichen gegeben hatte, war nicht zu sehen, nur an dem Schimmer einiger trüben Laternen, die durch Schaum und Nebel glänzten, erkannte man, daß es zwi-

schen den Klippen und Sandbänken außerhalb der Fahrbahn, wohin es der Sturm geschleudert hatte, festliege. Rollo empfand wie die Andern das Gefühl der Ohnmacht, hier Hülfe zu leisten, mit tiefem Schmerz. Plötzlich bemerkte er unter dem Halbdunkel des Fackel- und Laternenlichts durcheinanderirrende Gestalten, eine Gruppe, wo mehre Frauen und Männer um einen wie es schien Ohnmächtigen oder Kranken versammelt waren. Er trat näher und erkannte den alten John, der mit bleichen Zügen und geschlossenen Lippen auf dem Strande saß. Er war in See gewesen, um William an Bord zu nehmen, doch der sich erhebende Sturm hatte die Schiffer gezwungen wieder einzulaufen, obwol sie das Schiff, das sie suchten, in der Ferne auf hoher See gesehn hatten. John konnte nicht zweifeln, es war der „Georg," der dort zwischen den Klippen auf derselben Stelle lag, wo er selbst vor siebzehn Jahren gescheitert war. Jeder brausende Anlauf des Sturms, jede aufgebäumte überstürzende Welle drohte dem Leben seines einzigen Sohnes, der in dem Augenblick untergehn sollte, wo er in den Hafen des seligsten Glücks einzulaufen, seinen Vater in den des friedlichen Alters einzuführen hoffte.

Während Rollo ihn theilnehmend betrachtete, drängten sich zwei Männer schnell an ihm vorbei; in dem einen erkannte er an dem wolligen braunen Sturmkittel und übergekrämpten breiten Hut Halland, obwol er das Gesicht nicht gesehen hatte; der andere war der Fremde, bis an die Zähne in seinen Mantel gewickelt. „Hier ist nichts zu machen und sie ist auch nicht hier," sprach er murmelnd im Vorübergehn. „Laßt uns auf den Leuchtthurm. Ich mag hier nicht bleiben; bevor der Tag nicht graut, ist nicht an Hülfe zu denken."

John wurde in sein Haus getragen; Rollo blieb mit

den Uebrigen am Ufer. Sie beobachteten unausgesetzt Meer und Wind, ob sich vielleicht eine Möglichkeit zeigen werde, aus dem Hafen und an das Schiff zu kommen. Doch es schien nicht zu hoffen. Verwundert aber waren die Strandbewohner, daß die Mannschaft nicht den Versuch machte sich auf den Booten zu retten. Einige meinten, es müsse noch nicht so große Noth sein, das Schiff noch den Wellen trotzen, weshalb sie den Tag abwarten wollten; Andere fürchteten, man werde in der ersten Bestürzung, wie es so oft geschieht, die Rettung durch die Boote zu schnell versucht haben und sie möchte verunglückt sein.

So verstrich die Nacht. Der erste Dämmerschein des Morgens zeigte sich am äußersten Himmel; der Sturm hatte nachgelassen, wiewol er noch heftig genug war; das Meer hob sich in mächtigen, grauschwarzen Bergen, die jeden Augenblick einstürzten und sich neu emporthürmten. Jetzt sah man das Schiff im Zwielicht liegen. Ein Dreimaster, doch der große Mast und der Fockmast waren weggebrochen; an den andern flatterten nur einzelne losgerissene Segelstreifen; die äußerste Nothflagge war aufgehißt. Einige Lootsen, die den Strand hinabgegangen waren, um ihn zu untersuchen, berichteten, daß Trümmer eines zerschellten Bootes ausgeworfen seien; aller Wahrscheinlichkeit nach war ein Rettungsversuch, den die Mannschaft gemacht hatte, verunglückt.

Der Fremde kam jetzt von dem Leuchtthurm herab. Er trat unter die Schiffer, hielt eine schwere Börse hoch empor und rief mit lauter Stimme: „Tausend Guineen Demjenigen, der diesen Brief an Bord des „Georg der Dritte" schafft und mir das Kästchen mit Dokumenten unversehrt bringt, welches ich dem Capitain bezeichnet habe. Hundert Guineen für den Versuch, selbst wenn er misglückt!"

Die Schiffer sahen einander an; sie betrachteten das wü-

thende Meer, den scharfen Wind, der gerade auf den Hafen stieß, es schien unausführbar, so lockend das schimmernde Gold Einigen ins Auge blitzte.

„Es ist unmöglich!" sprach endlich ein alter Lootse.

„Es ist gefährlich, aber nicht unmöglich!" rief Rollo feurig, „aber für das Gold des Menschen da rühre ich kein Ruder an!"

Rollo's Kühnheit und Gewandtheit zur See hatte sich auch bei den Schiffern der Westerspitze schon in Ansehen gesetzt. Einer jener Trunkenen von gestern Abend sagte daher:

„Wartet noch eine Stunde, dann wollen wir sehn, was zu thun ist!"

„Wartet noch eine Stunde!" rief der Fremde und stampfte mit dem Fuß, „wartet, bis die See das Wrack in Splitter geschlagen hat. Warten Sturm und Wellen, bis es Euch gefällig ist? Wollt Ihr, junger Mensch?" wandte er sich zu Rollo. Doch dieser, den ein geheimer Widerwillen gegen den Fremden ergriffen hatte, welcher vielleicht von einer dunkeln Ahnung herrührte, daß sein Hiersein mit Helga's Flucht und Kummer zusammenhänge, kehrte ihm stolz den Rücken.

„Zwei tausend Guineen, wer sogleich in See geht!" rief der Fremde laut.

Zwei tausend Guineen! Das goldbegierige Herz schlug den beiden Schiffern. „Topp, wir wagen es!" riefen sie aus einem Munde und stürzten dem Hafen zu; der Fremde ihnen nach. Bald sah man die Verwegenen, denen Keiner sich anschließen mochte, in See. Das Boot schwankte aus dem Hafen, jetzt hing es auf der Spitze einer Woge, jetzt sank es in den Abgrund und ward mehre Sekunden nicht gesehn. Rollo glühte vor innerer Theilnahme an der ver-

wegenen That. „Sie halten gut!“ rief er von einem Stein herab, auf den er gesprungen war; „sie halten gut! Erst müssen sie unter dem Winde der Felsenkette sein, dann lassen sie sich von dem Rückstoß in die Flut jagen und können so von oben herab an das Wrack. Halt, das ist zu früh! Sie wenden zu früh, es wird schlecht gehn!“

„Es wird gut gehn,“ antwortete ein Lootse, „der Wind jagt sie jetzt schnurstraks hinüber.“

„Ich sage Euch, er ist zu scharf geschnitten,“ rief Rollo, „sie müssen nicht gerade heran, sondern landwärts! Doch seht, jetzt wird es auf dem Wrack lebendig! Es sind noch Leute oben; sie bemerken, daß das Boot heran will!“

„Ist es möglich? Ist Rettung möglich?“ tönte eine Stimme hinter Rollo. Es war John.

„Es war möglich!“ antwortete Rollo und blickte blaß, finster und besorgt in die See. Plötzlich zerriß ein lauter Schrei von hundert Stimmen die Lüfte; der Sturm hatte das Boot gepackt und umgestürzt; Kiel oben trieb es auf den Wellen. „Ich sagte es zuvor,“ sprach Rollo abgewandt zu John; „sie schnitten die Sturmlinie zu scharf, sonst hätten sie herankommen können!“

Mit bittenden Augen schaute John zu dem Jünglinge auf; seine Lippe wagte den Wunsch seines Herzens nicht auszusprechen. In Rollo kämpfte ein großer Entschluß! Er wußte jetzt, daß William auf dem „Georg“ war! Da fühlte er seine Hand heftig ergriffen und als er umblickte, sank ihm Helga athemlos in die Arme. Er hielt sie im Rausch einer betäubenden Seligkeit umschlungen; sein Herz loderte auf in den flammenden Wundern unbegriffner Liebe. Ein Glück, das ihn überdrang wie ein Meer, zu groß für sein, für ein Herz in der Welt, um es zu fassen. Die Wogen

schlugen über ihm zusammen, um ihn, in ihm war nur das Eine, alles Andre war verschwunden.

Helga wußte Alles, Rollo errieth Alles, er blickte auf sie, auf ihr bleiches Antlitz, ihre Thränen, er sah den zitternden Vater neben ihr. Plötzlich riß er sich entschlossen los, sein veredeltes Empfinden drängte sich wie die elektrische Kraft der Wolke zum plötzlichen Blitz der That zusammen. „Ich gehe in See," rief er, „und allein, wenn Niemand mich begleiten will!"

Er wollte fortstürzen, doch Helga's umschlingende Arme hielten ihn fest; sie drückte ihr weinendes Antlitz gegen das seinige, bedeckte seinen Mund mit heißen Küssen und rief zwischen Schluchzen und Beben, mit halb erstickter Stimme: „Bruder, ewig mein Bruder! Mein ganzes Leben sei Dein! Ich will Dich nie verlassen!"

John vermochte nichts zu sprechen; er entblößte sein Haupt, richtete das fromme Auge zum Allmächtigen, faltete die Hände betend und große Thränen rollten über seine Wangen.

Die Strandbewohner standen schweigend im Kreise um die Gruppe; auch der Fremde heftete sein starres Auge auf Helga und den Jüngling, wagte aber kein Wort von seinem Auftrag zu sagen, weil er wohl fühlte, er habe kein Anrecht an dieser aufopfernden That. Auch Halland sah seine Tochter, doch vom bösen Gewissen zurückgehalten, wagte er nicht einmal zu fragen, wo sie die Nacht zugebracht habe.

Endlich entwand sich Rollo den Armen Helga's; indem er einen Blick nach seinem Hause hinaufwarf, rief er plötzlich: „Fort jetzt, geschwind, haltet mich nicht auf, sonst ist's zu spät!" Mit diesen Worten theilte er hastig die Menge, denn er sah seine Mutter kommen! Ihr Jammer,

fühlte er, werde ihn zurückhalten, darum entfloh er in fliegender Eile.

Die Unglückliche war, wie es in ihrem gereizten Zustande nicht selten ist, nur durch die Ahnungen ihres Mutterherzens, nicht durch ihr Wissen herbeigetrieben. Rollo hätte sich ihren umklammernden Armen nicht zu entreißen vermocht, wäre er nicht entflohen gewesen, als sie den Strand erreichte. Sie lief mit fliegendem Haar und irren Blicken auf Helga zu und rief: „Tochter, wo ist mein Rollo?"

Helga war noch zu betäubt, um antworten zu können. Da hörte die angstvolle Mutter den Ruf des Fremden, der durch ein unerklärliches Gefühl der Ehrfurcht vor Rollo's erhabenem Wollen zurückgehalten, ihm selbst den Auftrag und Lohn anzubieten, den er jenen Schiffern versprochen, jetzt mit lauter Stimme Andere zur Hülfsleistung auffoderte.

„Tausend Dukaten für Jeden," rief er aus, „der auf dem Boot mit in See geht und mir meine Papiere vom Schiff bringt. Fodert nur das rothe Kästchen aus London! Wie?" rief er, da Alle verstummten, „hat nicht Einer unter Euch den Muth jenen Knaben zu begleiten?"

Rollo's Mutter hatte mit starren Blicken an dem Sprechenden, der ihr halb mit dem Rücken zugewendet war, gehangen, weil sie durch ihn zu hören glaubte, was sie von Rollo wissen wollte. „Ist mein Rollo auf der tobenden See?" rief sie jetzt und schritt bebend vor Spannung auf den Fremden zu. Er wandte sich um, da fuhr sie zurück, als sähe sie ein Gespenst; erstarrt, mit aufgehobenen Händen stand sie da, einer Bildsäule gleich; plötzlich rief sie aus: „Ralph!" und sank leblos zusammen.

John, der die Arme zum ersten Mal sah, seit sie den Strand betreten hatte, war mit Helga zu ihr geeilt, um

ihr Hülfe zu leisten. Als sie diesen Schrei that, war es ihm, als zerreiße ein Gott plötzlich die Schleier, die sein Auge umhüllten, sein Blick flog von ihm zu ihr und er erkannte mit gleicher Blitzesschnelle Ralph und seine verlorene unglückliche Schwester Margarethe. Einen Augenblick lähmte die Plötzlichkeit dieser Enthüllung jede Kraft des Denkens und Empfindens in seiner Seele. Dann aber siegte in seinem milden Herzen der warme Strahl der Liebe und, in Wehmuth schmelzend, sank er neben der in Helga's Armen niedergleitenden Margarethe auf die Knie. Hätte sein Bruderherz sie nicht an Stimme und Zügen, wie erloschen sie auch im langen Kummer waren, erkannt, jetzt hatte er tausend Zeichen! Sie trug ein Kreuz an einer Perlenschnur, das er ihr selbst geschenkt; er fand ein kleines Maal auf ihrer Stirn wieder, eine leichte Narbe an ihrer linken Hand. Da lebte in seiner Seele eine Kraft des Glaubens auf, die ihn emporrichtete. In diesem Augenblick, so fühlte er tief und lebendig, führt der Himmel die Schwester nicht in Deine Arme zurück, damit er das wunderbare Gewebe seiner Fügungen gewaltsam gerade da zerreiße, wo es das herrlichste Zeugniß seines Waltens werden soll. Die wiedergefundene Schwester verbürgt Dir und der trostlosen Mutter die Rettung der edlen Söhne.

Mit Helga um die Ohnmächtige beschäftigt, achtete er gar nicht auf Ralph. Sein Herz war durch Prüfungen zu geläutert, um für das niedrige, nur auf der Erde giftig wuchernde Gefühl des Hasses oder der Rache einen Boden darzubieten.

Da weckte ihn der hundertstimmige Ruf der versammelten Strandbewohner, der halb wie Schrecken, halb wie Jubel und Erstaunen klang. Er blickte auf und siehe, eben stieg Rollo's pfeilgeschwindes Boot auf dem Gipfel einer

hoch aufgethürmten Welle empor, mit ihm und vier Gehülfen, die seine Begeisterung gewonnen hatte, bemannt. Er saß am Steuer, denn seiner Gewandtheit trauten die ältesten Schiffer mehr, als ihrer Erfahrung. Mit Kraft warf er das Boot herum und ließ es durch den am Ufer gebrochenen Wind abwärts von seinem Ziel jagen, um dann unter dem Schutz der höheren Berge so weit hinauszurudern, bis er mit dem freien Strom des Windes auf das Wrack halten konnte. Gerade so hatten es die ersten Lootsen versucht, aber nicht besonnen genug ausgeführt. In athemloser Spannung folgten die Versammelten mit unverwandtem Auge dem in der schäumenden Brandung auf den höchsten Wellenspitzen gefährlich hangenden Fahrzeug, das von der ungeheuren Kraft der Elemente wie ein leichter Kork spielend hin und her geschleudert wurde. Ein Glück für Margarethens Mutterherz, daß sie diese Folter der Todesangst in den Armen einer tiefen, gnädig über sie verhängten Bewußtlosigkeit verschlief. Helga mußte mit jüngerer Kraft des Herzens den Sturm überdauern; doch wandte sie die Blicke ab und beschäftigte sich mit kleinen Hülfsdiensten um die Leblose. Ralph war seit dem Ausruf Margarethens wie ein gerichteter Missethäter kraft- und willenlos zusammengesunken; bleich wie der Schaum, den das Meer über die Küste warf, saß er auf einem Felsstück und starrte sprachlos, mit erlöschendem Auge in die tobende See hinaus, als töne in ihren Donnern sein Urtheilsspruch.

Jetzt hatte Rollo den gefährlichen Punkt erreicht, wo er sich aus dem Schutz der Küste in die hohe See wenden und sich der ganzen Gewalt des Sturms und der Wellen preisgeben mußte. Mit dem sichern Blick des Adlers hatte er die Windlinie gemessen, ein Moment zu früh oder zu spät galt das Leben. Entschieden warf er das Boot herum;

Alle ruderten mit verdoppelter Kraft; jetzt faßte sie der Strom des freien Windes, blitzschnell schoß das Fahrzeug durch die schäumende Flut, bald sichtbar, hoch auf dem Gipfel der Wellen triumphirend, bald in den tiefen Wasserschlünden verschwunden. Der kühne Steuermann stand aufrecht und leitete das Boot so sicher, daß die Schiffer am Ufer in lauten Jubel ausbrachen und schon frohlockend und jauchzend Tücher und Hüte schwenkten, weil es schien, als sei dem kaltblütig verwegenen Knaben das Element blind zu Diensten.

Jetzt kam er in die Brandung des Wracks; hier begann die furchtbarste Gefahr, wo nicht menschliches Geschick, sondern nur Glück, nur die Obhut des Himmels helfen konnte. Auf dem Deck des gestrandeten Schiffes war es schon lebendig; man warf Seile mit Haken und Tonnen aus. Die Flut spritzte und schäumte hoch auf, das Boot verschwand in den Wirbeln; tiefe angstvolle Stille am Ufer; Helga betete mit bleichen Lippen, John legte seine Hand segnend auf ihr Haupt und hing unbeweglichen Auges an der See. Jetzt tauchte das schon verloren geglaubte Boot wieder auf; es hing auf einer übergebeugten Wellenspitze so scharf vorwärts gegen den Grund geneigt, daß mehre der Lootsen am Ufer unwillkürlich ausriefen: „Herr Gott, sie sind verloren! Sie schlagen um!“ Steilrecht schoß das Boot in den schwarzen Schlund herab; Alles war in der schäumenden Brandung begraben; auch über das Wrack hinweg schlugen die zermalmenden Wellen; es schien als habe sich der Abgrund geöffnet und alles Lebende verschlungen.

Todesstille schloß die Lippen aller Zuschauenden, Todesbläße deckte ihre Wangen; jetzt sank auch John's Kraft zusammen und es wurde Nacht um seine Augen.

Da zerriß der Sturm die Nebel im Osten und die kaum

über den Rand des Horizonts erhobene Sonne stand in blutiger Glut zwischen zwei grauen Wolkengespenstern. Ihre Strahlen fielen gerade auf das Schaum- und Wogengewühl um das Wrack und warfen einen röthlichen Goldschimmer darüber; einen Augenblick schien es, als ob feurige Wogen dort gegen einander tobten. Da tauchte ein schwarzer Punkt aus dem glutschimmernden Chaos auf und in demselben Augenblick überschallte der Jubelruf der Menge Sturm und See: „Sie sind gerettet!"

Jetzt wehten unzählige Tücher in den Lüften, die Hüte wurden freudig geschwenkt; Jedem war es, als sei er selbst gerettet durch die allmächtige Hand Gottes. Helga aber sank an John's Brust und sie mischten selige Thränen.

Funfzehntes Capitel.

Erst auf dem Lager in ihrer Wohnung erwachte Margarethe aus der langen Ohnmacht wieder und sah sich umgeben von Rollo, Helga, William und John; lange dauerte es, bevor sie wußte, ob sie mit wirklichen Sinnen diese Gestalten der Liebe sehe und fasse, oder ob es nur Traumgebilde waren, die sie umschwebten. Dann aber wurde ihr Geist auch ganz hell und klar und es war ihr als sei die Hülle, die ihn oft schauerlich bedeckte, für ewig verschwunden. Nun konnte sie die Wahrheit vernehmen, die alle Herzen, die sie umgaben, mit seligem Glück erfüllte.

William hatte den Knoten der verschlungenen Geschicke gelöst; nicht nur die Schwester Margarethe war dem Bruder John zurückgegeben, sondern auch Rollo fand in Helga

seine wirkliche, seine Zwillingsschwester. Ein Fremder von edlem Ansehn stand im Hintergrunde der Gruppe; er hatte die Fäden entwirren helfen. Auf seiner Rückkehr von Newyork fand sich William mit demselben zufällig auf dem Schiff zusammen. Da er einst im Gespräch seines Wohnortes erwähnte, wurde der Fremde aufmerksam, und es ergab sich, daß er sich auf demselben Schiff befunden hatte, auf welchem John mit den Seinigen strandete. Es war jener junge Arzt gewesen, welcher der Unbekannten bei der Entbindung von Helga Hülfe geleistet hatte; sein Name war Hullborn. Als das Boot den Rettungsweg versuchte, hatte die ärztliche Pflicht ihn zu lange zurückgehalten, er kam zu spät. Doch zu seinem Heil, denn das letzte Boot schlug um und Alle, die es bestiegen hatten, fanden den Tod in den Wellen. Er glaubte, durch Nacht und Verwirrung getäuscht, John und dessen Gattin mit dem geretteten Kinde auf diesem Boot. Bestürzt kehrte er zu der Mutter zurück, deren schwere Stunde noch nicht überstanden war, sondern die ein zweites Kind gebar, Rollo. Das Wrack wurde von den Stürmen wieder in die See hinaus getrieben; Niemand als der Capitain, ein alter kranker Matrose, der sich nicht hatte retten können, Hullborn und die Kranke waren an Bord. Sie trieben bis auf die Klippen vor dem Eiderholm. Der Matrose war inzwischen gestorben und der Capitain, im Glauben, das Wrack könne nicht mehr halten, wagte den Versuch, bevor er ganz die Kräfte verlöre, sich in die Brandung zu werfen und schwimmend das Ufer zu erreichen; doch vergeblich. Hullborn, der nicht schwimmen konnte, blieb bei der Wöchnerin und wurde dadurch mit ihr gerettet; denn obgleich die Wellen das Wrack fast ganz zertrümmerten, so kamen die Boote der Eiderholmer doch noch zur rechten Zeit.

In dieser Stunde der Noth hatte Margarethe den menschenfreundlichen Hullborn zum Vertrauten ihres Schicksals gemacht. Ein Kästchen, das ihre Papiere enthielt, wurde mit ihr gerettet; Hullborn sorgte mit den Aeltesten der Inselbewohner für die Sicherheit des kleinen Vermögens und gründete so das ruhige Dasein Margarethens auf Eiderholm, wo sie in tiefster Verborgenheit lebte, da Hullborn strenges Verschweigen ihres Namens und Aufenthalts versprochen hatte. Sie wußte wohl, daß sie zwei Kinder geboren hatte, doch Hullborn verbarg ihr das Schicksal des ersten, indem er ihr sagte, es sei gleich nach der Geburt gestorben. Nachdem Margarethens Verhältnisse geordnet waren und die treue Selgard sich ihr als Pflegerin beigesellt hatte, verließ Hullborn die Insel. Nach langem Umherschweifen setzte er sich in Amerika fest, wo er ein ansehnliches Vermögen erwarb und gerade mit diesem nach Europa zurückkehrte, als eben William dieselbe Reise machte.

Da Beide ihre Schicksale, die sich an einem so merkwürdigen Punkt gekreuzt hatten, gegen einander austauschten, ergab es sich als Gewißheit, daß Margarethe, ohne es zu wissen, auf demselben Schiff mit ihrem Bruder John aus England flüchtete und als höchste Wahrscheinlichkeit, daß Helga und Rollo Geschwister seien.

Es kam nur noch darauf an, zu ermitteln, ob William und Hullborn dieselbe Bewohnerin des Eiderholms meinten. Da William wegen seiner Reise nach Newyork die Briefe der Seinigen nicht erhalten hatte, wußte er noch nicht, daß Rollo und dessen Mutter Bewohner seiner Heimat geworden waren, sonst hätte er dem Vater sogleich seine Entdeckungen geschrieben, so aber hielt er es für gerathener, erst den letzten Punkt der Ungewißheit genau zu prüfen. Dies war jetzt geschehen, dadurch, daß Rollo selbst als Ret-

ter Derjenigen erschien, die auf dem Georg dem Dritten ausgeharrt hatten. Freilich nur Wenige, denn gleich bei dem Stranden stürzte sich Alles, wie gewöhnlich, wild und verzweifelnd in die Boote; sie wurden überladen, schlugen um und sanken. William, der Kühnheit und Redlichkeit seiner heimatlichen Schiffer vertrauend, hielt es für sicherer auf dem noch haltbaren Wrack den Tag zu erwarten; Hullborn, der schon einmal dadurch gerettet worden war, zog dies ebenfalls vor. Mit ihnen noch einige Andere. So brach Denen, die die Verlornen schienen, der Rettungsmorgen an und die Strahlen seiner Sonne leuchteten in das dunkle Gewebe wunderbar verketteter Verhängnisse hinein, denn mit wenigen Fragen an Rollo über den Tag seiner Geburt war es entschieden, daß Margarethe seine und Helga's Mutter sei.

Nun schwieg der unruhige, wilde Drang in des Knaben Brust; nun gewann er an Helga ganz, wornach sein Herz sich sehnte, eine Schwester!

Margarethens langes Mutterseh nen war gestillt, die Jahre ihrer Buße geendet, Vergebung, Versöhnung überall! Diese seligen Strahlen theilten auch die Gewölke der Krankheit, welche bis dahin ihre Seele so oft umschattete.

Ein sanfter Lebensabend mit milden Lüften der Liebe und des Friedens brach für sie und John an; ihr Glück war um so süßer, je schwerer sie es erkauft hatten!

Nach Ralph forschte Niemand; doch man wußte, er lag in Halland's Hause in schweren, düstern Krankheitsbanden. Das Einzige drückte störend auf den glücklichen Kreis, daß Helga und Rollo ihn Vater nennen sollten, der ihre Mutter so grausam verrathen hatte. Denn er hatte ihr gelobt, wenn sie heimlich die Seinige würde, ihren Bruder zu retten; doch er wollte nur seine entbrannte Lust an dem jun-

gen Wesen und seine verheimlichte Rache an John kühlen. So erfuhr Margarethe bald, daß sie getäuscht war, daß kein wirklicher Priester, sondern ein erkaufter Betrüger ihren Bund eingesegnet hatte, und darum flüchtete sie, um ihre Schande zu begraben, erst aus dem Hause ihres Bruders, dann aus dem Vaterlande.

Nach einigen Tagen kam Halland, der im Gefühl seines Unrechts, über welches Helga milde schwieg, sie, ohne Ansprüche irgend einer Art an sie zu machen, bei der Mutter gelassen hatte, in das Haus derselben und brachte Helga und Rollo die Bitte des sterbenden Ralph (dem Alles kund geworden war), durch ihr Erscheinen an seinem Lager seine letzte Stunde zu erleichtern. Sie kamen, Margarethe, John, William mit ihnen; Herz, Lippe und dargereichte Hand vergaben dem Sterbenden, doch sein Gewissen vergab ihm nicht und mit kalten Schauern blickte er zumal Helga an, seine Tochter! Dieses Gefühl des letzten, an der Schwelle des Lebens versuchten Frevels drang mit giftigem Stachel in seine Todesstunde ein.

Als er geendet hatte und bestattet war, fiel kein düstrer Schatten mehr in das Glück der liebend vereinigten Herzen.

Noch bevor ein Jahr, nach dem Tage, wo die hellen Glocken des nahen Kirchleins die liebliche Helga zur Christin einsegneten, verstrichen war, tönten sie der Braut William's am Altare. Doch diesem schönen Feste folgten nicht so rauhe Stürme, wie jenem, sondern ein heiterer Himmel wölbte sich über ihr Dasein, wie die Heiterkeit eines unschuldigen Sinnes ihr Herz mit seinen reinen Segnungen erfüllte.

Der Pflegesohn.

Frei nach dem Französischen.

An einem Winterabende ritt Claude Ratinel den Weg von Chateau-Thierry nach seiner Wohnung. Er trieb sein Pferd an wie Jemand, der Eile hat; nicht, daß er etwa noch einen weiten Weg gehabt hätte, allein der Wind war rauh und er sehnte sich danach, sich am Kaminfeuer in der Meierei von Lagoneterie, die er von den ehrwürdigen Vätern von Valsecret zur Pacht hatte, niederzusetzen und behaglich auszuruhen. Ueberdies wußte er, daß es nicht gut sei, sich zur Nachtzeit außerm Hause zu befinden; denn der unglückliche Krieg, welcher Frankreich in die Parteien von Burgund und Armagnac gespalten hielt, führte unter andern Uebeln auch das herbei, daß sich das liederliche Gesindel auf den Straßen sehr vermehrt hatte und einzelne Häuser häufig räuberisch anfiel. Ueberdies brachte der Pächter das Geld für das Getreide, welches er auf dem Markte von Oulchi le Chateau verkauft hatte, mit und eine Geldkatze um den Leib zu haben, war auch gerade kein Schild gegen raubsüchtiges Gesindel. — Obwol er im Trabe dahin ritt, hatte er doch Muße genug, seine Einnahmen und die Verwendung derselben im Kopf zu überschlagen. Was er von seinem Hühnerhofe gelöst hatte, war beinahe genug, um die Pacht zu bezahlen; der Verkauf der Wolle von seiner Heerde deckte recht gut die Kosten, welche er auf die Verbesserung seines Gütchens gewandt hatte; der Erlös für

das Getreide blieb ihm, um einen Nothpfennig davon zu sammeln, den er dereinst zur Ausstattung seines Töchterchens, der sanften, freundlichen Louison, zu verwenden gedachte. Froh über den kleinen Schatz, dachte er schon darauf, wie er ihn über's Jahr noch mehren wolle, dadurch, daß er seine Meierei verbesserte und noch höhere Einkünfte daraus zog.

Man darf wegen solcher Gedanken nicht glauben, daß Claude Ratinel ein Geizhals war, sondern im Gegentheil er hatte das beste Herz und war mitleidig und wohlthätig wie irgend Einer. Kein Unglücklicher verließ seine Thür, ohne irgend eine Unterstützung erhalten zu haben; nur, wie sich in alle menschlichen Handlungen, auch in die löblichsten, ein leiser Gedanke der Selbstliebe einschleicht, so dachte auch Claude wol dabei: „Die Wohlthat bringt Dir Segen!" und gab dann doppelt. So erwartete er stets einen kleinen Nutzen von seiner Güte und wußte sich Alles, was ihm Erfreuliches aufstieß, durch irgend eine gute Handlung zu erklären, die er kurz zuvor begangen hatte. Daher kam es denn aber auch, daß er nicht selten Einem, der es nicht verdiente, selbst wiederholt gab, denn er kam immer auf seine Lieblingsphrase zurück: „Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird Dir Segen bringen."

Indem er so sein Pferd austraben ließ, hörte er plötzlich am Wege eine klägliche Stimme. Er sah einen Knaben am Fuße eines Baumes sitzen, welcher die Hände rang und weinend rief: „O mein Gott, mein Gott! Es wird sich Niemand meiner erbarmen!" — „Was hast Du?" fragte Ratinel und hielt sein Pferd an. — „Ach lieber Herr," erwiderte der Knabe, „ich bin ohne Eltern und ohne Obdach und weiß nicht, wo ich diesen Abend etwas zu essen hernehmen, noch wo ich schlafen soll." — „Wie,

Du hast keine Eltern?" — „Jetzt habe ich keine mehr," erwiderte der Knabe und weinte fort, „und mich friert und hungert." — „Armer Schelm!" erwiderte der Pachter, „nun, steh nur auf und folge mir, aber spute Dich. Ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten; Du kannst mir Dein Unglück unterwegs erzählen; Du magst die Nacht in meinem Hause bleiben. Wie heißt Du denn?" — „Ich heiße Jacques," erwiderte der Knabe, indem er neben dem Pferde herging, „und bin der Sohn des Pachters Jacques zu la Fourbetterie. Gestern sind die Schurken, die Armagnacs, durch den Monsieur Etienne de Vignolles auf unsern Hof gekommen, haben Alles ausgeplündert und das Haus angezündet. Meinen armen Vater haben sie gehangen, meine Mutter ist in den Flammen umgekommen. Ich weiß nun nicht, wo ich hin soll." — „Also war Dein Vater," erwiderte Ratinel, indem er die Stirn runzelte, „einer von den verfluchten Bourguignons, welche die Fremden nach Frankreich gerufen und ihnen die gute Stadt Chateau-Thierry überliefert haben?" Indessen wurde ihm dieses rasche Wort gleich wieder leid und er setzte gutmüthig hinzu: „Nun, Du kannst nicht dafür, armer Schelm, wenn Deine Eltern auch sehr schlecht gehandelt haben; Du bist unglücklich, ich will mich Deiner annehmen. Ueberdies," setzte er bei sich selbst hinzu, indem er seinen Lieblingsgrundsatz still wiederholte: „Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird mir Segen bringen."

„Aber Herr," schrie der Knabe, der ein wenig zurückgeblieben war, außer Athem, „wenn Ihr so schnell reitet, kann ich nicht mitkommen." — „Du hast Recht," antwortete der Pachter, „setze Dich auf die Kruppe meines Pferdes." — Der Knabe schwang sich auf, aber so rasch und keck, daß

das Pferd sich erschreckte, einige Sprünge machte und sich bäumte. Um sich zu halten, schlug Jacques beide Arme um den Pächter, dieser verlor das Gleichgewicht und beide Reiter fielen herab. Ratinel hatte sich die Hand verstaucht; Jacques kam mit einer leichten Quetschung davon, aber er schrie laut auf. „Hm!" sagte der Pachter, indem er sich aufraffte, „das ist ein schlechter Anfang zu einer belohnten Wohlthat; Du hättest leiser aufsteigen sollen." Indessen da Jacques weinte, war er ihm nicht weiter böse, sondern half ihm auf's Pferd, stieg dann selbst auf und Beide kamen ohne weiteres Unglück in der Pachterwohnung an.

An einem guten Feuer von lockerem Reisig, welches im Kamin loderte, wärmte sich Jacques die erstarrten Hände; hierauf aß er mit der Familie des Pachters zu Nacht und dankte nach dem Abendessen so geschickt und artig für die Wohlthat, die er empfangen hatte, daß der Pachter geneigt war, mehr für ihn zu thun. Am andern Morgen konnte er es nicht über sich gewinnen, den armen verwaisten Knaben wegzuschicken, sondern beschloß kurz und gut, ihn bei sich zu behalten. Anfangs zeigte sich Jacques sanft und ruhig, allein je mehr er sich im Hause einnistete und merkte, daß der wackere Ratinel der gutmüthigste Mann in der Welt sei, der ihn doch so leicht nicht wieder verstoßen werde, je mehr kam sein trotziger und innerlich boshafter Charakter zum Vorschein. Kein Tag verging, daß er nicht aus bloßer Lust am Bösen irgend einen Streich ausübte. Bald schlug er einer brütenden Henne die Eier entzwei, bald stieß er in der Milchkammer wo möglich den größten Topf mit Sahne um, daß der ganze Gewinn auf die Erde floß. Doch meist immer wußte er seine boshaften Streiche auf das geschickteste zu verbergen. Nie war er froher, als wenn er es so anlegen konnte, daß ein Knecht

oder eine Magd gescholten wurde, oder wenn seine Zwischenträgereien und sein Ausschwatzen einen Streit zwischen den Dienstboten erregte.

Nach und nach trieb er es so arg, daß es selbst dem gutmüthigen Ratinel bisweilen leid wurde, wohlthätig gegen ihn gewesen zu sein; indessen tröstete er sich und dachte, indem er seinen Lieblingsgrundsatz im Sinne hatte: Irgend etwas Gutes wird mir doch noch daraus erwachsen, denn man sagt ja immer: Thue Recht und Du wirst die guten Folgen sehen. Ueberdies ist Jacques ja noch jung, seine Fehler sind nur Schalksstreiche; einen klugen Kopf hat er, das kann ihm Niemand absprechen, mit der Zeit wird er sich bessern.

Indessen wurde Jacques groß und besserte sich nicht. Nur immer geschickter wurde er, seine Streiche zu verbergen und sein bösartiges Gemüth zu verstellen. Eines Tages daher, als er eben wieder einen recht tückischen Streich ausgeübt hatte, nahm ihn der bekümmerte Ratinel, der sich über seine schlechte Aufführung wie ein Vater härmte, vor und sprach zu ihm: „Was soll aus Dir werden, Jacques? Du bist zu nichts gut, Du willst nichts thun, Deine Aufführung wird mit jedem Tage schlechter. Dennoch weißt Du, daß Du auf alles Das, was ich besitze und sammle, keine Ansprüche zu machen hast, sondern es, wenn ich sterbe, allein meiner Louison bleibt, die gerade so fleißig und gut ist, wie Du träge und tückisch; was willst Du also anfangen in dieser Welt?" — Jacques stand schweigend vor dem Pflegevater und schien in sich zu gehen. Nach einigem Besinnen fing er an: „Vater, zum Landmann habe ich kein Geschick, das sehe ich wol selbst und wozu man kein Geschick hat, dazu hat man auch keine Lust. Aber laßt mich studiren und Ihr werdet Eure Freude an

mir erleben. In kurzer Zeit will ich der beste Schreiber in der ganzen Gegend sein und Niemand soll ein Heiligenbuch besser ausmalen können als ich." Jacques hatte nicht Unrecht; zu dergleichen Arbeiten besaß er Geschick genug und hatte es schon zu Zeiten gezeigt, wenn einer der würdigen Väter aus Valsecret auf den Pachthof kam, oder gar der Vater ihn mit einer Bestellung auf das Kloster gesendet hatte. Ratinel dachte: Hast Du so viel an ihm gethan, so willst Du auch das noch thun und es wird sich gewiß endlich belohnen. Zwar Geld genug wird es kosten, allein ich darf ihn doch auch nicht auf der Landstraße aufgerafft haben, ohne ihn in den Stand zu setzen, dereinst sein Brot selbst zu verdienen. Am andern Morgen gingen sie daher zusammen nach der Stadt, wo sie den besten Lehrer im Schreiben aufsuchten, der es übernehmen wollte, Jacques in der Kunst zu unterrichten, Meß- und Heiligenbücher abzuschreiben, Vignetten dazu zu zeichnen und sie mit dem schönen Blau, Roth und Gold auszumalen, welches für ewige Zeiten Glanz und Farbe behält. Sie fanden einen Meister auf, der vortreffliche Bücher abgeschrieben hatte; allein der Preis, welchen er für seinen Unterricht forderte, war hoch. Dennoch entschloß sich Ratinel, das Geld daran zu wenden, und wurde mit dem Meister Handels eins. Jacques ging nun alle Morgen nach der Stadt, um zu lernen, und Abends kam er nach der Pächterei zurück, um daselbst zu schlafen. So kurze Zeit er im Ganzen hier zubrachte, so fand er doch noch immer Zeit genug, um boshafte Streiche in Menge auszuüben. Indessen waren die Berichte seines Lehrers sehr günstig, er machte reißende Fortschritte; so war denn Ratinel weniger streng gegen ihn und tröstete sich damit, daß er einen gelehrten Pflegesohn haben werde. Nach und nach, da

Jacques immer eifriger und geschickter wurde, fing dieser Gedanke an, seinem Stolz zu schmeicheln; er baute Luftschlösser darauf. „Ich merke doch," dachte er für sich, wann er bei der Arbeit auf dem Felde war, „eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt, die Wohlthat wird mir Segen bringen! Jetzt fängt meine Mühe und Sorge um Jacques an, ihre Früchte zu tragen. Er wird ein großer Gelehrter werden! Noch etliche Jahre und er kann meine Louison heirathen und sie braucht nicht die Frau eines einfachen Landmanns zu werden. Sie sind fast gleichen Alters. Zusammen erzogen, werden sie einander lieben. Und wer sollte denn meine Louison nicht lieben? Sie, die so hübsch ist, deren große schwarze Augen von so langen Wimpern beschattet werden, sie mit ihren frischen Lippen und Wangen, ihren weißen weichen Armen! O gewiß werden sie sich lieben! Und ich, nun ich bin ein Mann, der etwas erspart hat! Und ich werde noch mehr sparen, Alles für sie, für meine Kinder! Wenn sie mir dann dereinst die Augen schließen, werde ich ihnen Vermögen und Glück zum Erbtheil lassen und sie werden mein Andenken segnen!" Solche Träume machten Ratinel's Glück aus, wenn man bitter getäuschte Hoffnungen Glück nennen kann!

Es verging fast ein Jahr. Da brach zu Chateau Thierry die giftige Seuche der Blattern aus und richtete große Verheerungen an. Vielleicht wäre Ratinel in seiner einsam gelegenen Wohnung von dem Uebel nicht heimgesucht worden, wenn Jacques nicht täglich in die Stadt gegangen wäre. Allein um seine Lehrzeit bald zu beendigen, ging er nach wie vor zu seinem Lehrer nach Chateau Thierry. Es dauerte auch nicht lange, so erkrankte er und theilte der Tochter seines Wohlthäters das gefährliche Gift mit. Dies veranlaßte große Unruhen und Wehklagen in der stillen

Pächterei, denn in jenen Zeiten der Rohheit und Unsicherheit war ein Arzt gar eine seltene Sache. Und was vermochte auch die Wissenschaft der damaligen Aerzte gegen die Macht einer solchen Krankheit? Ratinel zog Alles zu Rathe, was sich nur in der Nachbarschaft auf die Heilkunde verstand, mit der zu jener Zeit die Astrologie fast immer verbunden war. Allein Alle gaben sie Mittel, die nichts fruchteten, die einander widersprachen, oder beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen auf so dunkle Weise, daß der Sinn der Antwort durchaus nicht zu enträthseln war. Nur in einem Punkt waren sie Alle derselben Meinung, indem sie nämlich, falls ihre eigenen Mittel die Krankheit nicht bezwingen sollten, sämmtlich eine und dieselbe Frau bezeichneten, die ihnen an Erfahrung und Kunst weit überlegen sei. Dies war eine Alte, welche man die Gytana, das heißt die Aegypterin oder Zigeunerin, nannte. Allgemein im Volk galt sie für eine Frau, die mit den tiefsten Geheimnissen der Natur vertraut sei; von der Unfehlbarkeit ihrer Prophezeiungen wußte man viel zu rühmen. Sie hatte eine olivenbraune Gesichtsfarbe, dunkel flammende Augen, langes, schwarzes Haar. Wenn sie ihre Künste begonn, ihre Sprüche ertheilte, gerieth sie in eine von Art prophetischer Begeisterung. Es erhöhte ihren Ruf, daß Niemand ihre Herkunft, ihren Namen kannte. Man wußte nur so viel, daß sie lange Zeit in den Pyrenäen umhergestreift und dann mit dem Heer des Connetable nach dem Innern Frankreichs gezogen war. In der letzten Zeit hatte sie sich dem Glücksstern des berühmten Ritters La Hire zugesellt, der im Namen des Dauphins Gouverneur von La Ferté Milon war, und heilte in seinem Lager die Krieger, welche Wunden vor dem Feinde erhalten hatten. Man wußte merkwürdige Geschichten davon zu erzählen, welche

Kraft ihre Worte hatten; ein Blick reichte hin, das Blut zu stillen, und wenn sie die schwerste Wunde nur mit ihren Händen drückte und strich, so heilte sie in wenigen Tagen zu, so daß keine Spur mehr davon zu sehen war.

Zu ihr begab sich Ratinel mit klopfendem Herzen, denn er fürchtete die Zaubermutter ein wenig und glaubte fast seinen christlichen Pflichten Eintrag zu thun, wenn er ihre Hülfe nachsuchte, die vielleicht selbst vom Teufel Beistand empfing. Er fand sie in einer Höhle am Ufer der Loire, wo sie unter allerlei seltsamen Zeichen und Geberden in einem Kessel, der auf Kohlen stand, einen Trank bereitete. Ratinel wollte eintreten. Doch sie erhob die Hand drohend gegen ihn und wies ihn zurück; er wollte gehen, allein sie winkte ihm zu bleiben. Er wollte sprechen, sie hieß ihn schweigen. — So stand er unentschlossen und wußte nicht, was er thun sollte. Die Gytana aber kümmerte sich nicht darum, sondern setzte ihre Beschäftigung fort. Nach etwa einer halben Stunde stand sie vom Feuer auf, trat vor die Höhle und sprach: „Was willst Du, Ratinel?" Er erstaunte, daß sie ihn kenne; doch trug er ihr sein Anliegen vor. „Dazu habe ich eben den Trank gekocht," sprach sie im gleichgültigsten Tone und Ratinel trat vor Staunen einen Schritt zurück. Sie aber fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob ich Deinen Kindern helfen kann; aber ich weiß noch weniger, ob Du es willst, denn ich fordere bisweilen seltsamen und hohen Lohn." — „Ich gebe Dir was ich vermag," antwortete Ratinel und zog seine mit Silberstücken wohlgefüllte Börse hervor. Doch die Alte lachte und sprach: „Dein Geld behalte, ich kann's nicht brauchen; das mache ich mir selbst, so viel ich davon haben will. Laß uns zusammen gehen; erst wenn ich Deine Kinder sehe, sage ich Dir, was ich verlange." — — Ratinel war erfreut, sie so

bereitwillig zu finden. „Doch," setzte er scheu hinzu, „werdet Ihr mir folgen wollen, weise Gytana, da ich nahe an einer Stadt wohne, die die Engländer besetzt halten? Und man weiß doch, daß Ihr des Messire La Hire's Leuten gute Dienste leistet." — Die Alte erwiderte nichts darauf, sondern nahm ihren Stab zur Hand und sprach: „Komm!" — Sie gingen. Es wurde dunkel, ehe sie die Wohnung Ratinel's erreichten, doch war der Himmel sternenhell. Die Gytana trat an Louison's Lager, betrachtete sie lange und sprach dann: „Arme Chipi! Arme Chipi!" — „Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Ratinel und heftete seine Blicke bang auf die gefurchte Stirn der Alten. „Mein Freund," sagte diese, „Chipi heißt so viel als ein Kind in der Sprache, wie wir sie in den Bergen mit den Basken reden. Aber es wundert mich nicht, daß Du das nicht verstehst. Denn Du weißt doch, der Teufel selbst ist sieben Jahre in Biscaya gewesen, aber hat die Sprache nicht lernen können. — Arme Chipi! Es wäre besser, sie stürbe! Aber sie wird nicht sterben, Vater! Arme Chipi, sie ist recht unglücklich!" — Ratinel führte sie jetzt zu Jacques' Bett. Als sie ihn erblickte, schauderte sie zurück und rief aus: „Du Rabe! Es! Es! (Nein! Nein!) Den heile ich nicht! Es bringt Unheil, einem Bösen Gutes zu thun! Er hat ein schlechtes Herz! Es! Es! Du Rabe!"

Ratinel bat. Er bot seinen ganzen Beutel mit Silberstücken! Die Gytana blieb unerbittlich. Endlich sagte sie: „Gut, Du bittest mich um Dein Unheil! Ich will Dir willfahren! Aber höre, was ich von Dir fordere. Du mußt der heiligen Sache der Armagnacs, der Du im Herzen längst zugethan bist, dienen. Jedesmal, wo die Engländer Chateau Thierry verlassen, mußt Du die Truppen an der Loire davon benachrichtigen, daß dieselben nicht un-

vermuthet überfallen werden. Gehst Du die Bedingung ein?" — Ratinel zögerte. Es ging an sein Leben! Rings umher lagerten Engländer und wohnten englisch Gesinnte. Kam es heraus, daß er den Feind warnte, so hing man ihn auf. Indessen er betrachtete Jacques, der von schwarzen Blattern bedeckt, entstellt, ächzend und wimmernd vor ihm lag. Die Gytana schwur, ihm nicht einen Tropfen Wasser zu reichen, als unter der gestellten Bedingung — so gab er nach und gelobte mit einem feierlichen Eide auf's Crucifix, was die Alte von ihm verlangt hatte. Sie reichte jetzt beiden Kranken den bereiteten Trank und ging. Schon am andern Tage, als sie wieder kam, befanden sie sich viel besser. Die Gytana betrachtete Louison stets freundlich und wiederholte ihr: „Arme Chipi!" Jacques gewährte sie aber ihre Hülfe nur mit Widerwillen, trotz Dem, was ihr Ratinel versprochen hatte, und oftmals murmelte sie ein baskisches Sprichwort vor sich hin, welches lautete:

„Erroya has eçac
Beguiac dedezac!"

Ratinel hörte es so oft, daß er es endlich auswendig behielt. Er sprach es absichtlich in Gegenwart der Gytana laut aus. Sie sah ihn mit einem furchtbaren Blick an und sprach: „Ich wollte, Du verständest es! Aber auch, wenn ich's Dir deutlich mache, wirst Du's nicht verstehen. Es heißt: „Fütt're einen Raben, so hackt er Dir die Augen aus!" — Damit verließ sie die Hütte und kehrte nicht mehr wieder, denn die Kranken waren nun so weit genesen, daß sie ihrer Hülfe nicht mehr bedurften. Allein welche Trauer überfiel den armen Ratinel, als er sah, daß seine liebe, sanfte, hübsche Louison völlig unkenntlich geworden war! Die Augenlider blieben roth, die Wimpern waren ausgefallen. Tiefe Furchen hatten ihr das freund-

liche Gesicht zerrissen; ihre Brust war durch die Gewalt des Uebels geschwächt, daß sie nur mühsam ging und Athem holte. Jacques dagegen zeigte fast keine Spur von der Krankheit auf seinem Gesicht. So ungleich war das Schicksal in seinem Urtheil! Die arme Louison hätte es vielleicht nie erfahren, wie häßlich sie geworden war, denn zu jener Zeit waren die Spiegel ein noch unbekannter Luxus, zumal in einer Pachterwohnung. Allein Jacques fand eine Freude daran, es ihr täglich vorzusagen, sie immer wieder daran zu erinnern. Endlich schenkte er ihr sogar einen Spiegel von Stahl, den er in der Stadt aufgetrieben hatte; dies war das einzige Geschenk, welches er seiner Schwester jemals gemacht hatte. Louison blickte hinein und trat erblassend und vor sich selbst erschreckend einen Schritt zurück; dann flossen ihre Thränen leise, sie seufzte auf, sprach aber kein Wort. Jacques lachte höhnisch und fragte: „Nicht wahr, Du siehst gut aus? Es ist ein schönes Ding um einen Spiegel!“

Von jener Zeit an war Ratinel sehr traurig. Zwar dachte er wol noch zuweilen an seine Luftschlösser und wenn er sein eigenes Herz fragte, so konnte das Unglück, welches seine Louison betroffen hatte, Jacques' Liebe zu ihr nur vergrößern. Wenn er aber auf der andern Seite sahe, wie sein sonst so hübsches Kind oft einen unwillkürlichen Schrekken bei Denen erregte, die sie unvermuthet erblickten; wenn er sahe, wie wenig Mitleiden Jacques mit ihr zu haben schien: dann stiegen doch düstere Besorgnisse in ihm auf, daß die Zukunft seiner Louison eine unglückliche werden könne. Heirathen, dachte er, wird er sie wol, wenn er dadurch der Erbe meines hübschen Gütchens wird, allein ob er sie liebhaben, ob er sie sanft und freundlich sein Lebelang behandeln wird, wer will mir dafür stehen?

Je nun, man muß abwarten, was geschieht, tröstete sich Ratinel weiter; wenn er die gesetzten Jahre erlangt haben wird, wo man heirathet, so, denke ich, wird er auch wol so viel Vernunft und Liebe bekommen haben, daß er einsieht, er dürfe mein armes Kind sein Unglück nicht entgelten lassen, sondern müsse doppelt freundlich und wohlwollend zu ihm sein, um es zu trösten. Ich werde ihm immer mehr Gutes thun und täglich freundlicher zu ihm werden, das wird er mir schon vergelten; was ich an ihm thue, thue ich meiner Louison. Ich will also weder Kosten noch Mühe sparen, daß etwas Tüchtiges aus ihm werden soll. Der Fastnachtsabend kommt heran, da halten die Schüler von Chateau Thierry ihren Hahnenwettkampf. Mein Jacques soll auch dabei sein und er soll nicht den schlechtesten Hahn haben, dafür stehe ich! Ich will nur gleich meinen großen spanischen auf gute Fütterung setzen, damit ich Jacques überraschen kann, wenn er zu mir kommt und mich bittet, denn das, weiß ich gewiß, wird er thun.

Die Fastenzeit war herangekommen. Am Tage vor dem Fastnachtsabend ging es beim Vater Guibal, der zum Burgundischen Kreuz in Chateau Thierry einen Weinschank hielt, so lustig her, daß es selbst dem Wirth fast zu bunt wurde. Der Carneval mußte über die Gebühr durstig gemacht haben, denn die Schüler von Chateau Thierry, welche den Vorabend ihres Königsfestes feierten, saßen auf der einen Seite der großen Trinkstube, englische Soldaten in einer andern Ecke und den übrigen Raum erfüllten eine Menge anderer abenteuerlicher Masken. Man schrie, lachte, zankte und jubelte durch einander; die Kriegsknechte sangen ein Lied, was schwerlich aus dem Gesangbuche genommen war, im Nebensaal erschallte der gellende

Klang einer Schalmei und eines Dudelsacks und die hübschesten Jungfern von Chateau Thierry drehten sich im Tanze mit den Soldaten. Vater Guibal schenkte den Wein in vollen Kannen aus und konnte doch den Durst seiner Gäste nicht rasch genug stillen, denn bald hier bald dort klingte man mit dem zinnernen Becher an die Kannen und rief: „Hier Wein her, Jungfer Rosette, Wein her!" und das schmucke Schenkmädchen mit den schwarzen Locken und Augen mußte geschwind wie ein Reh auf den Füßen sein, um allen Gästen schnell zu genügen, die da verlangten, daß sie ihnen den Trunk mit ihren frischen Lippen kredenzen sollte. Der Einzige in der ganzen Versammlung, der nicht aufgeweckt schien, war Jacques, er saß an der Ecke des Tisches in Nachdenken versunken da und nur von Zeit zu Zeit wendete er sich an seinen neben ihm sitzenden Lehrer und sprach leise aber sehr ernsthaft mit ihm.

„Beim heiligen Crispinus, dem Schutzpatron dieser Stadt!" rief ein Schüler, „ich verwette meine morgende Königskrone, oder, wenn Einer lieber will, ein Maaß vom besten Wein, den Vater Guibal im Keller hat, daß Jacques da unten auf irgend einen Teufelsstreich denkt, so etwas wie neulich, wo er dem alten Hauswart so geschickt eine Fallgrube gegraben hatte, daß der arme Schuft bis über den Hals hineinfiel und fast die alten Gliedmaßen gebrochen hätte. Nun, wer will wetten?"

„Ha, ha, ha," entgegnete ein anderer Schüler, „Deine Königskrone von morgen früh ist auch wol des Wettens werth. Du denkst doch wol nicht daran, unser Monarch zu werden?" — „Kein Streit," riefen andere dazwischen, laßt uns lieber unser Königslied singen. Vielleicht ärgern wir sogar die Schufte, die Engländer, damit."

Und sofort stimmte der volle Chor der Schüler an:

„Quand li roi fut couronné
A la sainct Jéhan d'été,
Vive! En France
La reigne Blanche!"

„Was Teufel!" rief einer der Engländer aus, der sich vom Wein erwas erhitzt hatte, „ich glaube, die Irrwische da wollen uns necken! Es gibt keine andere Königin in Frankreich, als Madame Isabeau! — Schweigt, ihr Zwerge, ihr Milchbärte, ihr Gelbschnäbel! Es lebe Madame Isabeau!" — Die Schüler, auch durch den Wein muthiger als gewöhnlich, sangen desto lauter:

„Vive! En France
La reigne Blanche!"

und hatten ihre Freude daran, zu sehen, wie die Engländer vor Zorn so roth wurden wie die rothen Hahnenbüsche auf ihren Helmen. „Was meint Ihr," fing der Erste wieder an, „soll ich einmal den Schulmeister der Burschen da machen? Die flache Klinge oder Karbatsche, das kommt auf eins heraus! Ich dächte, wir zögen sie hier einzeln über die Schemel und ließen sie rathen, womit sie ihre funfzig bekommen!" Dabei stand er zugleich auf, zog seinen breiten Haudegen heraus und wollte nach dem Tisch der Schüler gehen. Ein Theil seiner Kameraden wollte ihm nach, ein Anderer hielt die Erbitterten zurück. Die Schüler dagegen ergriffen tüchtige Knittel und dachten darauf, die Schemel zu ihren Schilden zu machen; und zugleich rief der übermüthige junge Vorsitzer, ein Bursch von noch nicht sechzehn Jahren, herausfordernd aus: „Nur näher, Ihr langer englischer Trunkenbold, wir wollen Euch auf französische Art zum Ritter schlagen, daß Ihr in Eurem Leben nicht wieder unsere Königin Blanche zu verunglimpfen wagt!"

Auf die trotzig übermüthige Rede sprangen die sämmtlichen Engländer auf, und im gleichen Augenblicke auch sämmtliche Schüler, indem sie die Schemel, auf denen sie gesessen hatten, hoch in die Luft schwangen. Und jetzo wäre es zu einer vielleicht blutigen Fastnachtsschlacht gekommen, wenn nicht auf der einen Seite Meister Laurentius, Jacques' Lehrer und der Aufseher der ganzen Schule, und auf der andern der alte Vater Guibal mit einer mächtigen zinnernen Weinkanne in der Faust dazwischen gesprungen wäre und den Frieden vermittelt hätte. „In nomine Dei, patris et filii! Quid agitis!" rief Meister Laurentius und runzelte die schwarzen finstern Augenbraunen. „Holla, ho! Beim St. Crispin! Ruhig in meinem Hause, Ihr Herren!" rief Guibal und hielt die Kanne wie einen Bollwerksthurm der andringenden Schar entgegen. „Wollt Ihr eine Schlacht liefern, so geht hinaus vor den Wall oder marschirt nach Remont-Voisin, wo die Vorposten des Messire La Hire stehen; aber hier in meiner Trinkstube muß Ordnung sein, oder ich rufe die Scharwache herbei!" — „Pax vobiscum!" intonirte Meister Laurentius und machte das Zeichen des Segens. „Ihr ereifert Euch zur Unzeit, werthe Herren! Die Königin Blanche, müßt Ihr wissen, gehört zum Feste morgen; wenn Ihr wollt, werde ich Euch das mit Ruhe erklären! Aber gebt mir dazu erst ein Maaß Wein," wandte er sich zum Vater Guibal, ohne weiter zu fragen, ob man seine Erklärung anhören wollte, denn er war es gewohnt, sich ein gewichtiges Ansehen zu geben, wo es galt, eine Rede zu halten. Da seine Schüler ehrerbietig dasaßen, so meinten die Kriegsknechte ihrerseits auch, es zieme sich für sie und werde ihnen Ansehen geben, wenn sie dem gelehrten Manne ehrerbietig zuhörten. Er setzte sich, that einen tiefen Trunk und hub an:

„Hier ist nur von einer Fastnachtskrone die Rede. Sehet, morgen wird hier der König der Neude, roy de la Neude nannten ihn unsere Voreltern schon seit undenklichen Zeiten, gekrönt. Was die Sache ist, wißt Ihr; nämlich jeder Schüler von Chateau Thierry bringt am Fastnachtsdienstage einen Hahn herbei, alle diese Hähne läßt man nacheinander zusammenkämpfen und der Schüler, dessen Hahn siegreich bleibt, heißt der König der Neude. Aber der Name! Der Name ist schwer zu deuten! Einige wollen ihn ableiten von dem alten Wort neu, was so viel bedeutet als neuf oder nouveau, so daß es dann hieße, der König der Jugend, nämlich der jungen Leute; allein diese Herleitung bleibt zweifelhaft und eine andere kennt Niemand, sogar ich selbst nicht. Eben so wenig kann man mit Gewißheit sagen, wer den Gebrauch selbst eingesetzt hat. Einige meinen, es sei die Königin Bianca von Castilien gewesen, die Mutter des heiligen Ludwig's; aber der Rundreim, den die jungen Leute dabei singen, paßt keineswegs zu dieser Ableitung, obwol er uns von unsern Urvätern her überliefert worden ist. Denn, hört einmal aufmerksam zu, wie heißt es in diesem Liede?

„Quand li Roy fut couronné
A la sainct Jéhan d'été," etc. etc.

Dies paßt aber weder auf den Mann, noch auf den Sohn der Königin Bianca von Castilien; denn bei Gelegenheit der Krönung Ludwig's des Achten wurden zwar die Schulen geschlossen, wie der berühmte Dichter Nicolas de Braïa, der die Thaten dieses Königs besungen hat, in folgenden Versen berichtet:

„Tunc labor et studium logicorum lisque quiescit,
Cessat Aristoteles, nec Plato problemata ponit."

allein von einer neuen Institution zu Gunsten der Schüler und Studenten erzählt kein Chroniker jener Zeit!"

Die Engländer saßen da und hörten mit halb offnem Munde und starren Augen der gelehrten Rede zu, von der sie jedoch nichts verstanden; es stand ihnen aber, meinten sie, selbst höchst gelehrt, wenn sie mäuschenstill aufhorchten und dann und wann beifällig nickten.

„Ueberdies," fuhr Laurentius fort und warf sich in die Brust, da er sah, welchen Eindruck seine Gelehrsamkeit machte, „ist weder Ludwig der Achte, noch Ludwig der Neunte am St. Johannistage im Sommer gekrönt worden, sondern Ludwig der Achte wurde im August am Tage des heiligen Sixtus gekrönt und von Ludwig dem Neunten weiß man es ganz genau, denn es heißt in der gelehrten Chronika von Wilhelm von Nangis: „„Der gebenedeite Herr Sanct Looys empfing die heilige Salbung am Sonntage Adventus unseres Herrn durch die Hand des gnädigsten Monseigneur Jacques, Bischof von Soissons, weil zur Zeit der Sitz des Erzbischofs zur alten Stadt Rheims erlediget war."" Seht Ihr, so heißt es wörtlich. Andere sind daher der gelehrten Meinung, daß diese Einrichtung von Blanca von Artois herstamme, welche die Nichte des heiligen Ludwig war. Ich selbst, muß ich Euch sagen, glaube, daß diese Hahnenkämpfe eigentlich britannischen Ursprungs waren — „Ja, ja! So wird es sein!" riefen die Engländer unterbrechend und freuten sich, daß ihrer Nation die Ehre derselben zukommen sollte, — „denn," fuhr Laurentius fort, ohne sich stören zu lassen, „Blanca von Artois heirathete in zweiter Ehe den Grafen Edmund von Lancaster und daher — —"

„So ist's!" rief der Vorsitzer am englischen Tisch. „Von den Engländern stammt der Hahnenkampf! Ihr seid ein

grundgelehrter Mann, Ihr sollt leben! Hoch!" — Im Grunde hatten Alle des Redens satt und waren froh, daß es wieder ans Trinken ging. So versöhnten sich die Gemüther rasch und stießen mit den großen Humpen wacker an. Laurentius aber, der noch gern eine Weile fortgeredet hätte, rief in den Lärmen hinein: „So seht Ihr wol, Ihr Herren Engländer, daß unsere Lieder Euch keinen Anlaß zum Zorn zu geben brauchen. Wir feiern morgen ein Fest, das Euren Ruhm so gut auf die Nachwelt bringt als unsern. Also stellt Euch hübsch bei dem Kampfe als Zuschauer ein und bewegt auch den Herrn Commandanten, daß er den Triumph des Siegers verherrlichen hilft! Also morgen, auf Wiedersehen!" Damit leerte er seinen Humpen und ging hinaus. Die Schüler folgten ihm, denn es war schon spät in der Nacht und mancher hätte auch trotz der Finsterniß auf den Gassen von Chateau Thierry Noth gehabt, seine Wohnung aufzufinden.

Am andern Morgen lange vor Tagesanbruch war Jacques schon auf und pochte an Ratinel's Schlafkammerthür. „Wer ist da? Was gibt's?" fragte dieser; Jacques nannte seinen Namen und trat ein. „Guten Morgen, mein Junge," redete ihn Ratinel, der einen sehr guten Traum gehabt hatte, an; „was bringst Du? Fast möchte ich wetten, ich weiß es schon vorher!" — „Ich hätte wol eine Bitte an Euch, Vater Ratinel!" erwiderte jener. „Siehst Du, da habe ich Dich!" rief Ratinel und sprang aus dem Bett. „Aber meinst Du, ich hätte nicht schon im Voraus an Dich gedacht? Meinst Du, ich würde es vergessen, daß Du heut gern König der Reude würdest? Aber sieh einmal her," dabei schlug er ein über einen Käfig gebreitetes Tuch zurück, „sieh her, ob Du auf zehn Lieues in der Umgegend solch einen Kampfhahn findest, wie hier in meinem hölzernen

Guckkasten zu sehen ist. Sieh nur die breite Brust, die er hat, und wie er den Kopf trägt. Und da, das glänzende, feurige Auge, den harten Schnabel und was er für festes Fleisch hat und die scharfen Sporen! Ich sage Dir, das ist ein Kerl, der siegen muß! Seit drei Monaten habe ich mich aber auch auf allen Märkten umgesehen, damit Du einen tüchtigen Ritter im Hahnenturnier stellen könntest. Nun, was meinst Du?"

„Ich danke Euch, Vater Ratinel, ich danke Euch bestens," entgegnete Jacques; „ich glaube selbst, Ihr habt durch Eure Wahl meinen Sieg gesichert."

„Ja, mein Junge, ich verwette ein feistes Kalb darauf, Du bist morgen König der Neude. Ich höre sie schon im Geiste rufen: „Vive le roy de la Neude!" — „Ich glaube es auch," erwiderte Jacques, „und freue mich von ganzem Herzen dazu, allein —"

„Junge, was denkst Du von mir?" fiel ihm Ratinel ins Wort; glaubst Du etwa, ich weiß nicht, was es heißen will, König sein? Die Krone ist und bleibt eine Last, selbst im Scherz, das weiß Niemand so gut als ich. Aber ich werde Dich nicht ohne Schatz lassen; denn das war es doch, was Du noch auf dem Herzen hast. Die Carnevals-Lustbarkeiten werden Deinen Säckel auch geleert haben; ich weiß, was Bänder und Näschereien kosten und daß der alte Graubart, der Guibal, seinen Wein nicht umsonst ausschenkt, sondern einen Sous für das Maaß verlangt, der alte Wucherer! Aber sein Wein ist gut und Du, als König, sollst vom besten trinken und geben. Du mußt freigebig sein, ich weiß es, darum bin ich es auch. Hier nimm!" Dabei drückte er ihm sechs halbe Francs in die Hand, eine Summe, die zu jener Zeit ausreichte, um das lustigste Gelag zu bestreiten.

„Wahrhaftig," rief Jacques, Ihr seid sehr gut, Vater Ratinel! Diese Eure Güte gibt mir Muth, Euch eine Bitte vorzutragen, die ernsterer Art ist, als jene Kindereien."

Ratinel horchte hoch auf; das Wort gefiel ihm nicht, das Jacques gebrauchte, und überhaupt freute er sich nicht herzlich genug und er selbst hatte sich doch schon so lange auf den Tag gefreut, wo er ihn mit diesen Geschenken erfreuen wollte, die seiner Meinung nach die Wünsche eines so jungen Menschen über alle Erwartung befriedigen mußten. „Indessen," dachte er, „jeder Mensch hat seine Weise und Jacques ist nun einmal so. Du thust ihm Liebes an und er wird dessen gedenken. Eine gute Handlung bleibt nicht unbelohnt; jedenfalls wird Dir die Wohlthat Segen bringen!" — „Nun, was wäre denn das?" fragte er Jacques recht freundlich.

„Seht," entgegnete dieser, „die Bücher, die ich abschreibe, sind jetzt so gut und besser, wie die der geschicktesten Schreiber. Aber ich darf mich noch nicht Meister nennen; ich gelte nur für einen Lehrling, einen Schüler und kann mein Brot nicht damit gewinnen, weil ich weder einen Laden noch eine Kundschaft habe. Nun habe ich gestern Abend mit meinem Lehrer, dem Meister Laurentius, beim Vater Guibal ausführlich gesprochen und er ist bereit, mir seinen Meistertitel und die ganze Kundschaft abzutreten, wenn ich ihm zweihundert Livres bezahle. Der Preis ist freilich etwas hoch, aber er will einmal nicht anders und läßt keinen Sous, keinen Heller davon ab. Nun habe ich darauf gerechnet, Vater, daß Ihr mir das Geld gebt!"

„Jacques, wo denkst Du hin," rief Ratinel erstaunt und trat einen Schritt rückwärts; „das ist ja eine ungeheure Summe! Es ist mehr als ich für meine arme Loui-

son aufgespart habe, um sie auszusteuern! Und sie braucht eine reiche Aussteuer, seit sie das Unglück mit der Krankheit gehabt hat. Ich kann ihr doch nicht Deinetwegen Alles nehmen?"

„So weiß ich nicht, was ich in der Welt anfangen soll," rief Jacques und drehte sich im Verdruß trotzig um. „Ich könnte Euch ja das Geld mit der Zeit zurückgeben," fuhr er nach einigen Augenblicken sanfter fort. „Ich werde schon etwas damit gewinnen."

„Jacques, Du kennst mich, ich bin Dir gut, aber das ist zu viel für meine Kräfte. Mein leibliches Kind geht vor! Ueberdies habe ich so viel Geld gar nicht."

„Die ehrwürdigen Herren Patres von Valsecret schießen Euch gewiß vor," antwortete Jacques.

„Ja, nur, wenn ich ihnen die Meierei in Pfand gebe, die sie mir gern wieder abnehmen möchten; aber das geht nicht. Ich könnte sterben, ehe ich sie ausgelöst hätte, und was würde dann aus Louison! Nein, Jacques, nimm Vernunft an, so gern ich etwas für Dich thäte, es geht nicht! Schlag Dir's aus dem Sinn! Vielleicht findet sich bald eine andere, wohlfeilere Gelegenheit!"

„Wenn sie nicht vom Himmel fällt," rief Jacques mit Thränen des Verdrusses im Auge, so wüßte ich nicht, wo sie herkommen sollte! — Aber ich wußte es wol voraus, daß Ihr mir nichts geben würdet," fuhr er fort, indem er sich mehr und mehr erhitzte, „denn Ihr geltet in der ganzen Gegend für einen Geizhals und habt niemals etwas für mich thun wollen!"

„Jacques! Jacques! Bist Du es wirklich, der so zu mir spricht?" rief Natinel aus und schlug die Hände über dem Haupt zusammen; „ich habe Dich halb verhungert von der Landstraße aufgerafft und in mein Haus gebracht,

ich habe Dich ernährt und gekleidet und etwas lernen lassen und Du wagst mir zu sagen, ich hätte nichts für Dich gethan? Schäme Dich, Du Undankbarer!"

„Ja, Ihr habt mich als Knaben ernährt und wollt mich, da ich erwachsen bin, verhungern lassen! Das ist's, was Ihr für mich thut," erwiderte Jacques erbittert. „Aber seht zu, was Ihr thut! Wollt Ihr mir das Geld nicht geben, so weiß ich, was ich zu thun habe. Ich werde mir's schon auf andere Weise zu verschaffen wissen! Es gibt Dinge, die, wenn sie der englische Commandant in Chateau Thierry hört, gut bezahlt werden! Ich weiß —"

„Unglücklicher, halt ein!" rief Ratinel und drückte ihm die Hand auf den Mund. „Was weißt Du? Was darfst Du wissen! Womit darfst Du mir drohen?"

„Ich weiß, wer auf die hohe Buche im Busch hinterm Hanse allemal eine Stange mit einem weißen Tuch aufsteckt, wenn die Engländer aus Chateau Thierry gegen die Leute des Messire La Hire ausrücken, und wer Nachts ein Bund Stroh anzündet, daß es die ersten Posten zu Remont-Voisin sehen können! Ich weiß, wer das thut und kann es verrathen!"

„Jetzt brach Ratinel's Langmuth. „Nichtswürdiger! Elender!" rief er und packte Jacques bei den Schultern, „Du weißt aber auch, warum ich das thue! Du weißt, daß ich Dein Leben gerettet habe durch dieses gefährliche Versprechen! Weißt, daß die Gytana, die Dich heilte, dies zum Lohn verlangte! Längst begraben wärest Du, wenn ich das nicht gethan hätte. Und das willst Du verrathen? Wage es, Du Nichtswürdiger, das noch einmal zu sagen!"

„Es wäre mir lieber, Ihr hättet mich damals sterben lassen, als daß Ihr mich jetzt verhungern laßt," war Jac-

ques' trotzige Antwort, indem er sich losriß; „entweder thut, was ich verlange, oder ich sorge für mich, wie ich Euch gesagt habe. Wer weiß, wie viel Euch die Schurken, die Armagnacs, die mir mein Erbtheil genommen und meinen Vater gehangen haben, dafür bezahlen, daß Ihr ihr Spion seid!"

„O hätten sie Dich mitgehangen, Du Drachenbrut!" rief Ratinel, der sich vor Zorn nicht mehr kannte; und zugleich ergriff er in der Wuth die Feuerzange, die auf dem Kamin lag, packte Jacques im Genick, schleuderte ihn mit überlegener Kraft zu Boden und schwang das glühende Eisen über dem Haupt des Undankbaren. Und jetzt hätte er ihm den verdienten Lohn gegeben, als plötzlich Louison, die den Lärmen der Streitenden gehört hatte, dazwischensprang und ihrem Vater in den Arm fiel und sich weinend und flehend so fest daran hing, daß Jacques Zeit gewann, aufzuspringen und sich bleich und bebend in eine Ecke des Gemachs zu drücken.

Ratinel ließ ermattet die Hand sinken. Er warf die Zange wieder in den Kamin und sprach seufzend, indem er seine Tochter ans Herz drückte: „Und Du rettest ihm noch das Leben, mein armes Kind! Sieh zu, was Dir für Unheil daraus erwachsen wird. Er ist ein Ungeheuer, ein Basilisk! Ja, ja, das Sprichwort hat Recht: Brüte ein Hahnenei aus, so wird eine Schlange herauskriechen! Weißt Du, was er thun will? Brandschatzen will er mich wie einen Gefangenen! Mich überliefern, mich den Engländern verrathen!"

„O das wird er nicht thun, nimmermehr, mein Vater!" sprach Louison weinend und begütigend.

Jacques stand in der Ecke und die Knie schlotterten ihm vor Angst; er wagte sich nicht hervor, um aus der Stube zu

flüchten, denn es war ihm bange, Ratinel würde ihn packen und ihm den verdienten Lohn geben. Doch dieser sprach: „Fort, mir aus den Augen, Elender! Nimmermehr laß Dich hier wieder im Hause sehen! Sonst thue ich, was mich vergeblich reuen würde!“ Er winkte, Jacques schlich, noch an allen Gliedern vor Schrecken zitternd, hinaus.

Louison ging ihm nach. Vor der Thür holte sie ihn ein und faßte seine Hand. „Lieber Jacques, gib nicht die Hoffnung auf! Der Vater wird sich versöhnen lassen, Du wirst wiederkommen dürfen. Bleib nur heut in der Stadt, morgen wird sich Alles gut machen. — Aber Du hast ja Deinen Hahn nicht mitgenommen? Wart nur einen Augenblick hier, ich werde ihn gleich holen.“ — Sie lief zurück und brachte ihm den Käfig mit dem Hahn. „Gewiß, Du wirst bald zurückkommen!“ rief sie ihm noch einmal nach, indem er ging. „Ja bald, recht bald,“ antwortete er und ging hastig der Stadt zu.

Er kam eben noch zur rechten Zeit in Chateau Thierry an, um dem Kampfe beizuwohnen, den die Hähne der Schüler anstellten. Ratinel's Hahn bewährte sich noch über Erwartung; er schlug Alle, die ihm entgegentraten, in die Flucht oder zu Boden und nach wenigen Stunden wurde Jacques zum Könige ausgerufen. Er hielt an der Spitze seiner Mitkämpfer, die nun für diesen Tag seine Vasallen waren, einen Umzug unter den versammelten Zuschauern und kam so auch zu dem englischen Commandanten, der ihn freundlich begrüßte. Jacques nahm die Gelegenheit wahr, ihm zu sagen, daß er ihm etwas Wichtiges zu vertrauen habe. Dieser zog ihn nach beendigtem Umzuge bei Seite und sie hielten ein langes Gespräch miteinander. Mit vergnügten Augen kam Jacques von da in den Kreis seiner Mitschüler zurück und ging sogleich zu seinem Lehrer,

um ihm den Antrag zu machen, daß er sein Geschäft kaufen wolle. Er zeigte dabei eine Börse mit Gold vor, die den Kaufpreis wenigstens zwiefach enthielt!

Ratinel saß am Kamin und schnitzte zierliche Holzstäbe zurecht, die er auf dem Markt zu verkaufen pflegte; sein Zorn war halb verraucht. „Es ist ein Wort," dachte er, „das dem Gereizten in der Hitze entfahren ist; er wird so schändlich nicht handeln, das vermag kein Mensch!" Indem kam Louison ängstlich herein und berichtete, draußen stünden englische Soldaten in großer Menge und besetzten den Pachthof. Ratinel schreckte zusammen, seine Lippen erblaßten; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, aus der ein kalter Angstschweiß plötzlich ausbrach. „Kind, wir sind verloren!" rief er aus; „Jacques, die giftige Natter, hat uns verrathen! Komm, gleich zur Hinterthür hinaus, durch den Wald, wir wollen sehen, ob wir die Loire erreichen können." Er zog die bestürzte Tochter hastig mit sich fort, doch als sie in den Hof kamen, traten ihnen schon englische Lanzenknechte entgegen. „Da ist der Spion! Greift ihn! Ihn und seine Tochter!" rief der Anführer, und auf der Stelle wurden sie Beide gepackt und in das Gemach geschleppt. Ratinel wollte sich entschuldigen, wollte läugnen; doch vergeblich, Jacques hatte zu viel verrathen, die Beweise lagen offenkundig da. Louison vermochte nichts als zu weinen und sich an ihren Vater anzuklammern. Doch als jetzt der Offizier das Schreckenswort aussprach: „Schneidet dem Hunde die Ohren ab, reißt ihm die Zunge aus, blendet ihn und hängt ihn dann an Händen und Füßen auf, bis er im Dampf seines brennenden Hauses erstickt," da that sie einen lauten Schrei der Angst, stürzte sich dem Offizier zu Füßen und rief: „Er ist unschuldig! Ich war es, die den Feind benachrichtigte! Bringt mich um!"

Doch der rohe Barbar stieß sie mit dem Fuß zurück und rief: „Fort, Du widerliches Scheusal! Du magst Dich dazu hängen, wenn Du Lust hast. Macht mit ihr, was Ihr wollt, Leute! Plündert den Hof und steckt ihn in Brand!" — So wand er sich von ihr los, riß ihr dabei mit dem Sporn in den Arm und ging hinaus! — Ratinel ballte krampfhaft die Fäuste, schlug um sich wie ein Rasender und schleuderte drei Kriegsknechte zu Boden. Doch bald hatte man ihn überwältigt, band ihm Hände und Füße über den Rücken zusammen und fing an die grausame Marter an ihm zu vollziehen, indem man ihn an einem Seil in die Höhe zog. Da sah er, während Einer der Henkersknechte ihm das Ohr herunterschnitt, daß die Andern über seine arme Tochter herfielen und sie zu wildem Misbrauch, ein Schicksal, vor dem selbst die grausame Krankheit, die ihre Schönheit zerstört hatte, sie jetzt nicht schützte, auf den Boden warfen. Bei diesem Anblick und dem Angstgeschrei Louison's schrie Ratinel laut auf wie ein Rasender: „Blendet mich gleich, daß ich's nicht sehe, habt Barmherzigkeit, blendet mich!" Doch ehe der Stahl in seine Augen drang, war das Aeußerste geschehen und Ratinel rief jammernd und verzweifelnd aus: „Warum habe ich geglaubt, daß eine gute That sich belohnt, daß eine Wohlthat Segen bringen muß!" — Da schlugen schon die Flammen aus dem Dache auf und die Soldaten mußten flüchten. Höhnend und mit Peitschenhieben trieben sie die arme Louison vor sich her zum Gehöft hinaus, bis sie für todt auf den Boden niedersank. Dort ließen sie sie liegen, schwangen sich auf die Pferde und ritten nach Chateau Thierry zurück.

Als Louison erwachte, wälzte sich eine dichte Rauchwolke über sie hin. Das Haus ihres Vaters war schon zusammengestürzt. Vergeblich rief sie händeringend seinen

Namen in die Glut hinein, vergeblich lief sie rings um das Haus und den Hof herum, von allen Seiten nur Rauch und Flammen. Er konnte nicht mehr am Leben sein!

Weinend setzte sie sich endlich vor dem dampfenden Gehöft auf den Boden, wo die Glut sie wenigstens vor der Kälte schützte; denn sie war beinahe unbekleidet, da Die, welche sie mishandelten, ihre Kleidungsstücke fast ganz herabgerissen hatten. So brachte sie den Tag, so brachte sie die Nacht zu. Am andern Morgen quälte sie der Hunger, sie ging in die nächste Hütte und bettelte um Brot. Doch alle Bewohner der Gegend waren Anhänger der Engländer, oder fürchteten sich, die Tochter des Spions aufzunehmen. Mitleidslos wurde sie zurückgewiesen; so ging es ihr an der zweiten, an der dritten Hütte, überall wo sie anklopfte. Endlich sank sie erschöpft unter einem Baum in den Schnee nieder. Es war derselbe, wo ihr Vater vor sieben Jahren Jacques am Wege gefunden hatte. Da hörte sie von weitem fröhliches Geräusch, Gesang und Schallmeien. Es waren die Schüler von Chateau Thierry, die, wie es Gebrauch ist, nach Valsecret zogen, um, ihren König an der Spitze, den frommen Vätern ihre Huldigung darzubringen, denen der König eine Anrede halten mußte. Sie hatten ihre Hüte, wie es Sitte war, mit Stechpalmen geschmückt und waren fröhlich und guter Dinge, denn es erwartete sie im Kloster eine reichliche Mahlzeit und zum Abend hatte der König der Neude, Jacques, der plötzlich reich geworden war, ihnen beim Vater Guibal ein großes Trinkgelag versprochen. Es sollte zugleich zum Abschiedsschmaus sein, denn er war ja nun nicht mehr Schüler, sondern konnte sich Meister Jacques nennen, ein Titel, unter dem er lange Zeit als der beste Copist der ganzen Gegend bekannt blieb. — Als sie an dem Baum vorüber kamen, unterbrach eine klagende

Stimme ihren fröhlichen Gesang; sie hielten inne. Da rief Louison: „Jacques, Jacques! Was hast Du gethan! Erbarme Dich meiner, mich hungert und friert!“ Die Schüler wandten sich um, doch Jacques rief grinsend: „Laßt sie; Das ist die Tochter des Spions, seht, wie der Teufel ihr Gesicht gezeichnet hat!“ Damit wandte er sich ab. Die Knaben, in unwissender Rohheit, machten Schneebälle und warfen höhnend nach Louison damit. Sie wollte sich aufraffen und flüchten, doch ihre erstarrten, erschöpften Glieder versagten ihr den Dienst und sie sank wieder in den Schnee zurück. Der Zug ging vorüber. — „Ach,“ seufzte Louison matt, als sie allein war, „also das ist der Segen der Wohlthat! Wo soll denn der Gute seinen Lohn bekommen!“ — „Dort oben, arme Chipi,“ sprach eine Stimme neben ihr und eine Hand deutete gen Himmel. Es war die Gytana, die eben des Weges kam. Sie beugte sich nieder, um der Armen zu helfen; doch es war zu spät. Matt öffnete sie nur noch einmal die Augen, blickte nach dem Himmel, auf den die Zigeunerin zeigte, seufzte und verschied. — „Arme Chipi,“ wiederholte die Zigeunerin und betrachtete sie gerührt. „Aber ich wußte ja voraus, wie es kommen mußte.“

„Erroya has eçac
Beguiac dedezac!“

Volksbibliothek
VI. Kanalgasse 10

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.